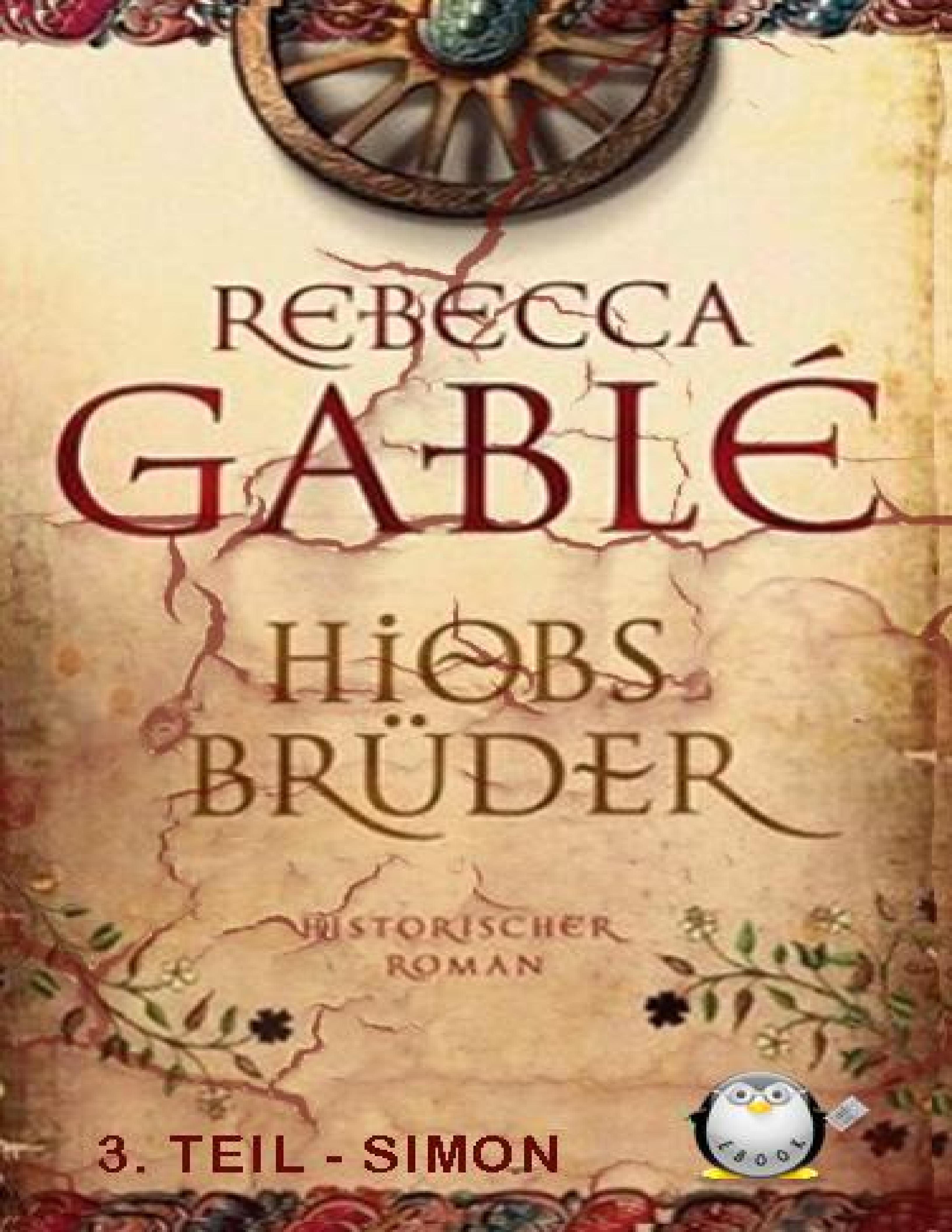

REBECCA
GABLÉ
HIOBS
BRÜDER
HISTORISCHER
ROMAN
3. TEIL - SIMON

Gablé, Rebecca

Hiobs Brueder

Historischer Roman

ZUR AUSSPRACHE DER NAMEN

Kürzlich las ich einen amerikanischen Roman, dessen Hauptfigur einen sehr ausgefallenen Namen hatte. Vielleicht war er sogar hübsch, aber da ich nicht wusste, wie man ihn ausspricht, bin ich mit der Figur nie warm geworden.

Das soll Ihnen hier nicht passieren.

Angelsächsische Namen spricht man (von wenigen Ausnahmen abgesehen) so aus, als wären es deutsche, »Losian« also etwa so wie »Florian«. Der Buchstabe *»JE«* bzw. »~ « ist identisch mit unserem »Ä«. Nur das »th« - das im Angelsächsischen noch mit einer Rune dargestellt wurde - lispelt man auf englische Art.

Die Namen Haimon und Eustache spricht man französisch aus, also etwa »Ämon(g)« und »Östasch«.

Sie wurden eidbrüchig und versäumten ihre Vasallenpflichten, weil die mächtigen Männer sich Burgen bauten und sie gegen den König hielten.

Und dann unterdrückten sie das leidgeprüfte Volk dieses Landes. Ich kann nicht beschreiben, welche Gräuel sie an den armen Menschen begingen, und auch die Kirchen verschonten sie nicht. Wo ein Mann sein Feld bestellte, brachte die Erde kein Korn hervor, denn das Land war durch all diese Schandtaten zugrunde gerichtet. Und die Menschen sagten, dass Christus und seine Heiligen schliefen.

Angelsachsenchronik


DRITTER TEIL
SIMON

Für Ines,
die leider schon gehen musste

DRITTER TEIL Simon

Angers, März 1152

»Das gefällt mir nicht«, murmelte Godric. »Er müsste längst hier sein.«

»Er kommt«, sagte Simon zuversichtlich. »Er hat gar keine andere Wahl. Sei unbesorgt.« Er zog den bodenlangen dunklen Mantel fester um sich und lehnte sich an die verfallene Bruchsteinmauer der Klause. Der Tag war sonnig und frühlingshaft gewesen, aber die sternklare Nacht war eisig.

»Tja, wenn du es sagst, wird es so sein«, bemerkte Wulfric.
»Seid still und sperrt die Ohren auf«, riet Simon. »Damit wir hören, ob er tatsächlich allein ist.«

Die Zwillinge nickten und zogen sich in den Schatten des eingesunkenen Daches zurück. Simon wandte das Gesicht zum Fluss und lauschte. Der Mond war nur eine schmale Sichel im Osten; es war sehr dunkel. Aber das machte ihm keine Sorgen. Er hatte gelernt, seinem Gehör ebenso zu vertrauen wie seinen Instinkten. Der böige, kalte Wind flüsterte in den Zweigen der Bäume. Der Fluss leckte plätschernd am Ufer, und irgendwo ganz in der Nähe war ein verstohlenes Rascheln zu vernehmen, gefolgt von leisem Fiepen: Ratten hatten die Klause erobert, seit der Eremit, der sie erbaut hatte, im vorletzten Winter gestorben war. Die Leute von Angers munkelten, er schlafe unruhig und kehre in dunklen Nächten zu seiner Bruchsteinhütte und dem winzigen Kapellchen zurück, um zu sehen, ob ein Nachfolger eingezogen sei. Darum kam niemand gern hierher.

Auch die Zwillinge waren nicht glücklich über die Wahl des Treffpunkts, wusste Simon. Bei jedem Laut, jedem Tier, das vorbeihuschte, spürte er mehr, als er sah, wie seine beiden Freunde im Schatten sich regten, die Hand ans Heft legten.

Simon hingegen war die Ruhe selbst. Er stand vollkommen reglos, den Kopf leicht gesenkt, und wartete. Er hatte Zeit.

Wieder strich etwas durchs Gras, aber es war größer als eine Ratte. Simon hörte Leder knarren, und im selben Moment trug die Brise vom Fluss den Geruch nach Schweiß und unlängst verzehrten Zwiebeln zu ihm herüber.

Lautlos stieß er sich von der Mauer ab. »Ihr kommt spät, Herbinger.«

Ein zischendes Keuchen verriet ihm den exakten Standort des Ankömmlings. »Verflucht, de Clare ... Wollt Ihr mich zu Tode erschrecken?«

»Nicht bevor ich gehört habe, was Ihr mir zu sagen habt«, gab Simon lächelnd zurück.

Er trat noch einen Schritt näher, stand plötzlich keine Handbreit vor dem jungen Mann, der unwillkürlich zurückwich. »Jesus ... ist das gruselig hier. Ein unheimlicherer Ort ist Euch nicht eingefallen, nein?«

»Hier sind wir ungestört«, gab Simon zurück. »Was Euren Interessen ebenso dient wie den meinen.«

»Da habt Ihr verdammt recht. Ich kann nicht glauben, dass ich hier stehe und mit Euch rede. Wenn das jemals herauskommt ... «

»Schsch. Seid beruhigt. Ihr tut nichts Unrechtes, und darüber hinaus sind wir allein. Es besteht also kein Grund, warum es herauskommen sollte, es sei denn, Ihr selbst lasst es an Diskretion mangeln.«

»Allein?«, wiederholte der Knappe und lachte humorlos. »Soll ich glauben, Ihr wäret ohne Eure beiden Schatten hier?«

»Ihr könnt glauben, was Euch gefällt«, entgegnete Simon kühl. »Ich habe Verständnis für Eure Bedenken - innerhalb vernünftiger Grenzen -, aber Ihr seid hergekommen. Das heißt, Ihr wollt auf mein Angebot eingehen. Also warum sparen wir uns das müßige Vorgeplänkel nicht einfach? Je

eher wir uns wieder trennen, desto sicherer ist Euer Geheimnis.«

Herbinger schluckte und nickte unglücklich. Er war in Simons Alter, aber er wirkte noch jungenhaft mit seinen blonden Kinderlocken und dem spärlichen Bartwuchs. Er war auch kein sehr versierter Fechter und wartete bislang vergebens auf seinen Ritterschlag. Aber sein Dienstherr, Henrys jüngerer Bruder Geoffrey, liebte ihn innig, hatte Simon beobachtet. Und darum hatte er ihn auserkoren.

»Also?«, fragte Simon freundlich.

Herbinger streifte die Handschuhe ab, steckte sie an den Gürtel und rieb sich die Hände. Beinah sah es aus, als ringe er sie. »Ihr müsst ihn verstehen, de Clare, er ist es satt, auf Anjou zu warten und immer mit leeren Hände dazustehen, während sein Bruder Herzog der Normandie *und* Graf von Anjou ist. Henry täte das Gleiche, er ist auch nicht gerade ein Muster an Geduld.«

»Nein, ich weiß.« Simon legte dem Knappen beschwichtigend die Hand auf die Schulter. »Glaubt mir, ich weiß das genau. Und ich kann Geoffreys Beweggründe verstehen. Darüber hinaus ist mir bewusst, dass er seinen Bruder liebt und bewundert und niemals gegen ihn rebellieren würde. Seid Ihr beruhigt?«

Herbinger war alles andere, genau wie Simon beabsichtigt hatte. »Na ja ... Ich würde nicht sagen, er rebelliert, aber ... Wie gesagt. Er ist des Wartens müde. Er will Land und Macht wie sein Bruder, und wenn der sie ihm nicht gibt, muss er sie eben heiraten.«

Simons Herz schlug mit einem Mal schneller. »Und das bedeutet?«

Der Knappe senkte die Stimme zu einem heiseren Flüstern. »Er will ihr auflauern, bevor sie Poitiers erreicht.«

»Wo genau?«

»Das weiß ich nicht. Er hat es mir gestern Abend gesagt, als ich ihm nach der Jagd aus den Stiefeln half. Er hatte den Entschluss gerade erst gefasst und war ganz aufgeregt. Er hat es mir erzählt, weil es einfach heraus musste und weil er mir traut ... Jesus Christus, was tu ich nur.« Herbinger raufte sich die Locken.

Simon klopfte ihm tröstend die Schulter. Er wusste, mehr war dem Mann nicht zu entlocken, doch das spielte keine Rolle. Er hatte, was er wollte. »Ihr erweist ihm einen Dienst, seid versichert. Ihr erweist genau genommen ganz Frankreich einen Dienst, denn wenn Geoffrey das täte, gäbe es Krieg zwischen ihm und seinem Bruder. Das wisst Ihr doch, oder? Sie gönnen einander nicht die Luftbläschen im Cidre. Und sie sind beide jähzornig und streitlustig. Ihr habt das Richtige getan.«

Herbinger, der eben noch mit den Tränen gekämpft hatte, atmete tief durch und nickte. Er war getröstet. Das war Simon immer ein Anliegen. Wenn möglich, entließ er seine Informanten mit dem Gefühl, etwas Nobles getan zu haben. Denn zufriedene Spitzel ließen sich wiederverwenden ...

Simon trat einen Schritt zurück. »Habt Dank, Herbinger.

Wegen unseres Geheimhaltungsabkommens kann ich Euch Henry nicht offen empfehlen, aber ich sorge dafür, dass Ihr diesen Schritt nicht bereut.«

Herbinger hing an seinen Lippen und wartete auf mehr.

Denn der Handel, den sie vereinbart hatten, lautete auf Informationsaustausch. Simon ließ ihn noch einen Moment zappeln. Dann fuhr er fort: »Was die gewisse junge Dame betrifft, deren Vater Euch eine Heirat anbietet ... «

»Ja?«, fragte Herbinger eifrig.

»Sie hat vorletzten Winter in einem abgelegenen Kloster in Nordengland einen Bastard zur Welt gebracht. Vermutlich war der Erzbischof von Rouen der Vater. Keine keusche Jungfrau also, als die ihr alter Herr sie feilbietet, aber eine

hinreißende junge Dame, deren Fruchtbarkeit außer Zweifel steht. Wir alle haben gerade erlebt, wie wichtig dieser Punkt für das Lebensglück eines Ehepaares sein kann, nicht wahr?«

»Ihr denkt ... Ihr meint, ich soll sie *trotzdem* heiraten?

Obwohl sie unkeusch ist und ihr Vater mich betrügen wollte?«

»Betrügen ist ein sehr hartes Wort. Er hat nur getan, was jeder Vater täte. Das Geheimnis ist wohlgehütet. Es war nicht leicht, es herauszufinden, auch für mich nicht, obwohl ich bessere Beziehungen in England habe als die meisten hier. Ihr bräuchtet also keinen Skandal zu fürchten. Aber wenn ihr bei dem besorgten Vater anklingen lasst, dass Ihr die Wahrheit kennt, wird er die Mitgift vermutlich erhöhen.«

Herbinger strahlte wie ein beschenktes Kind, bedankte sich überschwänglich und verabschiedete sich - sehr viel fröhlicher als bei seiner Ankunft.

Godric und Wulfric warteten, bis seine Schritte verklungen waren. Dann traten sie aus der Tintenschwärze des Schattens in die Sternennacht. »Puh«, machte Godric leise. »Du spielst mit ihnen wie ein Gaukler auf seiner Flöte. Manchmal bist du richtig unheimlich, Mann.«

Simon seufzte leise. »Fängst du jetzt auch noch an? Reicht es nicht, dass alle anderen das sagen?«

»Ach, hör schon auf«, warf Wulfric mit gutmütigem Spott ein. »Du genießt deinen Ruf.«

Während sie nebeneinander zum Ufer zurückgingen, sann Simon darüber nach, ob das stimmte. Ganz gewiss hatte er die Rolle nicht gesucht, die ihm zugefallen war. Es war einfach passiert: Er war der Mann an Henrys Hof, der alle Geheimnisse kannte. Er wusste, es lag eigentlich nur daran, dass er lieber zuhörte als redete. Und es fiel ihm auch nicht schwer, das Vertrauen der Menschen zu wecken, weil er als eher sanftmütig galt und weil er ein Außenseiter war. Er

gehörte zu keiner der Fraktionen, die es an jedem Hof gab. Und weil er diskret war und sein Wort niemals brach, wenn er jemandem Verschwiegenheit zusicherte, ganz gleich, was Henry ihm manchmal versprach oder gar androhte. Simon tat nichts, was nicht auch jeder andere gekonnt hätte. Und doch munkelten die Leute, er habe übernatürliche Kräfte und könne die Gedanken der Menschen erraten. Und er könne Briefe und Urkunden lesen, selbst wenn sie gefaltet oder gerollt und versiegelt waren. Das war natürlich Unsinn, aber weil er Henry beim Studium mit den gelehrten Brüdern jahrelang gegenübergesessen hatte, konnte Simon ein Schriftstück besser auf dem Kopf lesen als richtig herum, und er schrieb von rechts nach links. Als Henrys Vater im vergangenen Sommer aus heiterem Himmel und mit nicht einmal vierzig Jahren gestorben war, hatten die Nachlassverwalter seinen Söhnen eine höchst ungewöhnliche Verfügung verkündet:

Der Herzog der Normandie und Graf von Anjou habe befohlen, sein Leib müsse so lange unbegraben bleiben, bis sein ältester Sohn öffentlich schwor, das Testament anzuerkennen und zu befolgen. In Unkenntnis des Inhalts.

Henry war erschüttert gewesen über den Verlust seines Vaters, aber auch fuchsteufelswild über diesen schlauen Winkelzug. »Was in aller Welt soll ich tun?«, hatte er den Kreis seiner engsten Vertrauten gefragt. »Wie kann ich dulden, dass die sterbliche Hülle meines Vaters unbeerdigt bleibt? Aber wie soll ich sein Testament anerkennen, ohne zu wissen, was er meinem raffgierigen und machthungrigen Bruder Geoffrey zugeschrieben hat?«

»Die Burgen von Chinon, Loudun und Mirebeau. Und Anjou und das Maine an dem Tag, da du König von England wirst«, hatte Simon in die ratlose Stille geantwortet.

Die Männer in Henrys Gemach hatten ihn angestarrt, wie Kinder auf dem Jahrmarkt einen Feuerschlucker bestaunten:

mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Grauen. Auch Henry. »Woher weißt du das?«, hatte der ihn gefragt.

»Was willst du hören?«, hatte Simon achselzuckend erwidert. »Ich weiß es eben. Man könnte vielleicht sagen, ich mache es mir zur Aufgabe, solche Dinge zu wissen.«

Der Bischof von Angers, der Henry mit sichtlicher Befriedigung und Hochnäsigkeit über die Verfügungen seines Vaters in Kenntnis gesetzt hatte, hatte das Testament vor sich auf dem Tisch liegen gehabt, und Simon, der ihm gegenüber an Henrys Seite stand, hatte es gelesen, während Henry und der Bischof stritten.

Henry hatte Simon mit einem ungläubigen Kopfschütteln betrachtet und dann an seine Brust gedrückt. »Du bist einfach unglaublich, de Clare. Aus was für einer abscheulichen Klemme du mich befreist. Sagt den Pfaffen, sie können meinen Vater begraben. Ich akzeptiere sein Testament. Oder zumindest gebe ich das vor. Die Burgen soll Geoffrey von mir aus haben, solange er sich benimmt. Anjou und Maine werde ich niemals hergeben, aber das muss der ehrwürdige Bischof ja nicht erfahren, richtig? Leider bin ich ja immer noch nicht König von England. Simon, lass dich in Gold aufwiegen ... «

Wulfric hatte in gewisser Weise recht, musste er nun einräumen, als er an diese Episode zurückdachte. »Ich glaube, es ist nicht der Ruf, den ich genieße, sondern der Einfluss.«

»Na ja, das ist kein Wunder«, räumte Wulfric ein, während er und sein Bruder das kleine Ruderboot ins Wasser schoben und hineinsprangen. »Simon de Clare, das fallsüchtige Bübchen, das von seinem Onkel, seinem König und von der halben Welt herumgeschubst worden ist, ist auf einmal ein einflussreicher Mann. Auge und Ohr und Beichtvater des mächtigsten Mannes in Frankreich. Nicht schlecht.«

Simon sprang leichtfüßig ins Boot und setzte sich auf die kleine Bank im Heck, während die Zwillinge die Riemen aufnahmen. Sie waren alle drei erfahrene Segler und Ruderer geworden, denn wohin es den rastlosen Henry auch trieb, reisten Simon, Godric und Wulfric nach Möglichkeit zu Wasser, weil die Zwillinge nicht reiten konnten. »Nicht schlecht«, stimmte Simon lächelnd zu. »Aber noch lange nicht gut genug, Wulfric.«

In der Halle ging es hoch her. Ritter und Knappen saßen an den langen Tischen und feierten weinselig Abschied, während Diener von hier nach dort hasteten und Truhen packten, denn der Haushalt war im Begriff, nach Lisieux aufzubrechen, wo Henry - seit dem Tod seines Vaters Herzog der Normandie und Graf von Anjou - sich mit einigen seiner Vasallen treffen wollte, um ihr militärisches Vorgehen in England und Frankreich zu beraten. Godric und Wulfric traten zu ihren Frauen, den schönen Zwillingsschwestern aus Chi non, um ihnen einen Becher Cidre abzuschwatzen und vorzugeben, sich nützlich zu machen.

Der junge Herzog selbst hatte sich bereits in seine Gemächer zurückgezogen. Simon nickte den Wachen vor der Tür zu, die ihn passieren ließen, ohne Fragen zu stellen. Sie waren es gewöhnt, dass der junge Engländer ihren Herrn zu jeder Tagesund Nachtzeit aufsuchte.

Simon klopfte, und eine barsche Frauenstimme rief ihn herein.

Einer der Wachsoldaten grinste. »Unsere Kaiserin schläft niemals«, bemerkte er trocken. »Viel Vergnügen, Monseigneur.«

Simon betrat den großzügigen Raum, der tagsüber dank seiner hellen Sandsteinmauern und der zwei Fenster licht und freundlich wirkte. Jetzt bei Nacht waren ein Kohlebecken und drei Fackeln in schmiedeeisernen, mannshohen Ständern die einzigen Lichtquellen, und ihr Flackern schien

die Ritter und Damen in den wundervoll gearbeiteten Wandteppichen zum Leben zu erwecken.

Henry saß auf der Kante seines ausladenden Bettes, die Beine vor sich ausgestreckt, die Arme vor der Brust gefaltet. Als er die Tür hörte, sprang er auf - wie üblich dankbar, nicht länger still sitzen zu müssen. »Ah! Da kommt Merlin mit geheimnisvollen Botschaften.«

»Ich wünschte, du würdest aufhören, mich so zu nennen«, entgegnete Simon seufzend.

»Aber warum nur? Es ist ein Kompliment«, entgegnete Henry lachend.

Zwei Wochen lag sein neunzehnter Geburtstag zurück, und Henry war genau das geworden, was er vor fünf Jahren schon versprochen hatte: ein äußerst stattlicher junger Mann von mittlerer Größe, mit dem breiten Kreuz und den großen, kräftigen Händen, die so typisch für seine Familie waren. Eher untypisch war das rote Haar, das er nach französischer Mode kurz geschnitten trug, und einzigartig die Vitalität, die er ausstrahlte - selbst jetzt, am Ende eines langen Tages.

Seine Mutter, die Kaiserin, welche nach dem Tod ihres Bruders Gloucester endgültig aus England zurückgekehrt war und meist im Haushalt ihres Ältesten lebte, war der Ruhepol inmitten der Unrast, die Henry verbreitete. Kerzengerade und wie üblich äußerst elegant saß sie in einem brokatbezogenen Sessel. Wenn Henry Feuer war, so war Kaiserin Maud Erde, hatte Simon schon manches Mal gedacht, und er war froh, dass sie sie hatten. Simon de Clare war einer der wenigen Menschen an diesem Hof, die die Kaiserin nicht fürchteten, sondern er schätzte sie, obwohl sie ihn nie vergessen ließ, dass seine ganze Familie es mit König Stephen hielt.

Er verneigte sich formvollendet vor ihr, und auf Henrys einladenden Wink hin zog er sich einen Schemel heran. »Ich bringe Neuigkeiten«, sagte er.

»Unerfreuliche?«, fragte Henry.

»Nicht unbedingt. Es hängt davon ab, was wir damit tun.«
»Also?«

Simon sah ihm einen Moment in die Augen. »Dein Bruder Geoffrey hat sich kurzfristig entschlossen, in den Hafen der Ehe zu segeln. Mit der frisch geschiedenen Alienor von Aquitanien. Sie weiß allerdings noch nichts von ihrem bevorstehenden Glück. Er gedenkt, ihr aufzulauern und sie zu entführen.«

Niemand fragte, ob das sicher sei oder woher er es wisse. »Du meine Güte. Erst Theobald von Blois, jetzt unser Geoffrey. Nie hatte eine Dame mehr eifrige Freier«, bemerkte die Kaiserin stattdessen. »Dabei sollte man doch meinen, dass kein Edelmann der Christenheit sie nach dieser anstößigen Scheidung mehr haben wolle.«

Henry schnalzte. »Du wirst mir doch hoffentlich nicht plötzlich bigott, Mutter? Wen kümmert es, dass die Braut geschieden ist, wenn sie halb Frankreich mit in die Ehe bringt?«

»Du wirst es unterlassen, meine Urteilskraft oder Motive infrage zu stellen«, wies Maud ihren Sohn zurecht, aber man hörte, dass sie es allmählich müde wurde, Respekt von ihm einzufordern. »Ich bin nicht bigott, sondern irritiert.«

Die Auflösung der Ehe von König Louis von Frankreich und seiner Königin, Alienor von Aquitanien, war ein erdstoßartiger Skandal, der das ganze Land erschütterte, und Simon ahnte, dass sie die Nachbeben noch lange spüren würden. Der offizielle Scheidungsgrund war der übliche, den auch Alan damals bemüht hatte: In den Augen der Kirche seien König Louis und Königin Alit~nor zu nah verwandt, hatte der Erzbischof von Sens auf einer Bischofssynode in Beaugency verkündet, also sei die Ehe null und nichtig. Der wahre Grund war wohl, dass Alit~nor nur zwei Töchter bekommen hatte, Louis aber dringend einen Sohn und Erben brauchte. Oder vielleicht stimmten

auch die Gerüchte, welche besagten, der König und die Königin von Frankreich hätten sich auf ihrem glücklosen Kreuzzug vor einigen Jahren hoffnungslos entzweit, und die verruchte Alienor habe ein Verhältnis mit ihrem Onkel Raymond, dem Fürsten von Antiochia, gehabt. Aber so recht konnte niemand begreifen, was den frommen Louis besessen hatte, gegen das ausdrückliche Verbot des Papstes zu verstoßen und seine Ehe aufzulösen.

Henry rieb sich über die Oberschenkel. »Auf keinen Fall können wir zulassen, dass Geoffrey sie bekommt. Gott, wie kann er nur? Weiß er denn nicht, dass sie's mit Vater getrieben hat damals in Poitiers, als er dort Seneschall war?«

Seine Mutter stützte die Hände auf die Sessellehnen und lehnte sich leicht vor. »Woher willst du das wissen?«

»Oh, komm schon, *ma mere.* Ich kann kaum glauben, dass dir das neu ist. Er war dir doch nicht einmal treu, als ihr noch zusammengelebt habt.«

»Dein Vater und ich haben niemals *zusammengelebt* - der Herr sei gepriesen für diese kleine Gnade -, und ich habe auf seine Treue keinerlei Wert gelegt. Aber Alienor von Aquitanien? Bist du sicher?«

»Nein«, räumte ihr Sohn achselzuckend ein, verschränkte die Arme und begann, vor ihr auf und ab zu gehen. »Aber als ich letzten Sommer in Paris mein Glück bei ihr versuchen wollte, war er auf einmal voller moralischer Entrüstung und hat mir die fürchterlichsten Dinge angedroht, wenn ich es tue.«

»Was vielleicht daran lag, dass sie die Königin von Frankreich war und dein Vater und du eigens nach Paris gereist wart, um einen offenen Krieg mit König Louis zu vermeiden«, warf Simon ein.

»Wer weiß. Oder lag es daran, dass mein Vater befürchtete, ich könnte mich des Inzests schuldig machen, wenn ich mit derselben Frau schlafe wie er? Oder womöglich war er

einfach nur eifersüchtig. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie er sie angesehen hat. Fehlte nur, dass er anfing zu sabbern ... «

»Henry«, wies seine Mutter ihn scharf zurecht. »Ich gestatte nicht, dass du so von deinem Vater und der Königin von Frankreich sprichst. Es ist ... politisch unklug.«

»Wieso?«

Die Kaiserin wechselte einen Blick mit Simon, und als der nickte, bat sie: »Sagt Ihr es ihm, de Clare.«

Simon wandte sich an Henry. *»Du* musst Alienor von Aquitanien heiraten. Es ist der einzige Weg, um zu verhindern, dass dein Bruder oder irgendein anderer Glücksritter sie bekommt, der mit der Macht Aquitaniens im Rücken deine Pläne durchkreuzen könnte.«

»Um Himmels willen, Simon ... « Henry trat zu einem seiner Wandteppiche und begann, die Fransen miteinander zu verknoten. »Das kann nicht dein Ernst sein. Sie ist mindestens zehn Jahre älter als ich. Sieh dir meine Eltern an, dann weißt du, wozu das führt.«

»Du sollst keine proven<;alische Liebesromanze nachspielen, sondern deine politische Zukunft sichern«, warf seine Mutter ein.

»Indem ich eine Frau heirate, die, wie du nicht zu Unrecht sagst, eigentlich keinem christlichen Edelmann mehr zuzumuten und deren Fruchtbarkeit zweifelhaft ist? Was für eine rosige Zukunft soll das sein?«

»Sie hat zwei Töchter bekommen«, entgegnete Simon. »Aber keinen Sohn.«

»Was vermutlich mehr mit Louis' frommer Enthaltsamkeit zu tun hat als mit Alienors Fruchtbarkeit. Aber das ist im Augenblick zweitrangig. Sollten deine Befürchtungen sich bewahrheiten, kannst du den gleichen Weg beschreiten wie König Louis, denn du bist genauso ihr Cousin vierten Grades wie er. Wichtig ist im Moment nur dies: Mit ihrer Macht und

ihrem märchenhaften Reichtum könntest du deine Stellung hier in Frankreich nachhaltig sichern und hättest endlich das nötige Geld, um deinen Anspruch in England geltend zu machen.«

Henry winkte ungeduldig ab. »Louis wird so wütend auf mich sein, wenn ich seine Frau heirate, dass er alles tun wird, um mir Steine in den Weg zu legen. Sie sagen, er vergöttert sie nach wie vor und heult seit der Scheidung jede Nacht sein Kissen nass.« Mit einem unfreiwilligen Grinsen fügte er hinzu: »Ich muss allerdings gestehen, die Vorstellung, Louis von Frankreich wütend zu machen, hat ihre Reize.«

»Er tut schon jetzt alles, um dir Steine in den Weg zu legen, und macht gemeinsame Sache mit Stephens widerwärtigem englischen Kronprinz«, gab die Kaiserin zu bedenken. »An der Front würde sich also nichts ändern. Aber wie de Clare sagt: Du hättest endlich die Macht, ihnen etwas entgegenzusetzen.«

»Henry von England, König von Alienors Gnaden?«, fragte ihr Sohn zweifelnd. »Also, ich weiß nicht ... «

»Es ist allemal besser als »Henry, der gern König von England geworden wäre«, befand Maud.

Einen Moment schwiegen alle, und schließlich sagte Simon: »Ich verstehe deine Bedenken. Aber stell es dir nur einmal für einen Moment vor, Henry: Wenn du die Normandie, Anjou und das Maine mit Aquitanien vereinigst, herrschst du praktisch über Frankreich. Louis wäre von deinen Herrschaftsgebieten förmlich umzingelt. Du willst das Vexin? Bitte, nimm es dir, denn er wird keine Macht haben, dich zu hindern. Und wenn wir in England Erfolg haben und du König wirst, dann bist du ihm vor Gott ebenbürtig, und er kann keine Vasallendienste mehr von dir verlangen. Dein Reich wird sich von der schottischen Grenze bis zu den Pyrenäen erstrecken. Selbst der Papst wird sich zweimal überlegen, ob er dir Vorschriften macht, denn

schätzungsweise fünfzig Bischöfe werden dir lehnspflichtig sein. Alles wäre möglich, Henry.« Simon breitete vielsagend die Hände aus. »Alles, was du willst.«

Henry hatte ihm aufmerksam gelauscht. »Alles, was ich will ... «, murmelte er versonnen und begann, die Knoten in den Fransen wieder zu lösen. »Wieso wird mir auf einmal so mulmig bei der Vorstellung? Warum finde ich mich an die Stelle in der Bibel erinnert, wo der Teufel Jesus Christus versucht? *Alle diese Macht will ich dir geben und ihre Herrlichkeit, wenn du mich anbetest.* Oder so ähnlich.«

Simon lächelte ihn an. »Wenn dir mulmig wird, dann höchstens, weil du zu viel vom Hirschbraten gegessen hast. Macht hat dir noch nie Angst eingeflößt. Und ich bin kein teuflischer Verführer. Ich zähle lediglich Fakten auf.«

»Woher *weißt* du so was eigentlich immer?«, fragte der junge Herzog anklagend. »Mutter, hättest du aus dem Stegreif gewusst, wie viele Bischöfe es in England und Frankreich zusammengenommen gibt?«

»Nein«, räumte sie ein.

Simon winkte ab. »Du weichst mir aus. Aber du musst dich schnell entscheiden, ehe dein Bruder dir zuvorkommt. Was immer du tust, tu es jetzt.«

Henry dachte etwa so lange nach, wie es dauerte, ein Ave Maria zu beten - gründlich für seine Verhältnisse. Dann fragte er: »Weißt du, wo sie steckt?«

»In Tours.«

»Dann sei so gut, reise nach Tours, suche meine über alles geliebte Cousine Alü~nor von Aquitanien auf und fühl ihr auf den Zahn, ob sie eventuell geneigt wäre, Königin von England zu werden. Und wenn du schon mal da bist, lass dir irgendetwas einfallen, damit mein Bruder sie nicht entführen und mir vor der Nase wegschnappen kann.«

Simon stand auf. »Wir brechen morgen früh auf und treffen dich anschließend in Lisieux.« »Einverstanden.«

Simon verneigte sich zum Abschied vor der Kaiserin.

Sie nickte huldvoll. »Ihr seid ausgesprochen brauchbar für einen de Clare.«

»Ich werde verfügen, dass man das auf meinen Grabstein meißelt, Madame. Gute Nacht.«

Als er die Tür schon fast erreicht hatte, fiel plötzlich eine große Hand auf seine Schulter und wirbelte ihn herum. Ehe Simon das Gleichgewicht noch wiedererlangt hatte, schloss Henry ihn in die Arme und brach ihm fast die Rippen. »Danke, Simon. Das hätte ich fast vergessen. Danke, dass du das herausgefunden hast und mir wieder einmal aus der Misere hilfst.«

Der junge de Clare zog die Brauen hoch, wie immer amüsiert über Henrys Gefühlausbruch. »Keine Ursache, Euer Gnaden. Du weißt doch, es macht mir Spaß.«

»Dafür sei Gott gedankt.«

Mit einer Fackel, die er von der Wand im Korridor stibitzte, stieg Simon die Treppe hinab, durchquerte die Halle, wo allmählich Ruhe einkehrte, und verließ das Hauptgebäude der Burg. An einer der Holzhütten im Hof fiel noch Licht durch die Ritzen an Tür und Laden.

Simon klopfte.

»Was gibt's denn?«, rief Godric, und im nächsten Moment öffnete sich die Tür. Eine hochschwangere junge Frau stand auf der Schwelle.

Simon nickte ihr zu. »Jeanne.« Sie war Godrics Frau. Normalerweise konnte Simon die beiden Schwestern aus Chinon nicht voneinander unterscheiden, aber wenn eine ein Kind erwartete, hatte er es leicht.

»Tretet ein, Monseigneur«, erwiderte sie höflich, aber ohne Wärme.

»Nein, vielen Dank.« Er sah über ihre Schulter hinweg in den Raum hinein. Auf Burgen herrschte immer Platzmangel,

darum waren die Hütten, die Gesinde und Wachen beherbergten, bescheiden. An der Wand links von der Tür stand ein Tisch mit zwei Schemeln und einer schmalen Bank für Godric und Wulfric. In der gegenüberliegenden Ecke das breite Bett, auf dem Simons Freunde saßen, jeder einen Becher in der Hand. Marie, Wulfrics Frau, saß auf der Bettkante, die Hand ihres Mannes lag auf ihrem Oberschenkel. Drei kleine Kinder und ein Hund schliefen auf Strohlagern zu Füßen des Bettes. Einen Herd gab es nicht, denn alle Burgbewohner nahmen ihre Mahlzeiten in der großen Halle ein.

»Morgen früh bei Sonnenaufgang«, teilte Simon seinen Freuden sparsam mit.

Godric und Wulfric tauschten ein Grinsen. »Wohin?«, wollte Ersterer wissen.

»Die Loire hinauf«, antwortete er ausweichend.

Sie fragten nicht weiter. Sie waren es gewöhnt, dass Simon sie kurzfristig mit auf eine seiner geheimnisvollen Missionen nahm und ihnen erst unterwegs sagte, was das Ziel ihrer Reise war. Es gab dem Leben Würze, wie Wulfric gern ausführte. Die Zwillinge waren so abenteuerlustig wie eh und je.

Jeanne und Marie hingegen waren alles andere als glücklich darüber, wie oft Simon ihre Männer mit unbekanntem Ziel verschleppte, und sie gaben sich keine große Mühe, ihre Gefühle zu verbergen.

Vermutlich sollte ich mehr Verständnis für sie haben, befand Simon wohl zum tausendsten Mal, als er sein eigenes Quartier aufsuchte. Aber es war normal, dass Männer in die Ferne zogen und die Frauen zurückblieben und sich sorgten. Meist zogen sie sogar in den Krieg, und dorthin führte Simon seine Freunde nur, wenn es sich nicht umgehen ließ. Eigentlich hätten Jeanne und Marie ihm also dankbar sein müssen. Doch das waren sie nicht, und das hatte zur Folge,

dass Simon von ihrem häuslichen Leben ausgeschlossen blieb.

Er mochte sein Quartier in Angers. Es war eine Kammer gleich über der Kapelle in einem der steinernen Nebengebäude der großen Anlage. Das Gemach war winzig, aber das machte ihm nichts aus. Seine Ansprüche waren bescheiden, und er stellte lediglich eine einzige Bedingung: Wo Henrys Hof auch immer weilte, verlangte Simon einen Raum für sich allein. Das war ungewöhnlich, bereitete dem Quartiermeister oft Kopfzerbrechen und trug zu Simons Ruf als Sonderling und Einzelgänger bei, aber er brauchte einen Rückzugsort, wo er unbelauert war und nach einem Anfall ausruhen konnte.

Sein einziger Nachbar war Vater Bertram, Henrys Kaplan und Beichtvater, der ihn niemals störte und ihm bereitwillig seine Bücher lieh, aber auch Vater Bertram blieb auf Distanz.

Simon entzündete die Kerze auf dem Tisch und löschte die Fackel. Dann schenkte er sich einen Becher Wein ein und setzte sich. Es war kalt in der unbeheizten Kammer. Das Bett mit den dunkelgrünen Vorhängen an der gegenüberliegenden Wand verhieß Wärme und Geborgenheit. Aber Simon wusste, er würde so bald keinen Schlaf finden. Wenn er sich jetzt niederlegte, würde er doch nur in die Dunkelheit starren und sich einsam fühlen, und das Heimweh nach England würde ihm zu Leibe rücken mit den Bildern von sonnengelbem Weizen auf den hügeligen Feldern von Lincolnshire, von schattigen Wäldern, von seiner Halle in Woodknoll, der Kirche von Helmsby und dem weiten Himmel über den Fens von East Anglia. In seinem HeimwehEngland gab es keinen Krieg, keine niedergebrannten Dörfer oder zertrampelten Äcker, und es regnete auch nie.

Trotzdem war es ein gefährlicher Ort. Und um nicht dorthin verschlagen zu werden, zog er die Kerze näher und schlug das Buch auf, das vor ihm auf dem Tisch lag. Es waren lateinische Gedichte über den Heiligen Krieg. Simon interessierte sich nicht sonderlich für Kreuzzugslyrik, aber ihm war immer daran gelegen, sein Latein zu verbessern. Konzentriert folgten seine Augen den Zeilen von rechts nach links, von unten nach oben.

Tours, März 1152

Alienor von Aquitanien residierte im Gästehaus der Benediktinerabtei zu Tours, und zwar mit so großem Gefolge, dass ein ahnungsloser Besucher nie auf den Gedanken gekommen wäre, dass sie seit knapp zwei Wochen keine Königin mehr war. Simon, Godric und Wulfric trafen am Vormittag eines nasskalten Märztages dort ein und mussten den Bruder Pförtner, einen Wachoffizier, zwei streitsüchtige Ritter des Kämmerers und einen Drachen in Gestalt einer Hofdame überwinden, ehe sie vorgelassen wurden.

»Die Königin ist bei der Beichte«, beschied der Drache ihnen. »Kommt morgen Nachmittag wieder.«

»So lange hat die Ärmste zu beichten, Madame?«, erkundigte Simon sich. »Ich schlage vor, Ihr meldet uns, sobald sie zurück ist. Ihr tätet ihr einen Gefallen, glaubt mir.«

»Das sagen sie alle. Wer schickt Euch?«

»Der Herzog der Normandie.«

Der Drache schnaubte, und Simon wunderte sich beinah, dass keine Rauchwölkchen aus den großen Nasenlöchern stiegen. »Schon wieder ein Heiratskandidat? Kann er sich denn schon allein die Hosen zuschnüren, oder geht er noch mit der Amme pinkeln?«

Nie zuvor hatte Simon eine Dame so etwas sagen hören, aber er verbarg seine Erschütterung ohne große Mühe. Wenn er in den vergangenen fünf Jahren eines gelernt hatte, dann das. Besser spät als nie, hätte Alan of Helmsby wohl gesagt. »Madame, ich versichere Euch ... «

»Was gibt es denn, Comtesse?«, fragte eine tiefe Frauenstimme hinter seiner linken Schulter, und Simon wandte sich um. Auch die Zwillinge drehten die Köpfe, und anders als Simon legten sie keinen großen Wert auf vornehme Zurückhaltung in allen Lebenslagen. »Jesus ... «, stieß Godric hervor, und im selben Moment murmelte sein Bruder: »Heiliger Oswald, steh uns bei.«

Alienor von Aquitanien zuckte nicht mit der Wimper. Sie war auch nicht erschrocken über die Erscheinung der Zwillinge. Mit einem wohldosierten Lächeln sagte sie zu Simon: »In meiner Heimat sagt man, Menschen wie Eure Eskorte hier bringen Glück.«

»In meiner Heimat sagt man das auch«, hörte Simon sich antworten.

»Seltsam«, gab sie zurück. »Ihr seht irgendwie nicht besonders glücklich aus.«

Simon fiel keine geistreiche Erwiderung ein. Die Gedanken in seinem Kopf schienen seltsam verlangsamt. Er kam sich dümmlich vor und schärfte sich ein, so lange den Mund zu halten, bis er sicher sein konnte, dass er nicht stammeln würde.

Es war nicht nur, dass sie eine außergewöhnlich schöne Frau war. Damit hatte er gerechnet, denn das war allgemein bekannt, und er hatte sie im vergangenen Sommer auch schon einmal aus der Ferne gesehen, als er Henry und dessen Vater zu Verhandlungen nach Paris begleitet hatte. Alienors hüftlanges Haar, das unter dem *Couvre-chef* hervorwallte, war blond, aber in ihrem Fall war man geneigt, das Wort »gülden« zu wählen. Große blaue Augen, makellose Haut, eine zierliche Nase und ein erdbeerroter Mund, sie alle in so perfekter Harmonie, als hätte Gott bei ihrer Erschaffung im Sinn gehabt, die Engel neidisch zu machen. Aber was Simon die Sprache verschlug und seinen sonst eher regen Verstand in einen Irrgarten verwandelte, war die Kraft ihrer Ausstrahlung. Ein Blick in ihre Augen

genügte, um viele Dinge zu verstehen, die ihm rätselhaft erschienen waren. Ein eiserner Wille sprach aus diesen Augen. Etwas ganz und gar Unbeugsames. Und die gefährliche Arroganz, die auf all jene lauerte, die Gott mit den Gaben des Verstandes und der edlen Geburt in höherem Maße gesegnet hatte als die meisten anderen. Nicht einmal Henry Plantagenet würde es leicht haben, diese Frau seinem Willen zu unterwerfen, erkannte Simon, und der Gedanke gefiel ihm.

Er verneigte sich mit der Hand auf der Brust. »Vergebt mir, Madame. Aber ich nehme an, Ihr seid sprachlose Männer gewöhnt.«

Ihr Lachen klang unbeschwert und warm. »Aber nur wenige, die auf so charmante Weise sprachlos sind. Und habt Ihr auch einen Namen?«

»Simon de Clare. Meine Freunde sind Wulfric und Godric of Gilham. Wir wären dankbar für ein paar Minuten Eurer Zeit.«

Alienor führte sie in ein helles Gemach links der Halle, dicht gefolgt von ihrem Drachen. Obwohl sie hier nur auf der Durchreise weilte, war der Raum mit erlesenen Tapisserien geschmückt. Bücher und lose Pergamentbogen bedeckten den Tisch am Kamin. Der Drache schickte eine jüngere Hofdame nach Wein und Erfrischungen und zog dann ab, nicht ohne Godric und Wulfric finstere Blicke zuzuwerfen.

»Übt Nachsicht«, bat Alienor. »Sie ist stets um meine Sicherheit besorgt, und Ihr wirkt ein wenig ... gefährlich.«

Godric und Wulfric, für gewöhnlich nicht auf den Mund gefallen, erröteten bis in die flachsblonden Haarwurzeln und brachten kein verständliches Wort heraus.

»Das können sie auch durchaus sein«, warf Simon ein, um seine Freunde von dem unverwandten Blick der blauen Augen zu erlösen.

Die einstige Königin von Frankreich nickte. »Darum ist es klug von Euch, keinen Schritt ohne ihre Begleitung zu tun.

Böse Zungen behaupten allerdings, dass Ihr es vor allem tut, um Euren schillernden Ruf zu pflegen. Und Eure beiden Freunde verstehen sich darauf, Euch vollständig abzuschirmen, wenn Ihr einen Anfall erleidet, richtig? Jeder *weiß,* dass Ihr die Fallsucht habt, aber niemand hat es je *gesehen.* Sie versperren den Blick auf Euch, wenn es geschieht, und tragen Euch hinaus, ohne dass je irgendwer einen Blick auf Euch erhaschen kann. Und daran ist Euch sehr gelegen.«

Simon nahm den Becher, den sie ihm reichte. »Ihr seid gut informiert, Madame.«

Auch die Zwillinge hatten sich wieder gefangen und ließen durch nichts erkennen, wie schockiert sie darüber waren, dass diese Frau so viel über sie wusste. Wie üblich nahmen sie Aufstellung an der Tür und gaben vor, unsichtbar zu sein.

»Es macht sich bezahlt, gut informiert zu sein«, erwiderte sie. »Das muss ich Euch ja nun wirklich nicht erklären.« »Nein.«

»Mein Vater hatte auch die Fallsucht«, bemerkte sie beiläufig.

Simon nickte. »Ich weiß.«

Sie vollführte eine Geste, als wolle sie sagen: Da seht Ihr's. »Und? Was wünscht mein Cousin Henry von mir? Ich hoffe, er will mich nicht heiraten. Diese Flut von Freiern langweilt mich zu Tränen.«

Simon deutete ein Schulterzucken an. »Sie sollte Euch indes nicht wundern. Ihr seid die beste Partie der ganzen Christenheit. Um Eure Frage zu beantworten: Henry ist sich nicht sicher, ob er sich in die Schar der Bewerber einreihen will. Sein jüngerer Bruder hingegen ist fest entschlossen, Euch zu erringen, Madame. Mit oder ohne Eure Einwilligung.«

Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück und hob kurz die Hände. »Dafür müsste er mich erst einmal kriegen.«

»Das könnte durchaus passieren. Auf welchem Weg wollt Ihr nach Poitiers reisen?«

»Über die Porte des Piles, natürlich.«

»Dann müsst Ihr Chinon, Loudun und Mirebeau passieren.

Alle drei gehören Geoffrey. Ihr könntet Euch niemals ungesehen vorbeimogeln.«

»Nun, in dem Fall werde ich einen anderen Weg finden müssen.«

»Dort wird jemand anderes Euch auflauern.«

Alit~ nor richtete sich wieder auf. »Und das heißt? Ich soll Henry Plantagenet heiraten, diesen feuerköpfigen Bengel, weil er das geringste Übel ist?« Es klang eher amüsiert als zornig. »Seit meinem fünfzehnten Lebensjahr habe ich auf mich selbst achtgeben müssen, weil sonst niemand mehr da war. Ich habe einen Winter ohne nennenswerten Proviant in der Wildnis Kleinasiens überlebt, den Angriff der Türken in den anatolischen Bergen, und auf dem Rückweg aus dem Heiligen Land wurde mein Schiff von einem Sturm abgetrieben, und meine Damen und ich sind zwei Monate lang die afrikanische Küste entlanggeirrt. Wenn Ihr mir Angst machen wollt, dann müsst Ihr Euch schon etwas Besseres einfallen lassen, de Clare.«

»Es war nicht meine Absicht, Euch Angst zu machen«, widersprach Simon ohne besonderen Nachdruck. »Ich habe lediglich Tatsachen angeführt. Und eine Tatsache ist im Übrigen auch dies: Henry Plantagenet mag noch jung sein, aber er ist kein Bengel. Ich bin überzeugt, er könnte etwas sein, das Ihr sehr schätzt, Madame.«

»Und zwar?«

»Eine echte Herausforderung.«

Ihre Mundwinkel verzogen sich für einen Moment nach oben. Doch dann schüttelte sie den Kopf. »Ich habe nicht den Wunsch, wieder zu heiraten. Natürlich hatte es seine Vorzüge, Königin zu sein. Aber meistens hatte ich das

Gefühl, mit einem Mönch verheiratet zu sein, nicht mit einem König. Ich habe Louis schon in Antiochia gesagt, dass ich eine Annullierung dieser Ehe will, und es hat viel Zeit und Mühe gekostet, sie zu erreichen. Wieso sollte ich mir gleich den nächsten Gemahl aufhalsen? Aquitanien ist ein schönes Land voller glutäugiger Dichter. Die Menschen dort lieben mich und sind nicht ständig über alles schockiert, was ich tue. Also wozu heiraten?«

Simon betrachtete sie mit hochgezogenen Brauen. »Ich habe Mühe, mir vorzustellen, wie es sein wird: Nach fünfzehn Jahren als Königin in Paris, der aufregendsten Stadt der Welt, ein Rückzug ins beschauliche Bordeaux? Oder gar nach Poitiers? Bis ans Ende Eurer Tage? Nichts gegen die Kunst und die Leidenschaft der aquitanischen Dichter, aber ich fürchte, der Rest Eures Lebens wird Euch sehr lang werden.«

»Tja«, machte Alienor, und zum ersten Mal Wirkte sie ein wenig unsicher. »Da könntet Ihr recht haben. Aber das scheint mir immer noch reizvoller als Henry Plantagenet.«

»Nun, wie gesagt. Sein Enthusiasmus hält sich ebenso in Grenzen wie der Eure.«

»Da habt Ihr's. Er ist ein Flegel.« Sie sagte es spöttisch, aber etwas in ihren Augen verriet ihm, dass sie Zurückweisung weder gewöhnt war noch schätzte.

»Verzeiht meine uncharmante Direktheit, aber was ihn insbesondere besorgt, sind die Gerüchte, die es seinerzeit über Euch und seinen Vater gab.«

»Das scheint seinen Bruder nicht zu kümmern.«

»Weil Geoffrey im Gegensatz zu Henry nie über den morgigen Tag hinausdenkt. Aber wenn ein Körnchen Wahrheit an diesen Gerüchten sein sollte, wäre eine mögliche Ehe zwischen Euch und einem der Brüder in den Augen der Kirche inzestuös.«

»Und ich hätte geschworen, dass gerade Henry Plantagenet sich nicht sonderlich darum schert, wie die Kirche seine Taten beurteilt«, gab sie zurück. »Im Übrigen: Wenn er nicht mit Gerüchten leben kann, soll er lieber eine unserer langweiligen Cousinen heiraten. Es gibt sie in großer Zahl, die Auswahl wäre geradezu unüberschaubar. Über mich gibt es immer Gerüchte.«

Simon nickte. Sie würde sich nicht entlocken lassen, was zwischen ihr und Henrys Vater vorgefallen war, erkannte er. Nun, das war ihr gutes Recht. Gewiss gab es andere Wege, es herauszufinden. Er warf einen unauffälligen Blick auf die junge Hofdame, die den Wein gebracht hatte, nun auf dem Fenstersitz saß und vorgab, in einem Buch zu lesen. Es gab Schlimmeres, was einem Mann im Dienste seines Herzogs und rechtmäßigen Königs passieren konnte, schloss er.

»Also, genug auf den Busch geklopft, de Clare«, befand Alienor. »Sagt Henry, sein Antrag ehrt mich, aber nein, danke.« Simon unterdrückte ein Grinsen. Die Szene, die eine solche Nachricht auslösen würde, wollte er sich lieber gar nicht vorstellen. »Wer redet von einem Antrag, Madame?«

»Warum wart Ihr doch gleich wieder hier?«, konterte sie. »Um Euch sicher nach Poitiers zu geleiten.«

»Und das ist alles? Ihr erwartet, dass ich das glaube? Wollt Ihr mich beleidigen?«

Er schüttelte den Kopf. »Unterwegs werde ich jede Menge Zeit haben, Euch von Henrys Vorzügen zu überzeugen. Sie sind zahlreich, glaubt mir, genau wie seine Schattenseiten. Wenn wir am Ziel unserer Reise sind und ich das Gefühl habe, dass Ihr ihm wohlgesinnt seid, werde ich Euch vielleicht einen Antrag unterbreiten. Aber nur dann.«

Sie ließ ihn nicht aus den Augen. »Das klingt verdächtig nobel. Ich glaube nicht an Angebote ohne Fallstricke. Woher weiß ich, dass Ihr mich nicht auch verschleppen und zu ihm bringen wollt? Ich kann Euch nur davon abraten, wisst Ihr, er würde sein blaues Wunder erleben.«

»Daran zweifle ich nicht. Aber Ihr habt mein Wort, Madame. Keine Fallstricke.«

»Dann also ein Köder. Was soll das sein? Raus damit.«

»Hm, lasst mich nachdenken. Eine Krone vielleicht? Mag es Euch auch erleichtern, Louis los zu sein, bin ich doch sicher, dass Euch die Krone fehlt.«

Alienor brach in ihr schönes, warmes Lachen aus. »England?

Ihr bietet mir die Krone über Mücken und Sümpfe und neblige Wälder, die ihm, nebenbei bemerkt, noch nicht einmal gehört? Wie unwiderstehlich ... «

Aus dem Augenwinkel sah Simon Godrics und Wulfrics finstere Mienen. Sie schätzten es überhaupt nicht, wenn jemand abfällig über England sprach. Simon erging es nicht anders, aber ein kühles Lächeln war alles, was er sich gestattete. »Ich biete Euch, wie gesagt, überhaupt nichts. Ich bin kein sehr begabter Unterhändler ... «

»Diese Lüge solltet Ihr nicht vergessen, wenn Ihr das nächste Mal zur Beichte geht.«

» ... sondern verstehe mich besser darauf, Fakten zu sammeln und zu betrachten und zu überlegen, was sie bedeuten könnten. Und die Fakten, die ich hier klar und deutlich vor mir sehe, sind diese, Madame: Wenn Ihr und er jetzt die richtigen Entscheidungen trefft, habt Ihr gute Aussichten, die mächtigste Frau der Welt zu werden.« Er lehnte sich zurück, legte die Fingerspitzen unter dem Kinn zu einem Dach zusammen und sah Alienor unverwandt an.

Sie hatte den Blick zum Fenster gewandt und dachte nach. »Ein Köder voller Widerhaken«, murmelte sie.

Helmsby, April 1152

»Halte den Trichter gerade, Agatha, sonst verschüttest du die Milch«, warnte Alan. »Schau, wie Oswald es macht. So ist es richtig.«

Er war einen Schritt zur Seite getreten, hatte die Hände in die Seiten gestemmt und sah seiner Tochter und Oswald zu, die jeder ein Kälbchen mit Trichter und Kelle aus einem Milcheimer fütterten. Oswalds Kalb trank munter, aber Agathas fand diese neue Fütterungsmethode offenbar höchst suspekt, denn allenthalben hör te es auf zu trinken und fing an zu jammern.

»Sie will zurück zu ihrer Mutter«, erklärte Agatha und ließ den Trichter sinken. Der Inhalt versickerte im Stroh.

»Was habe ich dir gerade gesagt«, schalt Alan seufzend. »Ich wusste doch, du bist noch zu klein dafür.«

»Bin ich überhaupt nicht«, entrüstete sich die Siebenjährige. »Aber können wir Josy nicht noch ein paar Tage bei ihrer Mutter lassen, Vater? Bitte! «

Alan schüttelte den Kopf, kniete sich neben das Mädchen und nahm ihm den Trichter ab. Sehr viel geschickter fütterte er das Kalb, und auf einmal trank es folgsam und anscheinend mit großem Appetit. »Nächste Woche wird es auch nicht leichter. Aber Kälber müssen entwöhnt werden, genau wie Menschenkinder. Wenn wir es nicht tun, trinken die Kälber uns die ganze Milch weg. Wir hätten keine Butter und keinen Käse. Willst du das?«

Agatha schüttelte unwillig den Kopf.

»Na siehst du.« Alan nahm einen ihrer blonden Zöpfe und zog sacht daran.

»Aber Josy ist so traurig«, warf Oswald ein.

Alan bedachte ihn mit einem finsteren Blick. »Vielen Dank, dass du mir in den Rücken fällst, alter Freund.«

»Ist aber wahr«, gab Oswald ungerührt zurück. »Ich weiß, es muss sein, aber es ist schwer.«

Und für niemanden schwerer als für dich, wusste Alan. Oswald hatte während der friedlichen Jahre in Helmsby seine Bestimmung gefunden, und seine Bestimmung, hatte sich herausgestellt, waren Rinder. Er liebte sie, und sie vergötterten ihn. Er konnte schneller melken als jeder andere in Helmsby, er konnte wütende Bullen besänftigen, und während der Weidemonate ging er jeden Morgen durchs Dorf, öffnete Stalltüren, holte seine Schützlinge heraus und führte sie zusammen mit Alans Kühen auf die Weide, wo er meist mit ihnen blieb. Abends zum Melken brachte er sie zurück, und sie folgten ihm wie einem Leittier durchs Dorf, wo ein jedes von selbst in den Stall trottete, wohin es gehörte. Oswald blieb auf ein Schwätzchen mit den Bauern stehen, schaute beim Müller vorbei, legte hier und da beim Melken mit Hand an. Die Leute schätzten ihn für seine Fürsorglichkeit und das, was Emma seinen »Küheverstand« nannte, und wenn sie ihn gelegentlich sonderbar fanden, ließen sie es ihn nicht merken. Es war ein geruhsames Leben, das kaum besser auf einen jungen Mann mit einem schwachen Herzen hätte zugeschnitten sein können. Oswald war angekommen.

Alan zog es vor, von weiteren Debatten über Kälberaufzucht Abstand zu nehmen, und konzentrierte sich lieber auf das, was seine großen Soldatenhände taten. Gerade bei Jungtieren musste er immer achtgeben, dass er nicht zu fest zupackte. »Da«, sagte er schließlich und zeigte nicht ohne Stolz auf sein Kalb. »Satt. Siehst du, Agatha? Plötzlich ist Josy ganz zufrieden mit der Welt.«

»Aber könnten wir nicht ... «

Ein Räuspern von der Stalltür bewahrte Alan vor einer von Agathas berüchtigten Ideen.

Alle drei wandten die Köpfe, und Alan lächelte, als er seinen Besucher erkannte. »Tom. Sei willkommen.«

»Heißen Dank.«

»Tritt ein. Hier ist nichts, was dich beißen könnte, du hast mein Wort.«

Zögernd trat Thomas Becket über die Schwelle und achtete sorgsam darauf, wohin er die feinen Stiefel setzte. Kalbsleder, bemerkte Alan. Das sagen wir Agatha lieber nicht ...

Der Gast schlang sich den langen weinroten Mantel über den Arm, damit das edle Tuch nicht über den Stallboden schleifte. »Dringende Staatsgeschäfte führen mich zu Lord Helmsby«, bekundete er der niedrigen Decke. »Und treffe ich ihn bei der Falkenjagd an oder beim Fechten oder beim Lautespiel? Nein. Er füttert eine kleine Kuh.«

»Kalb«, verbesserte Agatha.

Alan lachte in sich hinein. »Erlaubst du, dass ich das hier eben fertig mache? Du kannst zuschauen und etwas lernen.« Becket seufzte leise. »Bitte, wenn du darauf bestehst. Mangelt es dir an Knechten, Alan?«

Der schüttelte den Kopf und rutschte auf den Knien zu dem nächsten Kälbchen, das nah der Bretterwand des Pferchs im Stroh döste. »Sie eggen, sie pflanzen Lauch und Zwiebeln und Flachs ... Im Frühjahr haben die Tage nie genug Stunden für all die Arbeit. Und mein Steward ist in Blackmore.«

»Und außerdem macht es dir Spaß«, mutmaßte Becket. »Wenn du es so nennen willst.« Wer so viel Leben vernichtet hat wie ich, tut gut daran, Leben zu hegen und gedeihen zu lassen, dachte Alan. »Aber falls du bis morgen bleiben kannst, reite ich mit dir zur Jagd. Ich habe einen neuen Falken, den musst du dir ansehen.«

Becket schüttelte bedauernd den Kopf. »Ich fürchte, das müssen wir verschieben. Ich will gleich morgen früh weiter, denn ich bin im Begriff, nach Rom zu reisen.«

»Dann sieh dich nur vor, dass du nicht ins Wasser fällst«, spöttelte Alan und fragte nicht, was Becket in die Heilige Stadt führe.

Seit Simon de Clare sie vor drei Jahren miteinander bekannt gemacht hatte, zählte Alan Thomas Becket zu seinen wenigen Freunden. Andere mochten ihn einen eitlen Geck und ehrgeizigen Ränkeschmied nennen, aber Alan schätzte Beckets bissigen Humor, seinen Scharfsinn und ganz besonders seine Toleranz gegenüber Andersgläubigen. Eine seltene Gabe bei Kirchenmännern, wusste er. Was er hingegen nicht schätzte, war, dass Becket ihn stets in die Welt von Politik und Krieg zurücklocken wollte.

Becket verschränkte die Arme auf einem Querbalken und beugte sich vor. »Es ist Eustache de Boulogne, der mich zu dir führt.«

Alan antwortete nicht, legte die Hand unter das Kinn des Kälbchens und füllte den Trichter geschickt aus der hölzernen Kelle. Aller Frohsinn sickerte aus seinem Herzen wie Sandkörner aus einem Stundenglas.

»Alan ... «, drängte Becket leise, aber beharrlich.

Der schaute auf. »Das hier ist weder die Zeit noch der Ort«, entgegnete er mit einem vielsagenden Blick auf seine Tochter.

Becket hob die Hände zu einer Geste der Entschuldigung und wartete mit mühsam bezähmter Ungeduld, bis das Kalb abgefüttert war.

Schließlich stand Alan auf und klopfte sich Strohhalme von den Knien. »Oswald, wärst du so gut, den Rest zu erledigen?« »Sicher.« Oswald sah nicht auf. Die Gegenwart des eleganten Normannen machte ihn scheu.

»Danke.« Alan streckte die Hand aus. »Komm, Agatha.« »Ich bleib bei Oswald«, beschied diese.

»Kommt nicht infrage. Du würdest irgendeinen irrsinnigen Plan zur Befreiung meiner Kälber aushecken. Außerdem

wartet King Edmund mit dem Leseunterricht auf dich, schon vergessen?«

»Aber ... « »Agatha.«

Sie verzog das Gesicht, stapfte in stummem Protest zu ihrem Vater herüber und ergriff die Hand.

Im vorletzten Herbst hatte Cuthbert der Schmied sich bei der Arbeit an einem seiner Werkzeuge verletzt. Nach zwei Tagen war die Wunde brandig geworden, und eine Woche später war Cuthbert gestorben. Alan hatte seine Tochter aus Metcombe nach Helmsby geholt, und sowohl er selbst wie auch seine Frau taten alles, um ihr ein warmes Nest zu geben. Doch es war nicht immer einfach. Agatha sträubte sich gegen alle Bemühungen, etwas anderes aus ihr zu machen als das Bauernmädchen, das sie war. Sie lernte nur unwillig Normannisch, und manchmal begegnete sie ihrer jüdischen Stiefmutter, ihren beiden kleinen Geschwistern und auch ihrem Vater mit tiefem Misstrauen. Dann wieder gab es Tage, da sie so anhänglich war, dass sie wie eine kleine Klette an ihm oder Miriam hing, und man bekam eine Ahnung davon, wie groß ihre Furcht davor war, wieder verlassen zu werden.

Er führte seine Tochter und seinen Gast aus dem Stallgebäude zum Brunnen im Burghof, schöpfte und goss das Wasser in einen zweiten Eimer, in welchem er sich gründlich Hände und Unterarme wusch. Unaufgefordert folgte Agatha seinem Beispiel und machte Anstalten, den schweren Eimer aufzuheben. Alan hielt sie mit einer Geste zurück, nahm das Gefäß und schüttete den Inhalt in einem schimmernden Bogen auf die Beete des nahen Küchengartens, wo sich die ersten, zartgrünen Halme zeigten.

Dann gingen sie Richtung Motte.

»Kommst du aus Canterbury?«, fragte er seinen Gast. »Aus Norwich.«

Alan wandte den Kopf. »Tatsächlich?«

»Dein Schwiegervater hat sein Hospital wiedereröffnet.« So, so, dachte Alan. In diesem Streit zwischen Sheriff und Bischof hat zur Abwechslung einmal der Sheriff obsiegt ...

Die Halle von Helmsby Castle war nahezu verwaist; alle Bewohner nutzten das trockene Frühlingswetter für die Arbeit im Freien. Nur Miriam saß nah am Fenster an dem großen Stickrahmen und arbeitete an einem feinen weißen Tuch, in welches sie indes keine Heiligenbilder, sondern ein filigranes Rankenmuster stickte. Zu ihren Füßen spielte der vierjährige Aaron mit einem Holzschiff im Stroh, und auf dem Tisch in ihrer Reichweite lag ein winziger Säugling in einem Weidenkörbchen und schlief.

Becket verneigte sich höflich. »Lady Miriam.«

Sie erhob sich mit einem Lächeln. »Master Becket. Was für eine Überraschung.«

Er zeigte auf den Korb. »Wozu darf ich Euch gratulieren?

Sohn oder Tochter?«

»Judith«, stellte Alan vor, trat zu seiner Frau und legte ihr einen Arm um die Taille.

»Sie ist eine Schönheit«, befand Becket.

Aaron war aufgesprungen und hatte sich artig vor ihrem Gast verbeugt. »Sie sieht aus wie eine Trockenpflaume«, widersprach er mit einem abschätzigen Blick auf seine kleine Schwester.

»Das ist nicht sehr charmant, junger Mann«, rügte Becket und hatte sichtlich Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken.

»Nicht Charme, sondern Aufrichtigkeit ist Aarons große Tugend«, erklärte Alan und strich dem Jungen über den dunklen Schopf.

Denn sein Sohn sagte nichts als die Wahrheit. Judith war erst eine Woche alt, und ihr Gesicht trug unverändert die Spuren des harten Kampfes, der ihre Geburt gewesen war. Auch die Schwangerschaft war beschwerlich gewesen, genau wie bei Aaron. Doch Miriam hatte sich rasch erholt und ihre Pflichten im Haus wieder aufgenommen. Sie war eine gesunde junge Frau, und die blasse Zerbrechlichkeit, die ihr früher zu eigen gewesen war, war verschwunden. Das Leben auf dem Land lag ihr nicht nur, es bekam ihr auch gut.

»Agatha, lauf und hol die Amme, sei so gut«, bat sie.

Die Kleine verschwand Richtung Treppe, kam wenig später mit der jungen Magd zurück, die die Kinder hütete und Judith stillte, und während sie ihre Schützlinge hinausführte, betrat Miriam die Estrade und schenkte Wein in drei Becher. Alan und Becket schlossen sich ihr an.

Der Gast kostete und tat einen Seufzer des Wohlbehagens. »Dein Keller ist der beste in East Anglia, Alan.«

Alan nahm selbst einen Zug und konzentrierte sich auf den Geschmack des leichten Weißweins. Dann nickte er zufrieden. »Vom Rhein?«, tippte Becket.

Alan schüttelte mit einem geheimnisvollen kleinen Lächeln den Kopf. »Aus Blackmore.«

»Du willst mir einen Bären aufbinden.« »Das würde ich nie wagen.«

»Aber dieser Wein schmeckt *hervorragend!* «

»Hm. Mit der Hilfe meines vielseitig gebildeten Schwiegervaters haben wir die Traube veredelt.«

Becket schüttelte den Kopf. »Nicht zu fassen.« Er sah sich in dem leeren Raum um, der an diesem sonnigen Tag lichtdurchflutet war. »Es ist still hier ohne deine Großmutter.«

Eine Fieberepidemie war im Advent über East Anglia hereingebrochen, und der schwarze Geselle mit der Sense

hatte eine reiche Ernte gehabt. Lady Matilda war eine der Ersten gewesen, die er geholt hatte, und anlässlich ihrer Beerdigung hatte Alan zum ersten Mal seit seiner Exkommunikation wieder seine Kirche betreten. Weder hatte die Erde gebebt, noch hatte King Edmund ihn hinausgeworfen. Seither ging Alan wieder täglich zur Messe. Gab es anlässlich hoher Feste eine allgemeine Kommunion, konnte er nicht teilnehmen, denn die Sakramente waren ihm verwehrt, aber es war eine große Erleichterung, überhaupt wieder in einem Gotteshaus zu sein. Es kam ihm immer vor wie ein Abschiedsgeschenk seiner Großmutter.

»Ja, sie fehlt uns sehr«, antwortete Miriam ihrem Gast. »Seid Ihr hungrig, Master Becket? Kann ich Euch ein wenig Brot und Käse holen?«

»Nein, vielen Dank. Der Koch des Bischofs von Norwich war so beglückt über das Ende der Fastenzeit, dass er mich heute früh mit Eierkuchen vollgestopft hat.«

»Aber ihr bleibt zum Essen, hoffe ich?«

»Da sag ich nie Nein, wie Ihr wisst, Madame. Wenn nur mehr Christen wüssten, wie köstlich koscheres Essen sein kann, würde das allerhand zur Verständigung zwischen uns und euch beitragen, will mir scheinen. Da fällt mir ein: Die ... Schwierigkeiten im Hospital Eures Vaters sind beigelegt. Als er nach der Schließung durch den Bischof seine schweren Fälle zur Burg brachte, um sie dem Sheriff in Verwahrung zu geben, hat der beim Bischof interveniert. Ich glaube, in Zukunft braucht Ihr Euch über diese Sache keine Sorgen mehr zu machen. Der Sheriff hat Bischof Turba eine Urkunde abgeschwatzt, die das Hospital der Jurisdiktion der Krone, nicht der Kirche unterstellt.«

»Gott segne Sheriff Chesney«, murmelte Alan.

»Ein guter Mann«, pflichtete Becket ihm bei. »Ich habe lange mit ihm gesprochen. Er ist sehr besorgt über die Zustände in East Anglia. Er sagt, man könnte meinen, Geoffrey de Mandeville sei zurückgekehrt.«

Alan runzelte die Stirn. »Und was soll das heißen? Ich habe nichts von Unruhen gehört.«

»Nein, wie auch, da du es vorziehst, dich in Vieh ställen und Scheunen zu verkriechen.«

Alan hob abwehrend die Linke. »Henry hat sich seit zwei Jahren nicht in England blicken lassen, Tom. Dieser Krieg ist vorbei. Henry hat zu lange gezaudert, und jetzt haben die Lords sich mit Stephen arrangiert. Dieser Krieg war im Grunde an dem Tag vorbei, als Gloucester starb.« Er brach ab und trank einen Schluck, um seinen Zorn ob dieser Tatsache zu verbergen. Er hatte sein halbes Leben an diesen verfluchten Krieg verschwendet, hatte sein Blut vergossen und sein Seelenheil riskiert, und das alles für *nichts.*

Becket schüttelte den Kopf. »Er ist nicht vorbei. Henry hatte viel Ärger in der Normandie. Stephens famoser Kronprinz, Eustache de Boulogne, hat König Louis' Schwester geheiratet, wusstest du das?«

»Natürlich.«

»Und seither haben die beiden Schwäger sich zusammengetan, um Henry die Normandie zu entreißen. Bislang ohne Erfolg, aber er hatte alle Hände voll damit zu tun, sie zu halten. Er würde lieber heute als morgen nach England kommen, glaub mir. Und als er vor zwei Jahren hier war, hat er viel erreicht und bei Lords und Bischöfen großen Eindruck gemacht, das weißt du genau. Viele Lords mögen sich mit Stephen auf dem Thron abgefunden haben, aber was sie glauben, ist, dass Henry der rechtmäßige Nachfolger ist. Es steht indessen wieder einmal alles auf Messers Schneide. König Stephen schläft nämlich nicht, auch wenn er meist den Anschein erweckt. Er hat sich überlegt, seinen Sohn nach französischer Sitte noch zu seinen Lebzeiten zum König von England krönen zu lassen. Wenn das passiert, dann schaffen Stephen und Eustache Fakten, denen wir nur schwerlich etwas entgegensetzen können. Darum dürfen wir das nicht zulassen.«

Alan fuhr sich mit dem Daumennagel übers Kinn und dachte nach. Die Vorstellung, dass dieser Kronprinz vor der Zeit zum König gekrönt wurde, gefiel auch ihm ganz und gar nicht. »Aber wie kommt Stephen nur auf so eine seltsame Idee? In Frankreich mag es üblich sein, aber nicht in England.«

»Genau.« Becket tippte ihm mit dem Finger an die Brust. »Darum hat er eine Delegation zum Papst entsandt, um dessen Erlaubnis einzuholen. Der Papst wiederum hat Erzbischof Theobald in einem Brief gebeten, ihm einen Gesandten zu schicken, der ihm rät, wie er entscheiden soll. Der ihm vor allem darlegt, ob der junge Eustache das Zeug zum König hat. Dieser Gesandte bin ich, wie der Zufall es will.«

»Dann sag dem Papst, die Antwort lautet nein. Stephen mag ein freundlicher, harmloser Einfaltspinsel sein, aber sein Sohn ist alles andere.«

»Ah ja? Und woher weißt du das?«

Alan schwieg einen Moment. Es fiel ihm schwer, über diese Dinge zu reden. Seit er vor fünf Jahren mit Miriam nach Helmsby heimgekehrt war, hatte er seine Frau, seine Kinder und seinen Gutsbetrieb zum Mittelpunkt seines Lebens gemacht. Es war ein geruhsames, gleichförmiges Dasein. Viel zu zahm für den Mann, den sie einst »Mauds schärfstes Schwert« genannt hatten, glaubten manche, aber Alan wusste es besser. Es war ein gutes Leben.

»Alan?«, hakte Becket beharrlich nach.

Er gab sich einen Ruck und sah seinen Gast wieder an. »Also schön, meinetwegen. Eustache muss ... ungefähr zwölf gewesen sein, als mein Onkel Gloucester beim Rückzug aus Winchester unseren Feinden in die Hände fiel. Stephen war zu der Zeit unser Gefangener, war also nicht da, um darauf zu achten, dass seine kostbare Geisel pfleglich behandelt wurde. Hinter dem Rücken des Kommandanten hat dieser Bengel den Wachen befohlen, Gloucester in Ketten zu legen,

dann hat er sie rausgeschickt und ihm mit einem Fackelstock zwei Rippen gebrochen. Als Gloucester ihn ausgelacht hat, hat Eustache die Fackel angesteckt.« Er warf einen Blick auf seine Frau, ehe er an Becket gewandt fortfuhr: »Den Rest kannst du dir denken. Gloucester hat die Geschichte immer als komische Episode abgetan, aber ich habe die Narben gesehen, als er schließlich gegen Stephen ausgetauscht wurde. Das war kein schiefgegangener Lausbubenstreich, Tom. Das war böse. Und nach allem, was ich höre, ist Eustache mit zunehmendem Alter nicht besser geworden. Also sei so gut und sag seiner Heiligkeit, er soll diesen Kelch an England vorübergehen lassen. Vielleicht kannst du ihn ja davon überzeugen, dass wir zur Abwechslung einmal einen guten König verdient haben.«

Thomas Becket lehnte sich in seinem Sessel zurück und schlug die Beine übereinander. Kopfschüttelnd bemerkte er: »Ich glaube, ich habe dich noch nie so viel auf einmal sagen hören, Alan. Das war höchst aufschlussreich. Was Eustache de Boulogne betrifft, aber auch was deinen angeblichen Rückzug aus der Politik angeht.«

Alan schüttelte ärgerlich den Kopf. »Du sagst es immer so, als wäre es meine Wahl gewesen«, hielt er Becket entgegen. »Das war es nicht. Aber ich bin exkommuniziert und selbst am Hof meines Cousins, des neuen Earls of Gloucester, *Persona non grata.* Das ist bitter, glaub mir, denn ich habe lange in diesem Krieg gekämpft und hätte ihn gern gewonnen, damit ich mir wenigstens vormachen kann, er hätte einen Sinn gehabt. Aber meine Hilfe ist nicht mehr erwünscht. Und es gibt nichts, was ich dagegen tun könnte.«

»Henry will deine Hilfe. Und er braucht sie.« »Henry ist in der Normandie.«

»Aber seine Feinde sind *hier.* Kratz den Rost von deinem Schwert, Mylord. Es ist Eustache de Boulogne und kein anderer, der in den Fens sein Unwesen treibt.«

Miriam hatte selbst gekocht, wie meistens. Zu Anfang war die Köchin ein wenig grantig darüber gewesen, aber inzwischen hatten sich alle daran gewöhnt, dass die Lady der Halle für sich und ihre Familie eigene Gerichte in eigenen Töpfen zubereitete, und niemand rührte ihre Vorratsfässer an. Was sie brauchte, besorgten sie und Alan bei ihren Besuchen in Norwich. An diesem Abend gab es geschmortes Lamm mit Rauke und dazu Fladenbrot, und nicht nur Thomas Becket schwelgte.

»Werdet Ihr Henry und Simon besuchen, wenn Ihr auf den Kontinent reist?«, fragte Miriam ihn, nachdem er eine dritte Portion unter deutlichen Anzeichen von Ermattung abgelehnt hatte.

»Gut möglich«, antwortete Becket. »Auch Henry muss erfahren, was Stephen vorhat. Ich bin allerdings nicht sicher, wo er sich aufhält. Er wird ja verrückt, wenn er mehr als zwei Nächte im selben Bett schlafen muss. Ah! Apropos verrückt. Da erscheint uns euer Heiliger.«

King Edmund kam gelegentlich abends auf einen Becher Ale auf die Burg hinauf, sprach mit Alan über das Wetter, die Saat oder die Sorgen seiner Schäfchen und spielte mit Agatha oder mit Oswald eine Partie Mühle. Miriam und Alan war er immer willkommen.

»Lass ihn ja zufrieden«, raunte Letzterer seinem Gast zu.
»Mein lieber Alan, ich hege den größten Respekt für Euren King Edmund«, beteuerte der, doch es funkelte verräterisch in seinen Augen.

»Gott segne euch«, grüßte King Edmund, und auf Alans einladende Geste ließ er sich ächzend in einen der Sessel an der hohen Tafel sinken. King Edmund kam in die Jahre.

»Master Becket.« Es klang eine Spur kühl. Eitle Kirchenmänner in edlen Gewändern mussten damit rechnen, King Edmunds Missbilligung auf sich zu ziehen.

»Vater Edmund«, erwiderte Becket aufgeräumt. »Wie kommt Ihr mit Eurem Boethius voran?«

»Die Lektüre ist über die Maßen erbaulich. Aber meine Augen werden nicht besser, mein Sohn, darum ist es mühsam. Habt Ihr inzwischen endlich die Priesterweihe empfangen?« Becket biss sich schuldbewusst auf die Unterlippe. »Immer noch nicht, fürchte ich. Ich weiß auch nicht. Ich habe nie die Zeit.«

»Was könnte wichtiger sein?«, konterte Edmund streng.

»Die Belange der Welt und die Wünsche des Erzbischofs sind natürlich *nicht* wichtiger«, musste Becket einräumen. »Aber es hat den Anschein, als würden sie all meine Zeit und meine Gedanken in Anspruch nehmen.«

»Vielleicht seid Ihr nicht berufen.«

»Der Gedanke ist mir auch schon gekommen.« Der Schalk war aus seinen Augen verschwunden. »Woran merkt man es, Vater Edmund? Wie kann ein Mann je sicher sein, dass er berufen ist?«

»Es gibt keine Sicherheit«, antwortete Edmund. »Das ist das Vertrackte, auch Berufung befreit nicht von Zweifeln. Aber Ihr spürt es, wenn Gott seinen Finger auf Euer Herz legt. Wenn es passiert, werdet Ihr es wissen.«

Becket nickte, ließ sich zurücksinken und trank versonnen einen Schluck. »Und habt Ihr nie mit Gott gehadert wegen des Opfers, das er Euch abverlangt hat?«

»Oh ja, das habe ich«, räumte King Edmund mit einem schmerzlichen kleinen Lächeln ein.

»Doch Ihr wart niemals versucht, ihm den Rücken zu kehren und davonzulaufen?«

»Gott kann man nicht davonlaufen, Master Becket. Denkt nur daran, was dem armen Jonas passiert ist, als er es versucht hat: drei Tage im Bauch eines Fisches.« Er schüttelte sich. »Lieber das als gemartert und tot.«

»Lieber gemartert und tot als von Gott verlassen.«

»Tja.« Becket leerte seinen Becher. »Der Unterschied zwischen uns ist, mein Freund: Ihr seid ein Heiliger, und ich bin ein ganz gewöhnlicher Sünder.«

Bist du das wirklich?, fuhr es Alan durch den Kopf, der genau wie Miriam schweigend gelauscht hatte und diskret unter dem Tisch mit den schmalen Fingern seiner Frau spielte. Bela, die junge Magd, die ihnen Rosinen in Mandelmilch und neuen Wein auftrug, war ein so hinreißend schönes Mädchen, dass Alans Puls sich jedes Mal beschleunigte, wenn sie ihm unter die Augen kam. Und er war nicht der Einzige. Jeder Mann in seiner Halle folgte ihr mit mehr oder weniger verstohlenen Blicken. Nur Thomas Becket schien einfach durch sie hindurchzusehen.

»Vielleicht zieht er Männer vor, um seine Sünden zu begehen«, spekulierte Alan eine Stunde später im Schutz der geschlossenen Bettvorhänge.

Miriam schnalzte leise, hob den Kopf von seiner Schulter und bedachte ihn mit einem strafenden Blick. »Alan, wie kannst du nur.«

»Oh, ich weiß, bei euch ist es noch verbotener als bei uns falls das möglich ist -, aber es kommt dennoch vor.«

»Nur weil Thomas Becket mehr Beherrschung besitzt als Lord Helmsby und dessen Mägde nicht mit lüsternen Blicken verfolgt, unterstellst du ihm, er lasse sich mit Männern ein?« Alan zog verwundert die Brauen in die Höhe und richtete sich auf einen Ellbogen auf. »Höre ich eine verdeckte Unterstellung?«

»Mag sein.«

»Und wie lange, denkst du, werden wir verheiratet sein, ehe du anfängst, mir unumwunden zu sagen, was du meinst?«

Sie lächelte schwach. »Noch ein Weilchen länger, so scheint es.«

»Miriam ... Ich habe sie nicht angerührt. Gott, ich kann nicht fassen, dass wir diese Unterhaltung führen. Ich habe überhaupt keine andere Frau angerührt, seit wir verheiratet sind. Ich dachte, das wüsstest du.«

Sie sah ihm in die Augen, mit diesem geruhsamen, steten Blick, den niemand so beherrschte wie sie. »Ich war nicht sicher. Du hast es früher getan. Und jeder Mann in deiner Halle scheint es zu tun.«

»Unsinn ... «

»Manchmal, Alan, seid ihr immer noch Fremde für mich.

Selbst du. Auch nach fünf Jahren.«

»Ich weiß. Mir geht es ebenso.« Er streckte sich wieder auf dem Rücken aus, boxte sein Kissen zurecht und zog seine Frau mit der anderen Hand näher. »Es hat mich nie gestört. Es gefällt mir, dass du ein ewiges Geheimnis bleibst. Wir kommen ganz gut zurecht, oder?« Schließlich hatte Miriam sich diesem Land und seinen Menschen immer verbunden gefühlt, auch schon bevor sie sich begegnet waren. Und seit sie mit ihm nach Helmsby gekommen war, hatten sie viele praktikable Kompromisse gefunden: Miriam hielt den Sabbat und die hohen jüdischen Feiertage ein, nahm aber ebenso an den Festen zu Weihnachten und Ostern in der Halle teil. Alan aß mit ihr koscher, sagte aber nicht Nein, wenn einer seiner Pächter ihm bei einem Besuch eine Scheibe Schinken anbot. Aaron hatte die Taufe empfangen und war zwei Tage später zu Alans heimlichem Schrecken - in Norwich beschnitten worden. Wenn die Zeit kam, würden Josua und King Edmund ihn unterweisen, und eines fernen Tages würde Aaron seine Wahl treffen.

»Ja«, antwortete sie. »Wir kommen gut zurecht.« »Ich glaube, jetzt höre ich Vorbehalte.«

»Nein.«

Alan seufzte. »Miriam ... «

»Es ist ... Moses' *Bar-mizwa* nächsten Monat. Mein kleiner Bruder wird ein Mann, und ich bin nicht dabei.«

»Dann lass uns hinreiten.«

»Du weißt, wie schwierig es ist. Wie die Leute im Judenviertel mich ansehen. Was sie hinter vorgehaltener Hand tuscheln. Mir macht es nichts, aber für meinen Vater ist es schrecklich.«

»Manchmal glaube ich, ihn quält vor allem die Sorge, das Getuschel und die bösen Blicke kränken dich. So seid ihr beide um des anderen willen bekümmert, und das ist albern. Wir reiten zu Moses *Bar-mizwa,* und bei der Gelegenheit könnte ich den Sheriff aufsuchen und in Erfahrung bringen, was er über Eustache de Boulogne hört. Was meinst du?«

»Vermutlich ist es das, was mir in Wahrheit zu schaffen macht: die Vorstellung, dass du wieder in den Krieg ziehst.« »Und nicht wiederkomme und du mit deinen halb jüdischen, halb christlichen Kindern allein in einer Welt zurückbleibst, wo du nirgendwo richtig hingehörst.«

Sie regte sich unruhig. »Es klingt abscheulich, wie du es sagst. Selbstsüchtig und ... «

»Keineswegs. Es ist eine berechtigte Sorge.«

»Ich glaube, wenn du in den Krieg ziehst und nicht wiederkommst, ist mir egal, was aus mir wird.«

Er drehte den Kopf und küsste sie auf die Schläfe. »Das ist sehr schmeichelhaft. Aber so darfst du nicht denken.«

»Nein. Ich weiß.« Sie strich mit dem großen Zeh über sein Bein. Er liebte es, wenn sie das tat, aber da sie erst vor einer Woche ein Kind bekommen hatte, konnte es heute leider zu nichts führen.

»Dein Vater würde dich und die Kinder aufnehmen, bis Aaron alt genug ist, sein Erbe anzutreten.« »Das heißt, du wirst gehen?«

Alan legte beide Arme um sie. »Ja.«

Nach Regy hatte er sein Schwert für alle Zeiten aus der Hand legen wollen. Aber Simon - auf einmal so erwachsen geworden - hatte ihm ausgeredet, einen Eid zu schwären. *Du wirst ihn eines Tages brechen,* hatte er gewarnt. *Denn auch wenn der Krieg dich anwidert, willst du ihn immer noch gewinnen. Für deinen Vater, für Gloucester und für Henry.*

Er hatte ja so verdammt recht.

»Ich muss, Miriam. Die Menschen von East Anglia haben genug gelitten. Und wenn irgendwer hier in der Gegend Unheil stiftet, ist mein Cousin Haimon meist nicht fern. Ich kann nicht so tun, als ginge mich das nichts an.«

»Nein. Das verstehe ich.«

»Ich hoffe nur, Henry Plantagenet bemüht sich in absehbarer Zeit her und kümmert sich endlich selbst um seine Krone.«

Poitiers, Mai 1152

Nichts lieber als das hätte Henry getan, zumal die englischen Lords ihm im März eine verzweifelte Botschaft geschickt hatten: Wenn er nicht bald käme, könne es zu spät sein, da die Engländer anfingen zu glauben, er habe sie vergessen.

So rasch wie möglich hatte Henry seine Vasallen in Lisieux versammelt, ihnen seine Pläne unterbreitet und um ihre Unterstützung geworben.

In der Woche vor Pfingsten kam er endlich ins Poitou, die nördlichste von Alienors vielen Grafschaften. Das hübsche, verschlafene Poitiers war die Hauptstadt, und die dortige Burg, wusste Simon zu berichten, gehörte zu Alienors liebsten Domizilen.

»Jetzt verstehe ich auch, warum«, bemerkte Henry, blieb mitten im sonnenbeschienenen Innenhof stehen und betrachtete das Sammelsurium aus strohgedeckten Holzgebäuden und steinernen Türmen. Er wies auf den zur Rechten. »Nun schaut euch diese Figuren da oben an der Fassade an. Ich dachte, so etwas gibt es nur an Kirchen. Wunderschön.«

»Das ist der Maubergeonne-Turm«, erklärte Simon. »Alienors Großvater hat ihn bauen lassen, um ihre Großmutter darin gefangen zu halten.«

»Er hat seine Frau eingesperrt? Was für ein Schuft.«

»Nein, nein, sie war nicht seine Frau, sondern die eines Vasallen. Der alte Guillaurne hat sie gesehen, musste sie unbedingt haben, hat sie entführt und hierhergebracht. Ihr Name war Dangerosa. Es heißt, sie verfiel ihm rettungslos, und sie verbrachten ein paar stürmische Jahre miteinander. Irgendwann hat er seinen Sohn gezwungen, ihre Tochter zu

heiraten, um die Wogen zu glätten. Das waren Alienors Eltern.«

Henry grinste beeindruckt. »Fast so eine verrückte Familie wie meine.«

Simon erzählte ihm nicht, dass ein heiliger Eremit den liebestollen Herzog und seine Dangerosa verflucht und prophezeit hatte, all ihre Nachfahren sollten immer nur Unglück mit ihren Kindern haben. Jetzt war kaum der geeignete Zeitpunkt für diesen Teil der Geschichte, fand er.

Simon war nervös. Das war er nicht von sich gewohnt, denn ein kühler Kopf und starke Nerven waren die wichtigsten Eigenschaften für einen Mann in seiner Position. Aber die Rolle, die ihm hier zugefallen war, war ja auch höchst ungewöhnlich. Und er stellte fest, dass er sich sehr viel wohler dabei fühlte, im Schatten zu wirken, Geheimnisse zu ergründen und zu hüten, als vor den Augen der Welt eine höchst brisante Ehe zu stiften.

»Sind wir hier, um die Baukunst zu bewundern, oder wollen wir gehen?«, fragte er.

Henry setzte sich wieder in Bewegung und warf ihm einen Blick zu. »Warum so grantig, Merlin? *Du* musst sie doch nicht heiraten.«

Simon zog es vor, nicht zu antworten, sondern führte Henry stattdessen ins Innere des Turms, eine Marmortreppe hinauf und zu den Privatgemächern der Herzogin.

Die Wache ließ sie passieren, und eine der jungen Hofdamen meldete sie. Nach wenigen Augenblicken kam sie zurück. »Wenn Ihr Euch noch einen Moment gedulden wollt, Monseigneur.«

Henrys Miene wurde finster. »Ich bin ein schwerbeschäftigter Mann, Herzchen.«

Sie ging nicht darauf ein, sondern trat mit einem unverbindlichen Lächeln durch die Tür, die sie leise, aber bestimmt hinter sich schloss.

»Niedlicher Akzent und wundervolle Titten«, befand Henry. »Aber hochnäsig. Schade.«

Simon schüttelte den Kopf. »Sie ist alles andere. Alais de Langon. Ihr Vater ist der Kastellan von Bordeaux. Sie ist erst vor einem Jahr aus dem Süden hierhergekommen und spielt für die Herzogin die Laute.«

»Ah, und du bist entbrannt«, stellte Henry augenzwinkernd fest.

Simon hob mit einem kleinen Lächeln die Schultern. Er war natürlich nichts dergleichen. Allmählich beschlichen ihn Zweifel, ob er eines solchen Gefühls überhaupt fähig war, denn es war noch nie passiert. Aber Alais de Langon war ohne Zweifel ein Gottesgeschenk für einen einsamen Junggesellen wie ihn, und sie hatte ihm viele interessante Dinge über die Herzogin, ihr wundersames Land und seine noch viel wundersameren Bewohner erzählt.

Es verging mindestens eine halbe Stunde, bis sie zurückkam und sie mit sittsam gesenktem Blick hereinbat.

»Ich wollte gerade wieder gehen«, knurrte Henry und trat mit langen Schritten an ihr vorbei über die Schwelle. »Das ist kein guter Anfang, Alit~nor. Wenn du glaubst, du kannst ... « Er verstummte abrupt.

»Mon tres eher Henri«, grüßte die Herzogin, und ein Lächeln lag in ihrer warmen Stimme. »Entschuldige, dass ich dich warten ließ.«

Sie saß auf einem Möbelstück, wie Simon es nie zuvor gesehen hatte: niedrig wie ein Sessel, lang wie ein Bett, übersät mit sahneweißen Seidenkissen in allen nur denkbaren Größen. Simon fand, es wirkte orientalisch. Und sündig, fügte er mit einem unterdrückten Grinsen hinzu.

Gemeinsam mit Alais war er Henry in Alit~nors Gemach gefolgt, um den Anstand zu wahren. Unauffällig setzte er sich zu der jungen Hofdame auf die Fensterbank und

beobachtete, wie Henry und Alit~nor einander in Augenschein nahmen.

»Ich würde sagen, das Warten hat sich gelohnt«, bekannte der junge Herzog.

Alienor trug eine Seidenkotte von der gleichen Farbe wie die Kissen, die sie umgaben, ein ärmelloses, goldbesticktes Überkleid aus mitternachtsblauem Tuch und die scharlachroten Amazonenstiefe!, für die sie berühmt war. Exakt den gleichen Ton hatte ihre Lippenschminke. Goldreifen in jeder denkbaren Breite und Machart klimperten an beiden Armen. Ein Diadem aus Perlen und Topasen hielt ihr duftiges *Couvre-chef,* an den Ohren baumelten Perlengehänge.

»Es gefällt dir?«, erkundigte sie sich.

Henry legte den Kopf schräg und nickte dann. »Es ist ... exotisch. Ich habe noch nie so rote Lippen gesehen. Oder Schuhe. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es viele Frauen gibt, die sich das erlauben könnten, ohne auszusehen wie die Konkubine des Kalifen von Bagdad, aber du siehst aus wie eine Königin.«

»Danke.« Sie ließ ihn nicht aus den Augen, ihre Miene eigentümlich ernst, ihre Haltung reglos. »Setz dich zu mir.«

Er kam der Aufforderung nach, bemerkte aber: »Ich fürchte, ich wirke neben dir ein bisschen schäbig in meiner Jagdmontur.« Er wies auf sein erdbraunes Gewand und die abgewetzten Stiefel. Wie üblich war seine Kleidung schlicht und abgetragen, wie üblich peinlich sauber.

»Zumindest ist dein bescheidenes Gewand sehr fachmännisch geflickt«, neckte sie.

»Hm. Das mache ich selbst, weißt du.«

»Ist das wahr?« Sie schien ehrlich verblüfft.

»Ungefähr die einzige Betätigung, bei der ich so etwas wie Geduld aufbringen kann.« Für einen Moment wirkte er beinah verlegen. Dann breitete er kurz die Hände aus.

»Jedenfalls habe ich mir gedacht, besser, ich zeige dir, wie ich wirklich bin. Darum der Aufzug.«

Alienor nickte. »Das Gleiche habe ich auch gedacht. Darum der Aufzug.«

»Ich könnte mich an das gewöhnen, was ich sehe«, gestand er lächelnd.

Simons Nervosität ließ nach. Henrys Lächeln hatte exakt die richtige Dosierung, fand er. Weder schüchtern noch gar zu siegesgewiss.

Alienors Haltung entspannte sich ein wenig. Sie löste die ineinander verschränkten Finger, die ruhig in ihrem Schoß gelegen hatten, ergriff einen der goldenen Pokale auf dem Tisch und reichte ihn ihrem Gast. »Du hast dich verändert seit unserer letzten Begegnung.«

»Inwiefern?«, fragte er über den Rand des Bechers hinweg und nahm einen ordentlichen Zug.

»Du warst ein kleiner Angeber.«

Er hob unbeeindruckt die Schultern. »Und du ein arrogantes Miststück. Das fördert nie meine schöneren Eigenschaften zutage.«

Sie nahm seine Beleidigung ebenso gelassen wie er ihre. »Es schien der einzige Weg, dich auf Distanz zu halten. Dich ebenso wie deinen Vater. Die Dinge waren kompliziert genug. Es tut mir übrigens leid, dass er gestorben ist.«

»Ah ja? Fehlt er dir?« Mit einem Mal war Henry derjenige, der sie reglos belauerte.

Alienor ergriff den zweiten Becher. Die Goldreifen klimperten, als sie trank, der Ärmel rutschte ein Stückchen nach oben und gab den Blick auf einen muskulösen, lilienweißen Unterarm frei. »War es sein Tod, der dich erwachsen gemacht hat?«

»Ich glaube nicht, dass ich das bin oder je sein werde. Im Grunde verändere ich mich niemals. Ich bin wie ein Fluss: immer anders und doch immer derselbe.«

»Und rastlos.«

»Ohja.«

»Was sonst?«

»Ungestüm, stur, jähzornig, manchmal nachtragend. Und du?«

»Genau die gleichen Dinge. Und eine Frau mit Vergangenheit. Du solltest dir gut überlegen, ob du damit leben kannst, denn meine Vergangenheit ist ein Teil von mir. Ich schäme mich nicht dafür, und ich werde dir keine Rechenschaft darüber ablegen.«

Henry dachte einen Moment nach und trank noch einen Schluck. »Solange deine Vergangenheit mir nicht irgendwann um die Ohren fliegt, soll sie mir gleich sein«, antwortete er schließlich. »Aber wenn du mich je betrügst - ganz gleich in welcher Weise -, mach ich dir das Leben zur Hölle.«

Sie senkte die Lider und hatte offenkundig Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken. »Und du? Wirst du mir treu sein?« »Vermutlich nicht.« Ungeniert ließ er den Blick über ihre Erscheinung gleiten, verharrte einen Moment auf ihrem großzügigen Dekollete, kehrte dann zu ihrem Gesicht zurück. »Obwohl ich keine Frau kenne, die sich mit dir messen könnte.« Sie hob abwehrend die Hand und wandte den Kopf ab. »Das kannst du dir sparen.« Es klang frostig.

Simon und die junge Alais wechselten einen beunruhigten Blick.

Henry ergriff Alienors Hand, nahm sie in seine beiden und rückte ein wenig näher an sie heran. »Ich habe gesagt, ich will dir den zeigen, der ich wirklich bin, also werde ich dich auch nicht anlügen. Ich war noch nie verheiratet. Die Erfahrungen der Vergangenheit legen indes den Schluss nahe, dass ich ein treuloser Lump von einem Gemahl sein werde. Aber wenn du mich trotzdem nimmst, werde ich dir die Welt zu Füßen legen. Ich meine das wörtlich, verstehst

du. Ich werde England bekommen, und zusammen werden du und ich mächtiger sein als jeder andere Herrscher der Christenheit. Und wir werden Söhne bekommen, denen wir hinterlassen können, was wir erschaffen. Du und ich gemeinsam. Vermutlich wird es Tage geben, da du mich verfluchst, aber ich schwöre bei den Augen Gottes, Alienor, du wirst dich nie wieder langweilen. Also, was sagst du? Wirst du mich heiraten?«

Sie schaute ihn an, und als sie den Kopf bewegte, fiel ein Sonnenstrahl auf ihren rechten Ohrring und ließ die Perlen aufleuchten. Mit ernster Miene betrachtete die Herzogin von Aquitanien den so viel jüngeren Mann vor sich, ebenso schamlos, wie er es mit ihr getan hatte. Dann verzog der unverschämt rote Mund sich zu einem Lächeln. »Ich werde dich heiraten, Henry. Aber wenn du mich je betrügst - ganz gleich in welcher Weise -, mach ich dir das Leben zur Hölle.«

Er lachte leise, legte die linke Hand an ihren Schwanenhals und liebkoste mit dem Daumen ihre Wange. »Erst musst du mich erwischen.«

Blitzschnell drehte sie den Kopf und nahm seinen Daumen zwischen die Zähne. Offenbar biss sie ordentlich zu, denn Henry zog scharf die Luft ein.

Alienor ließ von ihm ab und sank scheinbar zufällig ein wenig tiefer in die Kissen hinab. »Alle Männer, die mich unterschätzt haben, haben diesen Fehler bitter bereut, *mon amour.* Die meisten sind tot. Aber ich lebe noch.«

Henry legte die gemaßregelte Hand um ihren Oberarm, strich behutsam darüber und packte dann fest zu. Er betrachtete seine Braut, und seine Augen leuchteten. »Und was ist dein Geheimnis?«, fragte er.

»Ich war stärker als sie.«

Er lachte leise. »Wonach schmeckt dein Lippenrouge?« »Probier doch mal.«

Er beugte sich über sie und lag schon halb auf ihr, als er die Lippen auf ihre presste. »Und denkst du, du bist auch stärker als ich?«, murmelte er.

»Ich würde es zu gern herausfinden.«

Simon glitt von der Fensterbank und nahm Alais bei der Hand. Lautlos schlüpften sie durch die Verbindungstür in die behagliche Kammer, die die junge Hofdame mit einigen ihrer Gefährtinnen teilte. Niemand war dort.

»Warum sind wir gegangen? Sie hätten uns ein denkwürdiges Schauspiel gegeben«, neckte sie ihn.

Todsicher, dachte Simon. »Zuschauen reicht mir aber nicht«, entgegnete er. Er war ein wenig atemlos.

Alais schlang die Arme um seinen Hals und presste sich an ihn. »Das trifft sich gut«, murmelte sie.

Simon wusste, jeden Moment mochte eine der anderen Damen oder eine Magd hereinkommen, aber er konnte nicht warten. Während er seine Hosen aufschnürte, dirigierte Alais ihn zum Fenstersitz, drängte ihn darauf nieder, raffte die Röcke und kletterte auf seinen Schoß. Mit einem gehauchten »Na endlich« ließ sie sich auf ihn niedergleiten.

Simon schloss die Augen, legte die Hände um ihr wundervolles, dralles Hinterteil und ließ den Kopf zurück gegen die Mauer sinken. Alles an Alais war drall und rund, und ihre Brüste waren in etwa so, wie er sich das Paradies vorstellte. Doch dieses Mal blieb keine Zeit, sie aus den Kleidern zu schälen. Ihre Bewegungen wurden schneller, und Alais fing an zu stöhnen. Er packte fester zu, spürte ihre kräftigen kleinen Finger, die sich an seinen Schultern festkrallten, ließ sich willig von ihr reiten und lauschte ihrer Stimme. Als sie kam, schrie sie. Für gewöhnlich war ihm der Gedanke unangenehm, dass alle Welt sie hören könnte, aber heute war ihm alles gleich. Er ließ sich von der Bank auf die Knie gleiten, legte Alais ins Bodenstroh, und dann stieß er in

sie hinein, schneller und immer schneller, bis sie wieder anfing zu jauchzen, und dann kam er selbst.

Reglos blieben sie noch einen Moment liegen. Simon hatte sich auf die Ellbogen gestützt und vergrub die Nase in ihrem Haar, das immer nach Veilchen duftete. Als ihr Keuchen nachließ, hörten sie unschwer zu deutende Laute aus dem Nachbarraum.

Simon und Alais lachten leise, wie Verschwörer. »Sie sind noch nicht fertig«, bemerkte sie.

Er lächelte auf sie hinab. »Wir auch nicht.«

»Oh. Gut.« Sie kuschelte sich unter ihm zurecht, verschränkte die Arme in seinem Nacken, und dann sah sie ihn aus großen, dunklen Augen treuherzig an. »Es ist ein Jammer, dass du mich nicht liebst, Simon de Clare. Du wärst ein Mann zum Heiraten.«

»Und ich dachte immer, Liebe sei nur etwas für eure aquitanischen Troubadoure und Heiraten hätte mit Vernunft zu tun.«

Sie ruckte vielsagend den Kopf zur Tür. »Sie beweisen gerade das Gegenteil. Keiner von beiden hat auch nur einen Funken Vernunft im Leib.«

»Stimmt.«

»Vielleicht könnten du und ich ... «

Er legte einen Finger auf ihre Lippen und schüttelte den Kopf.

Sie seufzte. »Schade.« Dann nahm sie die Unterlippe zwischen die Zähne. »Würdest du mich heiraten, wenn ich dir verrate, ob sie etwas mit seinem Vater hatte oder nicht?«

Für einen Lidschlag war Simon versucht, darauf einzugehen.

Es hatte ihn schier verrückt gemacht, dass es ihm nicht gelungen war, die Wahrheit zu ergründen, hatte gewissermaßen seine Ehre als Jäger von Geheimnissen verletzt. Aber im letzten Moment siegte sein Verstand. Kein

Geheimnis war solch ein Opfer wert. Dieses ganz sicher nicht.

Er strich Alais die feuchten schwarzen Locken aus der Stirn und küsste sie auf die Nasenspitze. »Dafür ist es jetzt zu spät, mein Engel. Selbst wenn ich es wüsste, würde es nichts mehr ändern, und darum ist es mir lieber, ich weiß es nicht.«

Sie schnaubte leise. »Ich wette, das ist eine Lüge. Es würde

dir solche Macht in die Hände geben, es zu wissen.«

»Und mir vermutlich den Schlaf rauben. Nein, danke.« »Aber was wäre ... «

Er schüttelte den Kopf und fing an, ihr Kleid aufzuschnüren. »Genug geredet, Madame.«

Am Pfingstsonntag, dem achtzehnten Mai im Jahre des Herrn 1152, heirateten der Herzog der Normandie und die Herzogin von Aquitanien in der Kathedrale Saint- Pierre zu Poitiers, und für zwei Menschen, die es so genossen, Aufsehen zu erregen, war es eine bemerkenswert stille Hochzeit. Simon de Clare, Godric und Wulfric und eine Handvoll von Henrys Freunden und Rittern sowie Alienors Hofdamen und ihr Haushalt in Poitiers waren die Einzigen, die der Trauung und der anschließenden Messe beiwohnten. Weder ihre Schwester noch seine Mutter waren geladen, denn Boten mochten abgefangen werden, und dem Brautpaar war daran gelegen, die Vermählung bis nach der Hochzeit geheim zu halten, weil sie es versäumt hatten, König Louis' Erlaubnis einzuholen, der nicht nur bis vor zwei Monaten Alienors Gemahl gewesen, sondern auch ihrer beider Lehnsherr und obendrein Alienors Vormund war. Er würde die Erlaubnis ja doch niemals geben, hatte Henry angeführt, also wozu fragen?

Das anschließende Bankett in der Halle des MaubergeonneTurms wurde ein rauschendes Fest. Auch wenn die Gesellschaft klein war, so waren die Speisen doch

reichlich und exzellent und die Weine erlesen. Nach dem Essen spielten die besten Musiker zum Tanz auf, die Simon je gehört hatte, und ein junger Troubadour trug ein langes Gedicht vor.

»Es klingt sehr hübsch«, lobte Godric mit unverkennbarer Ungeduld. »Aber leider versteh ich kein Wort.«

»Es ist Okzitanisch«, erklärte Simon mit gedämpfter Stimme.

»Ah.« Selbst Godric wusste, dass die Menschen im südlichen Aquitanien kein Französisch sprachen, sondern ihre eigene Sprache. Sie war der ihrer nördlichen Nachbarn nicht gänzlich unähnlich, hatte aber doch ihren ganz eigenen Klang und Charakter, und die berühmten Troubadoure rümpften die Nase über das Französische.

»Man versteht es besser, wenn man es liest«, fuhr Simon fort.

Wulfric schlürfte genüsslich eine Auster. »Die Leute in Aquitanien sind überhaupt anders, hab ich gehört. Sie lieben nichts mehr, als sich gegenseitig die Köpfe einzuschlagen, wenn sie nicht gerade dichten, sie stehen auf freundschaftlichem Fuß mit den Juden und Mauren in Spanien, und ihre Frauen sind heißblütig und nehmen's nicht so genau mit der Moral.« Er grinste. »Das klingt nach einem wundervollen Land.«

Simon blickte nachdenklich zu der Tafel auf der Estrade hinüber, wo Henry und Alienor allein saßen und turtelten. Ein schimmernd weißes Damasttuch bedeckte den Tisch, der verschwenderisch mit Gold- und Silbergeschirr eingedeckt war. »Gut möglich, dass wir bald Gelegenheit bekommen, Land und Leute kennenzulernen.«

»Glaubst du wirklich?«, fragte Godric mit leuchtenden Augen.

»Nun, der Grund, warum Henry sie geheiratet hat, war, um mit aquitanischen Truppen, Schiffen und Ausrüstung

England zu erobern. Vermutlich ist ihm das im Moment entfallen, aber er wird sich schon noch daran erinnern.«

»Nicht vor morgen früh«, warf Godric anzüglich ein. »Wir können froh sein, wenn es nicht länger dauert.«

In der Woche seit ihrer Ankunft in Poitiers hatte man weder Henry noch Alü~nor besonders häufig gesehen. Nur wenn man in einen abgelegenen Winkel der Burg kam, musste man damit rechnen, über sie zu stolpern. Und Alais, die schamlos an der Tür zu Alienors Gemach lauschte, berichtete, das Brautpaar gönne sich auch nächtens kaum ein paar Stunden Schlaf ...

»Und werden die Aquitanier ihm die Truppen geben?«, fragte Godric weiter. »Es heißt ja, sie mögen die Franzosen nicht sonderlich.«

»Aber sie beten ihre Herzogin an. Was ihnen über alles geht, ist ihre Unabhängigkeit, und die macht Henry ihnen ja nicht streitig. Er wird mit seiner Gemahlin gemeinsam ihre Vasallen besuchen - man könnte auch sagen, abklappern - und um ihre Unterstützung werben.«

»Wann?«

Simon hob die Schultern. »Besser morgen als übermorgen, bedenkt man, wie es um England steht, aber ich weiß es nicht. Es wird davon abhängen, was König Louis tut, schätze ich.« »Und? Was, glaubst du, wird er tun, wenn er hiervon erfährt?«

Simon zog mit einer Austernschale versonnen Muster ins Tischtuch. »Er wird bitterlich weinen«, sagte er. »Und dann wird er König Stephen und dessen Kronprinz Eustache - der sein Schwager ist - immerwährende Freundschaft schwören.«

Norwich, Juli 1152

»Großvater!«

»Aaron!« Lachend breitete Josua ben Isaac die Arme aus und fing seinen kleinen Enkel auf, der ungestüm zu ihm hochsprang.

Auch Ruben, David und Moses erhoben sich von der festlich gedeckten Tafel im Garten unter dem Baldachin, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Esther hielt ihren kleinen Sohn auf dem Schoß und zeigte ihnen wie üblich die kalte Schulter.

Miriam legte ihrem jüngeren Bruder die Hände auf die Schultern und betrachtete ihn voller Stolz. *»Bar-mizwa.* Nicht zu fassen. Der Herr segne und behüte dich auf all deinen Wegen, Moses.«

»Danke, Miriam.« Der junge Mann senkte ein wenig verlegen den Blick.

»Und hast du deine Sache gut gemacht bei der Lesung in der Synagoge?«

»Das hat er«, versicherte ihr Vater stolz, der immer noch den kleinen Aaron auf dem Arm hielt. Er zwinkerte ihm zu. »Nur noch neun Jahre. Dann bist du an der Reihe.«

Er ließ es sich nicht nehmen, Alan einen herausfordernden Blick zuzuwerfen.

Der hatte sich längst abgewöhnt, Josuas Köder zu schlucken. Das werden wir ja sehen, dachte er, doch was er sagte, war lediglich: »Gibt es irgendetwas zu tun?«

Bar-mizwa - die Zeremonie, die aus einem Knaben einen Mann und ein vollwertiges Mitglied der jüdischen Gemeinde machte - wurde immer am Sabbat gefeiert. Das bedeutete einerseits, dass die Familie Zeit und Muße hatte, das große

Ereignis gebührend zu begehen, stellte die Frauen aber vor die Herausforderung, das ganze Festmahl am Tag zuvor zubereiten zu müssen.

»Du könntest für euch eine Bank aus der Küche holen«, schlug sein Schwiegervater vor. »Es ist nicht verboten, aber dein Kreuz ist jünger als meins, mein Sohn.«

Wortlos wandte Alan sich ab. Es rührte ihn, wenn Josua ihn so nannte, aber er wollte verdammt sein, wenn er sich das anmerken ließ. Er schaffte die schlichte Holzbank herbei, auf der er sich mit seiner Frau und seinem Sohn niederließ, und sie lauschten Moses' ausführlichem Bericht von der Feier in der Synagoge.

Als sein Sohn schließlich zum Ende gekommen war, erkundigte Josua sich nach dem Befinden der kleinen Judith, die sie in Helmsby bei der Amme gelassen hatten, und Alan überließ es Miriam, zu antworten. Er erfreute sich an ihrem Anblick, an der Wärme und Lebhaftigkeit, mit der sie von ihrer kleinen Tochter sprach, und dem Hauch von Genugtuung, der ihrer ungeliebten Schwägerin galt, die seit der Geburt ihres Isaac einfach nicht mehr schwanger wurde. Es tat ihm gut, wieder im Kreis dieser Menschen zu sein, stellte er fest. Aaron und Isaac verzogen sich bald in einen Winkel des Gartens, um dort vermutlich irgendwelchen Unsinn anzustellen, und die Erwachsenen blieben am Tisch, redeten und schmausten, bis die Schatten lang wurden und die kupferfarbene Sonne im Westen vom nahenden Ende des Sabbats kündete.

»Wie steht es in Helmsby?«, fragte Ruben schließlich. »Wir hörten, es gab Unruhen in eurer Gegend?«

Alan nickte. »Eustache des Boulogne - er ist Stephens Kronprinz - hat ein paar Dörfer in den Fens überfallen. Mit Unterstützung meines Cousins Hairnon, der sich in Fenwick eine Burg gebaut hat, von wo aus sie operierten. Ich bin mit meinen Männern hingeritten, aber als ich ankam, waren sie auf einmal verschwunden, alle beide.«

Ruben schnaubte belustigt. »Der Name Alan of Helmsby sät eben immer noch Furcht in den Herzen seiner Feinde ... «

»Ein hübscher Gedanke, nicht wahr«, entgegnete Alan. »Aber so war es nicht. Sie haben jeden bewaffnet, der zwei Hände und Füße hatte, und sind nach Frankreich gezogen.«

Das hatte Susanna ihm erzählt. Mit stolzgeschwellter Brust hatte sie auf dem Wehrgang über dem Torhaus von Haimons illegal errichteter Burg gestanden und ihre Tiraden auf ihren einstigen Gemahl niedergeschleudert. Alan hatte im eisigen Dauerregen auf der anderen Seite des Grabens auf seinem Pferd gesessen, die eingezogene Brücke angestarrt und Susanna mit zunehmendem Schrecken gelauscht: Louis von Frankreich hatte Eustache de Boulogne mit allen verfügbaren Männern nach Frankreich gerufen, um in die Normandie einzufallen und sie Henry Plantagenet zu entreißen, der sein Land verwirkt habe, da er sich mit seiner unerlaubten Heirat gegen seinen König und gegen Gott aufgelehnt habe.

»Und Eustache ist nicht der Einzige, der sich Louis angeschlossen hat«, berichtete Alan weiter. »Auch Henrys Bruder Geoffrey und der Graf von Blois - die die sagenhafte Alit~ nor beide selbst gern geheiratet hätten - haben sich auf seine Seite geschlagen.«

Es war einen Moment still. Dann bemerkte Josua: »Das klingt, als stünde es schlecht für den jungen Henry.«

»Ja, das dachte ich auch. Bis Simon de Clare mir vor zwei Tagen Nachricht schickte: Henry war mit rund zweitausend Mann in Barfleur, um sich nach England einzuschiffen, als ihn die Neuigkeiten erreichten. Und er war nicht sonderlich erbaut von dieser neuen Verzögerung.« Er lächelte flüchtig. Er konnte sich seinen hitzköpfigen Cousin lebhaft vorstellen. »Er hat seine Truppen wieder von Bord geführt, ist Louis entgegengezogen und hat ihn aus der Normandie gefegt. Er hat das Vexin verwüstet und schließlich seinem Bruder Geoffrey seine drei Burgen abgenommen. Als die letzte fiel,

hat Geoffrey die Nerven verloren und Henry um Vergebung angefleht. Louis ist zurück nach Paris gekrochen, wo er seither mit Fieber darniederliegt, und hat dem Waffenstillstand zugestimmt, zu dem die Bischöfe ihn drängten.« Er breitete kurz die Hände aus. »Henry hat seine Feinde ... in den Staub getreten.«

»Und ich sehe, du bist stolz auf den Triumph deines jungen Verwandten. Zu Recht«, befand Josua. »Aber es klingt nicht so, als werde er in absehbarer Zeit herkommen können, oder? Sicher braucht er neue Truppen und so weiter.«

Alan nickte. »Zum Glück hat er ja reich geheiratet.«

Am nächsten Morgen begleitete er Josua und David zum Hospital. Es war ein herrlicher Sommersonntag, und die Glocken der Kathedrale riefen zur Messe. Alan kehrte dem Klang schweren Herzens den Rücken und trat mit seinem Schwager und seinem Schwiegervater durch das gut gesicherte Tor in eine Welt, wo von Sonntagsfrieden nicht viel zu spüren war, denn hier ging es immer lebhaft zu.

Das Hospital war indes kein Ort des Schreckens. Rund dreißig Kranke waren in dem großzügigen steinernen Haupthaus untergebracht. Die Hälfte waren harmlose Schwachköpfe und Verwirrte, die auf Strohlagern in der Halle schliefen, ihre Mahlzeiten dort an einem langen Tisch einnahmen und teilweise sogar bei der Pflege von Haus und Anlage halfen. In der Halle herrschte immer Radau, aber meist ging es friedlich zu, und die Lehrlinge und Gehilfen, die der jüdische Arzt beschäftigte, sorgten für Ordnung, ohne Angst und Schrecken zu verbreiten. Die andere Hälfte der Patienten - eine Handvoll Frauen und die schweren Fälle - bewohnten die beiden oberen Geschosse des Hauses. Nicht wenige von ihnen waren eingesperrt. Manchmal hörte man Schreie und Weinen von dort oben, aber nicht, weil hinter verschlossenen Türen irgendwer in Fesseln lag oder geprügelt wurde.

Alan stand am Eingang zur Halle, eine Hand am Türpfosten, und ließ den Blick über die Bewohner schweifen, die bei einem Frühstück aus dicker Hafergrütze saßen. Manche bewarfen sich auch damit. Dennoch schien Alan der Raum sauberer als sonst, und noch während er rätselte, woran das liegen mochte, sagte eine Stimme hinter ihm auf Französisch: »Vergebt mir, Monseigneur, aber Ihr steht im Weg.«

Er wandte sich um und fand sich Auge in Auge mit einer jungen Frau in einem dunklen Kleid mit Schleier. Sie hatte die Ärmel aufgekrempelt und hielt einen Ledereimer in der linken.

»Was in aller Welt tut eine Nonne in einem jüdischen Hospital, Schwester?«, fragte er entgeistert.

»Das Werk des Herrn«, gab sie zurück. »Was denn sonst.

Darf ich?«

Er machte ihr Platz.

Sie trat an ihm vorbei in die Halle, stellte den Eimer ab und stemmte die Hände in die Seiten. »Cedric, willst du wohl aufhören mit dem Unsinn?«, rief sie. »Glaubst du, der liebe Gott versorgt dich mit Grütze, damit du sie auf den Boden schüttest?«

Es war ein urkomisches Kauderwelsch - halb Englisch, halb Französisch -, aber der Gescholtene verstand sie offenbar sehr gut. »Nein, Schwester Beatrice«, antwortete er kleinlaut, setzte sich hin, senkte den Kopf und versteckte die Hände unter den Oberschenkeln.

Sie fischte ein Tuch aus dem Eimer, wrang es aus und trat an den Tisch. Im Vorbeigehen fuhr sie Cedric über den Schopf. »Iss, mein Junge. Damit du groß und stark wirst und nächsten Sonnabend beim Wettlaufen wieder der Schnellste bist.«

Er zog die Hände hervor, griff nach seinem Löffel und strahlte sie an.

Schwester Beatrice zwinkerte ihm zu und machte sich dann daran, denjenigen, die schon aufgegessen hatten, mit ihrem Tuch die Hände und - soweit nötig - die Gesichter zu waschen.

Alan beobachtete sie mit einem Lächeln.

»Ist sie nicht großartig?«, fragte Josua leise neben ihm. »Ein wahres Gottesgeschenk.«

»Wer ist sie? Und wie kommt sie hierher?«

»Sie kam vor einem Monat mit zwei Schwestern aus einem Kloster in Frankreich. Ein höchst ungewöhnliches Kloster, scheint mir, Männer und Frauen leben dort, aber es wird von einer Frau geführt.«

»Fontevrault?«

»Du hast davon gehört?«

»Sirnon hat mir davon berichtet. Eine Zufluchtsstätte für adlige Witwen ebenso wie ledige Mütter aus dem Volk. Aber ich wusste nicht, dass die Schwestern in die Welt hinausziehen und gute Werke tun.«

»Offenbar tut dort jeder, was er für richtig hält. Oder sie. Die Schwestern verraten mir nicht, wie sie von unserem Hospital erfahren haben, aber ich habe auch schon an Simon de Clare gedacht. Jedenfalls stört es sie nicht, Seite an Seite mit zwei Juden zu arbeiten. Sie sind geduldig und nachsichtig mit den Kranken, haben keine Angst vor harter Arbeit oder schwierigen Fällen. Sie verbreiten Zuversicht und Frohsinn. Es ist unglaublich.«

Schwester Beatrice kam zurück. »Ich sag's ungern, Monseigneur, aber Ihr steht schon wieder im Weg.«

Lächelnd trat Alan beiseite.

»Er ist der Stifter und Gönner dieses Hauses, Schwester Beatrice«, eröffnete Josua ihr. »Es empfiehlt sich nicht, ihn herumzukommandieren.«

Sie stellte ihren Eimer ab. »Ist das wahr? Ihr seid Alan of Helmsby?«

»Ihr kennt meinen Namen?«

Sie lächelte geheimnisvoll. »Was Ihr hier tut, wird der Herr Euch im Himmel lohnen.«

»Das ist äußerst zweifelhaft, Schwester. Vermutlich sieht er es nicht einmal. Ich bin exkommuniziert.«

Seltsam ungeniert für eine Nonne legte sie ihm die Hand auf den Arm. »Jesus liebt Euch trotzdem, seid versichert, denn er kann in Euer Herz schauen. Wenn Ihr ihm einen wirklichen Gefallen tun wollt, kauft uns ein Dutzend neuer Wolldecken. Unsere werden löchrig und dünn, und der nächste Winter kommt bestimmt.«

»Einverstanden.«

Sie nahm ihren Eimer wieder auf, verabschiedete sich und eilte geschäftig davon.

Alan sah ihr nach, warf noch einen Blick in die Halle, die heute so hell und sauber wirkte, und fühlte Befriedigung. Es fiel ihm keineswegs leicht, das Geld für den Unterhalt dieses Hauses aufzubringen, aber wann immer er herkam, erkannte er aufs Neue, dass er es für keinen besseren Zweck hätte ausgeben können. Zwei der jungen Männer, die sich daranmachten, die Frühstücksschalen einzusammeln, hatten das gleiche Leiden wie Oswald. Sie verrichteten ihre Aufgabe mit Eifer, und als der eine etwas sagte, lachte der andere. Sie waren hier in Sicherheit und lebten ein menschenwürdiges Dasein, genau wie die anderen, von denen dieser und jener stumpfsinnig vor sich hin starren mochte, und dennoch wohnte eine Seele in seinem Innern. Der Abt von St. Pancras leugnete das, aber Alan wusste es besser. So wie Josua es besser wusste, der seine Patienten mit Respekt behandelte und seit der Eröffnung dieses Hauses fünf von ihnen geheilt entlassen hatte.

Alan begleitete ihn ein Stück den überdachten Säulengang entlang. »Du hast kein Geld für neue Decken?«, fragte er. »Warum hast du nichts gesagt?«

»Um dir und meiner Tochter und meinen Enkeln nicht das Brot vom Tisch zu stehlen. Du bringst genug Opfer, Alan. Ruben kann die Decken bezahlen. Er wird von Jahr zu Jahr reicher.«

»Trotzdem. Dieses Hospital ist meine Obliegenheit. Ich will, dass du mich wissen lässt, wenn es hier an irgendetwas mangelt.«

»In dem unwahrscheinlichen Fall, dass ich einmal ratlos bin, werde ich es tun«, stellte Josua in Aussicht. Dann wies er mit dem Finger zum Springbrunnen hinüber. »Da. Sieh ihn dir an.«

Alan trat aus dem Schatten auf den sonnigen Rasen und ging zum Brunnen hinüber. »Luke.«

Der Angesprochene hob den beinah kahlen Kopf, und als er seinen Besucher erkannte, schenkte er ihm ein zahnloses Lächeln. »Losian! So eine Freude.« Er hatte Alans richtigen Namen vergessen, so wie die meisten Dinge.

Lukes Krankheit hatte sich völlig anders entwickelt, als Josua vorhergesehen hatte. Woran du erkennen kannst, wie ahnungslos wir in Wahrheit sind, hatte er seufzend eingeräumt. Die Trennung von den Gefährten in Helmsby und die Unfreiheit, in der Luke hier lebte, hatten ihm nicht den Rest gegeben, wie sie alle befürchtet hatten. Sein Zustand hatte sich vielmehr von Monat zu Monat gebessert. Die Schlange war immer seltener erwacht, hatte nach und nach ihre Macht über ihn verloren, und inzwischen hatte er auch sie vergessen.

Alan hockte sich vor ihn ins Gras und reichte ihm das Bündel, das er trug. »Hier. Ich habe dir etwas mitgebracht.«

Freudestrahlend wie ein Kind öffnete Luke den Knoten, schlug das Tuch zurück und enthüllte ein halbes weiches Weißbrot, ein Stück von dem besten Käse, den sie in Helmsby herstellten, und einen verschlossenen Krug. Er hob

ihn an, entfernte die Wachsversiegelung mit dem Daumennagel und schnupperte. »Oh, Jesus ... Bier.«

Alan schmunzelte. »Wohl bekomm's.«

Luke nahm einen tiefen Zug. Sein Hals war mager geworden, der Adamsapfel hingegen riesig. Er glitt mehrmals auf und ab, ehe der alte Mann den Krug absetzte und sich selig lächelnd über die Lippen fuhr. »Wunderbar. Wie geht es den anderen?«

Alan berichtete von Oswald und King Edmund und das wenige, was er von Simon und den Zwillingen wusste. Er erzählte Luke bei jedem Besuch das Gleiche, aber das machte nichts, denn Luke vergaß es sofort wieder.

»Und was ist mit Griff?«

Alan schüttelte den Kopf. »Er ist gestorben, Luke. An der Schwindsucht. Du hast seine Schuhe bekommen, weißt du noch?«

Luke schaute unwillkürlich auf die ausgetretenen Filzpantoffeln an seinen Füßen. »Hm. Viel ist nicht mehr damit los.« »Es waren nicht diese hier. Aber die Schuhe, die du bekommen hast, sahen noch schlimmer aus. Wir waren furchtbar arm.«

Luke nickte. »Ich weiß noch. Immer ausgehungert, und im Winter haben wir gefroren.« »Das ist jetzt vorbei.«

»Weil du uns gerettet hast.«

»üh nein, Luke. Wir alle haben uns gegenseitig gerettet.« Der alte Mann richtete den Blick auf das Wasser des Brunnens, das funkelnd über den Rand der Schale in das tiefere Becken floss. »Ich glaube, das ist das Schönste, was ich im Leben je gesehen hab.«

Alan nickte.

Luke nahm das Brot in die rechte Hand, den Käse in die linke, biss von beidem ab und kaute genüsslich. Falls man es denn Kauen nennen konnte. Dann gab er ein Brummen des

Wohlbehagens von sich. »Sag mir die Wahrheit, Losian. Bin ich tot? Ist das hier das Paradies?«

Alan legte ihm lachend die Hand auf die Schulter. »Ich kann mir kaum vorstellen, dass das Paradies sich hiermit messen kann.« Dann stand er aus dem Gras auf. »Es wird Zeit.«

Luke nickte unbekümmert, vollauf zufrieden mit seinem Proviant und seinem Springbrunnen. »Leb wohl, Losian.« »Auf bald, Luke.«

Canterbury, September 1152

Zu Godrics grenzenloser Enttäuschung hatte Henry sie nicht mit nach Aquitanien genommen, das er gemeinsam mit seiner Gemahlin bereiste, sondern hatte sie nach England geschickt, um zu erkunden, wie die Dinge dort standen, und um Henrys schwer bedrängten Anhängern zu erklären, was den rechtmäßigen Thronerben davon abhielt, zu kommen und sich seine Krone zu holen.

»Seine größte Sorge ist, die englischen Lords könnten ihn für zögerlich oder gar feige halten«, vertraute Simon seinem Freund Thomas Becket an, der sie im Palast des mächtigen Erzbischofs von Canterbury empfangen hatte.

Becket schnipste ein Stäubchen von seinem edlen, eichenlaubgrünen Gewand. »Das kann ich mir vorstellen. Aber in dem Punkt zumindest darf er beruhigt sein. Die Engländer haben gehört, wie er mit seinem Bruder Geoffrey und Louis von Frankreich umgesprungen ist. Zögerlichkeit oder Feigheit ist wohl das Letzte, was sie ihm vorhalten.«

Simon nickte mit einem stolzen Lächeln. »Er war ... unglaublich, Tom. Er ist wie eine Springflut über das Vexin und über Anjou hereingebrochen, nichts und niemand konnte ihm standhalten. Und als er seinen Bruder schließlich gefangen nahm, war's aus mit der Rebellion in Anjou.«

»Was hat er mit ihm gemacht?«, fragte Becket neugierig. Simon zuckte die Schultern. »Gar nichts. Er hält ihn vorläufig in Montsoreau gefangen, aber nach allen Regeln des Anstands.«

»Geoffrey reitet jeden Tag zur Jagd«, warf Wulfric ein. »Oder er gibt ein Fest«, wusste sein Bruder zu berichten.

»Henry hat ihm seit jeher misstraut, darum hielt seine Enttäuschung sich in Grenzen«, schloss Simon. »Aber er würde keinem seiner Brüder je ein Haar krümmen. Sie streiten ewig, aber sie lieben sich.«

Becket nickte und bedeutete dem Novizen, der ihnen aufwartete, mit einer Handbewegung, die leeren Becher wieder zu füllen. »Du kannst gehen, Boso«, sagte er dann. »Ich lasse es dich wissen, wenn wir dich brauchen.«

Der Junge huschte hinaus.

»Ich schwöre, er spioniert für den Bischof von Winchester«, knurrte Becket, den Blick auf die geschlossene Tür gerichtet.
»Für König Stephens Bruder?«, fragte Godric entrüstet. »Warum setzt ihr ihn nicht vor die Tür?«

»Der Spion, den du kennst, ist ungefährlicher als der unerkannte, der sich als Nächstes einschleicht«, klärte Becket ihn gleichmütig auf. »Darüber hinaus macht der Bischof von Winchester mir derzeit keine großen Sorgen. Erzbischof Theobald hat seine Wahl für Henry getroffen. Und stellt euch vor, der Heilige Vater hat sich seiner Haltung angeschlossen.« Er lehnte sich leicht vor, und seine Augen leuchteten. »Papst Eugenius hat verboten, dass Stephen seinen Sohn bereits jetzt zum König krönt, wie er es wollte.«

»Ist das wahr?«, fragte Simon erleichtert. »Die Vorstellung hat Henry schlaflose Nächte bereitet.«

Becket nickte, offenbar höchst zufrieden mit sich selbst. »Dann richte ihm aus, den glücklichen Ausgang dieser Entscheidung hat er allein mir zu verdanken. Ich habe mir redlich Mühe gegeben, dem Papst in den grellsten Farben zu beschreiben, was für ein grausamer, gottloser Wüterich Eustache de Boulogne ist. Ich habe maßlos übertrieben, fürchte ich. Aber es hat seinen Zweck erfüllt.«

Simon hob ihm den Becher entgegen. »Gut gemacht, Tom.« Er trank einen kleinen Schluck.

»Und jetzt?«, fragte Becket. »Was habt ihr für Pläne?«

»Oh, nichts Besonderes«, antwortete Wulfric. »Wir wollen nur mal in Wallingford vorbeischauen.«

»In der Burg, meint er«, sagte Godric.

Becket schnalzte missbilligend. »Könnt ihr nicht ein einziges Mal ernst sein? Das hier ist schließlich hohe Politik und ... « Er verstummte abrupt, als er die Blicke sah, die die drei Gefährten tauschten. »Es ist wahr?«, fragte er dann, und es klang ungläubig. »Ihr seid ja nicht bei Trost.«

Simon lächelte schmallippig. »Der ehrwürdige Abt von St. Pancras wäre sicher ganz deiner Meinung ... «

Becket fegte das ungeduldig beiseite. »Sirnon, König Stephen belagert diese Burg mit allem, was er hat.«

»Zu Recht. Denn wer Wallingford hält, kontrolliert das Themsetal, und die Männer der Garnison gehören zu den standhaftesten Anhängern, die Henry in England hat.«

»Richtig.« Becket kippte seinen Schemel nach hinten, bis er mit den Schultern an die Mauer stieß. »Darum hat Stephen auf dem gegenüberliegenden Flussufer eine zweite Burg errichten lassen, um Wallingford in Schach zu halten und dafür zu sorgen, dass keine Maus hinein- oder herauskommt.«

»Ja, ich weiß, es wird nicht leicht. Aber diese Männer *müssen* erfahren, was vorgeht, damit sie nicht den Mut verlieren und auf den Gedanken kommen, Henry hätte sie im Stich gelassen. Wir brauchen Wallingford, Tom.«

»Und wie stellst du dir das vor?«, fragte sein Freund zweifelnd. Mit einer Geste auf die Zwillinge fügte er hinzu: »Ihr seid nicht gerade unauffällig.«

»Ich lasse mir etwas einfallen«, stellte Simon vage in Aussicht.

»Darin ist er unübertroffen«, erklärte Wulfric zuversichtlich.
»Hast du von Alan gehört?«, fragte Simon ihren Gastgeber, um das Thema zu wechseln.

Becket nahm eine Walnuss aus der Schale auf dem Tisch und knackte sie zwischen den Handflächen. »Ich war dort«, antwortete er und berichtete, was er gehört und gesehen hatte. »Es ist bestimmt kein einfaches Leben«, schloss er mit einer kleinen Geste der Ratlosigkeit. »Ich werde nie begreifen, wie er das alles nur für eine Frau auf sich nehmen konnte. Sie leben nicht viel besser als die Garnison von Wallingford: Die Zugbrücke ist immer geschlossen und gut bewacht, weil er ständig fürchten muss, irgendwer könne kommen, um ihn aus Helmsby zu verjagen. Stephens Urkunde, die ihn enteignet, hat sich ja nicht in Staub aufgelöst. Jeder, der ein Auge auf Helmsby geworfen hat, könnte sie hervorzaubern. Allen voran natürlich Hairnon de Ponthieu, dieses abscheuliche Unkraut in Menschengestalt. Er hat seine Cousine übrigens geheiratet, stellt euch das vor. *Ersten* Grades. Es ist so inzestuös, dass einem schlecht wird, wenn man nur daran denkt, aber seit Hairnon es mit König Stephen hält, hat er natürlich auch den mächtigen Bischof von Winchester zum Freund. Der hat sie getraut.«

»Was?«, riefen die drei Freunde wie aus einem Munde. Becket nickte grimmig. »Ja, wir konnten es hier auch kaum glauben, als wir es hörten. Aber es stimmt. Henry of Winchester hat ihnen persönlich Dispens erteilt und den Bund gesegnet. Also während Hairnon mit seiner Cousine in Blutschande Bälger zeugt - sie haben schon drei - und in Saus und Braus in Fenwick lebt und sich in königlicher und kirchlicher Gunst sonnt, fristen Alan und die Seinen ein Dasein in ständiger Ungewissheit und Gefahr. Und in Einsamkeit. Ein exkommunizierter Mann mit einer jüdischen Frau hat nicht viele Freunde.«

»Mir kam er nicht so unglücklich vor, als wir ihn letztes Jahr besucht haben«, wandte Wulfric ein.

Becket schüttelte langsam den Kopf. »Nein, er ist nicht unglücklich, im Gegenteil. Aber er führt nicht das Leben, das ihm bestimmt ist, und das weiß er ganz genau. Er

verschwendet seine Talente an die Rinderzucht. Dabei ist *er* derjenige, den wir vor Wallingford brauchen. Nur ruft niemand nach ihm, weil er ein Verfemter ist. Er zeigt es nicht, aber es verbittert ihn.«

»Henry ist völlig egal, was die Kirche von einem Mann hält.

Er wird Alan an seine Seite holen, sobald er in England ist«, prophezeite Simon.

Becket nickte langsam. »Hm. Und für kaum einen Mann hängt so viel von Henrys Erfolg ab wie für Alan of Helmsby.«

Simon, Godric und Wulfric reisten mit einem Flusskahn themseaufwärts, und sie sogen den Anblick der lieblichen urenglischen Flusslandschaft gierig in sich auf. Der September war golden, Vieh weidete auf den Wiesen, die Silber weiden am Ufer begannen gerade, sich zu verfärben, und Simon staunte darüber, wie friedvoll das Land wirkte. Es schien, als sei der Krieg hier schon vergessen.

Das flache Gefährt brachte eine Ladung Wollsäcke nach Reading und zwei Benediktiner nach Abingdon. Die Mönche hatten Godric und Wulfric zuerst mit Argwohn betrachtet, tauten aber bald auf, als sie feststellten, dass den Zwillingen mehr daran gelegen war, sie zum Lachen zu bringen, als ihnen die Kehle durchzuschneiden. Simon wartete genau den richtigen Moment ab, und als er merkte, dass die Mönche Zutrauen fassten, lud er sie ein, ihr üppiges Mahl aus Schinken, Brot und Bier zu teilen. Begeistert stimmten sie zu, denn solche Kost war den einfachen Brüdern in den Klöstern nur selten vergönnt. Also schmausten sie mit Wonne, und Simon erfuhr mit seinen beiläufig eingestreuten Fragen, dass sie in Canterbury gewesen waren, um ein Buch in der dortigen Bibliothek zu kopieren. »Die fertige Abschrift bringen wir nun unserem Abt. Er wartet sehnsüchtig darauf. Und auch wenn es unbescheiden ist, muss ich sagen: Unser Werk kann sich sehen lassen. Oder, Bruder Mark?«

»Allerdings«, stimmte der zweite Mönch zu. »Wir haben die Initialen nicht mit Goldfarbe ausmalen können, aber dafür

ist unsere Schrift viel gleichmäßiger und besser zu lesen. Dieser ganze Unsinn mit den goldverzierten Anfangsbuchstaben ist Gott sowieso nicht gefällig. Mithin ist unsere Kopie frommer als das Original.«

Simon nickte. »Was für ein Buch ist es?«

»Eine lateinische Geschichte der englischen Heiligen. Abt Hugo sagt, wir müssen ihr Andenken bewahren, weil die angelsächsischen Heiligen im normannischen England allmählich aus der Mode kommen.«

»Anständig für einen normannischen Abt«, befand Wulfric.

Simon hätte zu gern einen Blick auf das Buch geworfen, aber er fragte nicht. Es war viel zu riskant, etwas so Kostbares auf einem wackligen Flusskahn aus seiner schützenden Lederhülle zu holen und womöglich ins Wasser fallen zu lassen. »Das heißt, Ihr seid in Abingdon zu Hause, Bruder Mark?«

Der junge Mönch nickte. »Ich bin sogar da geboren. Stephens Horden haben meine ganze Familie abgeschlachtet. Da war ich fünf, glaub ich. Die Brüder haben mich aufgenommen.«

»Dann wisst Ihr doch sicher, wie es um Wallingford steht?« »Wozu wollt Ihr das wissen?«, fragte Bruder Cynewulf. »Einem de Clare raubt es doch gewiss nicht den Schlaf, wenn die Garnison in Wallingford Castle von Ratten und Stroh leben muss.«

Simon zog einen Brief aus der eingenähten Tasche in seinem Bliaut und hielt den Mönchen das Siegel hin. »Erkennt Ihr es?« »Der Herzog der Normandie?«, fragte Bruder Mark aufgeregt. »Henry Plantagenet?«

»Schsch, nicht so laut«, warnte Godric mit einem Blick auf den Schiffer. Dann antwortete er: »Er schickt uns. Auch ein de Clare kann sich besinnen und in den Dienst des Mannes treten, der der rechtmäßige Thronerbe Englands ist.«

Bruder Mark nickte. »Nichts für ungut, Monseigneur«, bat er.

Simon winkte ab. »Also? Was könnt Ihr mir sagen?«

»Es steht schlecht um Wallingford«, berichtete Bruder Cynewulf. Er hatte die Stimme gesenkt und zupfte nervös an der gedrehten Kordel, die ihm als Gürtel diente. »Sehr schlecht. Sie sind bald am Ende, heißt es. Die Belagerung dauert jetzt schon fast ein Jahr. Ich glaube nicht, dass sie noch einen Winter überstehen.«

»Wie ist die Burg befestigt? Palisaden oder Steinmauer?« »Zwei Palisaden, der Turm ist aus Stein. Warum? Wollt Ihr rein?«, fragte Bruder Mark scherzhaft.

Simon machte eine unbestimmte Handbewegung. »Gibt es einen Weg hinein, von dem Stephens Belagerungstruppen nichts wissen?«

Bruder Mark sah ihn versonnen an. »Könnt Ihr schwimmen?«, fragte er dann.

Simon seufzte.

Wallingford Castle erhob sich gleich am Westufer der Themse und ragte wie ein gewaltiger Findling aus dem flachen Umland auf. Auf der gegenüberliegenden Flussseite stand Crowmarsh, die Burg, die König Stephen als Basis für seine Belagerungstruppen errichtet hatte. Eine Brücke über den Fluss schien die beiden Festungen zu verbinden, doch beide Enden waren von den Belagerern versperrt und schwer bewacht.

»Großartig«, befand Godric. »Wir werden wieder einmal zwischen Hammer und Amboss geraten.«

»Ihr nicht«, gab Simon zurück, ohne den Blick von der belagerten Burg abzuwenden.

»Sirnon ... «, begann Godric ungehalten, aber weiter kam er nicht.

»Schmal, hat Bruder Mark gesagt«, erinnerte Simon ihn. »Fast *zu* schmal für einen ausgewachsenen Mann. Also mit Sicherheit zu schmal für euch. Das musst selbst du einsehen.«

»Aber es gefällt mir nicht«, grollte sein Freund.

»Das verlangt ja auch niemand.« Simon gefiel es auch nicht.

Es machte ihm im Gegenteil eine Heidenangst.

Sie hatten sich in einem der vielen verlassenen Gehöfte unweit der Burg eingenistet, um auf den Einbruch der Nacht zu warten, und waren auf das Scheunendach geklettert, um sich einen Überblick zu verschaffen. Die Belagerungstruppen hatten vom Ufer aus einen Ring um die äußere Palisade von Wallingford Castle gezogen. Ungefähr alle hundert Yards stand eine der Belagerungsmaschinen, die speerartige Pfeile und Felsbrocken ins Burginnere oder gegen die Einfriedung schleuderten. Die Palisaden waren hier und da geschwärzt oder gesplittert, aber noch hatten die Belagerer nicht viel ausgerichtet, und für heute schienen sie Feierabend gemacht zu haben. Wachfeuer flammten in der Dämmerung auf. In Abständen von vielleicht zwanzig Schritten bildeten sie fast einen exakten Kreis um die belagerte Festung.

Wallingford Castle stehe auf felsigem Grund, hatte Bruder Mark Simon erklärt. Darum sei es unmöglich gewesen, innerhalb der Palisaden einen Brunnen zu graben. Um der Gefahr zu begegnen, dass der Burgbesatzung im Falle einer Belagerung das Wasser ausging, gab es zwei große Zisternen. Aber Wallingford war im Laufe dieses Krieges schon zweimal belagert worden, beide Male für lange Zeiträume. Brian fitzCount, der Burgherr, hatte darum eine schmale Röhre vom Keller des Speicherhauses zum Fluss gegraben und mit gebrannten Ziegeln auskleiden lassen. So weit flussaufwärts war die Themse sauber, das Wasser zumindest für das Vieh gut genug. Und die Zuleitung

gewährleistete, dass die Verteidiger immer genügend Wasser hatten, um Brände zu löschen, wenn die Feinde mit Feuer angriffen, und bei Trockenheit die Palisaden feucht zu halten, damit sie nicht niedergebrannt werden konnten. Die Öffnung dieses Tunnels an der Uferböschung lag natürlich unter Wasser. Wie lang genau er war, wussten die Mönche nicht. Aber es war schon mal jemand hindurchgetaucht. Jedenfalls hatten sie das gehört ...

Simon hatte genug gesehen. Vorsichtig ließ er sich mit den Füßen voraus das strohgedeckte Dach hinab bis zur Traufe gleiten, und von dort sprang er. Er landete sicher auf beiden Füßen im Stroh, das sie für ihren Abstieg hier aufgehäuft hatten. Er drehte sich nicht um, um den Zwillingen zuzuschauen, weil ihm immer das Herz stehenzubleiben drohte, wenn er sie klettern sah. Also wartete er einfach, bis sie neben ihm landeten mindestens so geschickt wie er.

Sie gingen zurück ins Innere der Scheune, packten ihren Proviant zusammen und schnürten ihre Bündel, die klein und leicht waren. Simon, Godric und Wulfric hatten gelernt, sich beim Reisen auf das Nötigste zu beschränken.

»Die Wachfeuer sind viel zu nah beieinander. Wie willst du hindurchkommen?«, fragte Wulfric.

»Überhaupt nicht«, antwortete Simon. »Ich gehe außerhalb des Belagerungsringes ins Wasser und schwimme.« Und weil er wusste, dass er sie nicht davon abhalten konnte, fügte er hinzu: »Bis zur Öffnung der Wasserleitung könnt ihr mitkommen.«

Seine Freunde nickten. Es war einen Moment still. Dann fragte Godric: »Hast du auch nur einen Gedanken daran verschwendet, wie du wieder rauskommen willst? Ich hoffe, du hast nicht vor, gegen die Strömung und bergan zu schwimmen?«

»Nein.« Aber was er stattdessen beabsichtigte, sagte er nicht, weil er es noch nicht wusste. »Eins nach dem anderen, Godric. Lass mich erst einmal hineinkommen.« Er spähte

durch die torlose Öffnung der Scheune ins Freie. »Noch nicht dunkel genug«, murmelte er.

Eine gute Stunde später machten sie sich auf den Weg. Die Septembernacht war windstill und kühl. Kein Wölkchen trübte den Nachthimmel, aber der Mond war noch nicht aufgegangen, sodass die Dunkelheit sie deckte. Die Sterne spendeten ihnen gerade genug Licht, um sich zu orientieren und zu erkennen, wo das Ufergras endete und der Fluss begann. Lautlos ließen sie sich ins Wasser gleiten, das ihnen bis an die Hüften reichte, und wateten näher an die belagerte Burg heran. Vielleicht noch zwanzig Schritte vom Wachfeuer am Ufer entfernt blieben sie stehen, und Simon drückte Wulfric den Pfeil in die Hand, den er getragen hatte. Mit Nadel und Faden, die er nach Henrys Beispiel auf jeder Reise mit sich führte, hatte er den Brief mit dem herzoglichen Siegel an den Pfeilschaft genäht, da er ihn schlecht durchs Wasser in die Burg tragen konnte. Wulfric wusste, was er zu tun hatte. Sie hatten alles genau besprochen. Ob jedoch ein Pfeil, der solch eine Last trug, über die Palisaden fliegen würde, wussten sie nicht.

Wulfric maß die Entfernung mit einem fachmännischen Blick, legte ohne Hast den pfeil ein und spannte. Gut hörbar schnellte der Pfeil von der Sehne und verschwand in der Nacht. »Was war das?«, fragte eine Stimme von jenseits des Wachfeuers. »Hast du das gehört, Alfred?«

»Klang wie ein Bogen«, antwortete der zweite Soldat der Nachtwache.

Immer noch ohne ein Wort der Absprache ließen Simon, Godric und Wulfric sich ins Wasser gleiten und tauchten ein Stück. Sie schwammen vielleicht zwanzig Züge weit. Dann stellte Simon die Füße wieder auf den schlammigen Grund des Flusses und richtete sie langsam auf. Die Zwillinge waren nur einen Schritt hinter ihm.

Langsam, um jedes Plätschern zu vermeiden, hob Godric den Arm und wies auf die einzelne Birke am Ufer. Drei Schritte links davon liege die Öffnung zur Wasserleitung, hatte Bruder Mark gesagt. Oder möglicherweise auch drei Schritte rechts davon. Ganz genau erinnerte er sich nicht.

Lautlos watete Simon auf den Baum zu, und als er noch drei Schritte entfernt war, tauchte er wieder unter und tastete. Er fand die Öffnung ohne Mühe, denn er spürte einen deutlichen Sog. Simon streckte den Kopf aus dem Wasser und nickte den Zwillingen zu.

Schweigend standen sie einen Moment dicht beieinander.

Hier reichte ihnen das Wasser bis an die Brust, und man musste aufpassen, dass der eilige Fluss einen nicht umriss. In der Dunkelheit sah Simon das Weiße in den Augen seiner Freunde leuchten. Ihre Mienen konnte er nicht erkennen, und dafür war er dankbar. Er legte keinen Wert darauf, seine eigenen Befürchtungen in ihren Gesichtern widergespiegelt zu sehen.

Es war besser geworden mit der Fallsucht, seit er erwachsen war. Die Anfälle kamen seltener. Aber immer noch gern in unpassenden Momenten. Und er wusste, wenn einer ihn dort unten in der Wasserröhre ereilte, dann würde er ertrinken. Warum, *warum* musste er mit diesem grässlichen Leiden geschlagen sein? Warum konnte er nicht sein wie andere Männer?

»Geh nicht«, flehte Godric wispernd.

Wulfric hob die Hand und presste sie seinem Bruder auf den Mund.

Simon nahm den Schwertgürtel ab und reichte ihn Godric. Ohne seine Waffe, die er wie jeder Mann von Stand nicht nur zum Schutz, sondern auch als Symbol seiner Stellung trug, fühlte er sich nackt und unvollständig wie eine Schnecke ohne Haus. Aber er wusste, er durfte nichts mit in den Tunnel nehmen, was ihn behindern könnte.

Er lächelte seinen Freunden mit mehr Zuversicht zu, als er empfand, atmete einige Male tief durch und tauchte dann unter.

Er erkundete die Röhre tastend mit beiden Armen. Zu eng für Schwimmzüge, erkannte er. Damit hatte er gerechnet, aber glücklich machte die Erkenntnis ihn trotzdem nicht. Er tauchte noch einmal auf, mit geschlossenen Augen. Er wollte die Zwillinge jetzt nicht mehr ansehen. Er wollte allein sein mit seiner Aufgabe und seiner Furcht. Wieder pumpte er mehrere Male Luft in seine Lungen, ließ sich zurück unter Wasser gleiten und tauchte mit den Armen voraus in die Röhre.

Seine Finger ertasteten raue Ziegel mit kleinen Lücken, an denen man sich festkrallen und vorwärtsziehen konnte. Er hielt die Augen geschlossen, weil er die Schwärze nicht sehen wollte, und konzentrierte sich allein auf das, was sein Tastsinn ihm mitteilte. Seine kräftigen Finger fanden Halt, gleichzeitig stieß er sich seitlich mit den Füßen von den Wänden ab, und er bewegte sich vorwärts. Gar nicht einmal so langsam, schien es ihm. Immerhin war die Strömung auf seiner Seite.

Nach vielleicht zwanzig Yards machte der Tunnel eine Biegung nach rechts, und einen grauenvollen Moment lang war Simon sicher, sie sei zu eng, um sich hindurchzuzwängen, aber es ging. Er spürte die ersten warnenden Anzeichen von Atemnot und ließ ein paar Luftbläschen aus seinem Mund entweichen.

Die Röhre führte wieder geradeaus und leicht abwärts.

Seine Finger suchten und fanden Halt, tasteten erneut. Die nassen Kleider zogen ihn auf den Grund, aber er stieß sich mit den Füßen ab und glitt bäuchlings weiter vorwärts. Die Atemnot wurde schlimmer. Seine Lungen begannen zu schmerzen, und das Bewusstsein, von Wasser umgeben zu sein, über sich Tonnen aus Erde und Fels zu haben und nicht zurückzukönnen, nahm ihn mehr und mehr in Besitz. Er kniff

die Augen fester zu und betete das *Paternoster,* um nicht daran zu denken, nicht in Panik zu geraten.

Als es vor seinen geschlossenen Lidern zu flimmern begann, wurde die Panik übermächtig. *Kein Anfall,* flehte er, *oh]esus Christus voll der Gnaden, alles, nur kein Anfall ...* Er öffnete den Mund und schrie. Der entstellte, wässrige Klang seiner Stimme brachte ihn halbwegs wieder zu Verstand, denn er war etwas Lebendiges und Menschliches. Aber keine Luft war in seinen Lungen übrig. Als er Wasser in den Mund strömen fühlte, presste er die Lippen zusammen und stieß sich mit den Füßen weiter vorwärts, suchte mit den Händen nach Halt, zog und schob. Er wusste, seine Zeit war abgelaufen. Entweder er erreichte das Ende des Tunnels innerhalb der nächsten vier, fünf Herzschläge oder überhaupt nicht.

Seine Lungen schrien nach Luft; Kopf und Ohren schmerzten immer schlimmer, als die Röhre sich endlich verbreiterte. Seine linke Hand und Schulter verloren den Kontakt mit den Ziegeln. Er streckte beide Hände aus und zog vorsichtig die Beine an. Es ging. Er hatte Platz über sich, aber ebenso Wasser. Mit den Füßen stieß er sich ab und schoss nach oben. Hart stieß sein Kopf gegen ein Hindernis, aber noch während ein letzter, jämmerlicher Laut der Verzweiflung sich seiner schmerzenden Kehle entrang, spürte er das Hindernis ein wenig nachgeben. Er streckte die Hände über dem Kopf aus und schob mit der Kraft des Überlebenswillens. Doch sie reichte nicht. Was immer es war, das ihm den Weg nach oben versperrte, ließ sich nicht weiter als einen Zoll anheben. In einem letzten Aufbäumen streckte Simon die Beine aus. Noch mit halb angewinkelten Knien fanden seine Füße den Boden. Verblüfft erkannte er, dass das Becken überhaupt nicht tief war, stellte sich hin und stemmte mit Kopf und Händen. Die Falltür aus dicken Holzbohlen, die verhinderte, dass das Flusswasser den Keller flutete, gab nach und öffnete sich einen breiten Spalt.

Simon tauchte bis zu den Schultern aus dem Wasser und rang röchelnd nach Luft. Viermal, fünfmal schöpfte er Atem, ehe er in der Lage war, sich an den Rand des Beckens zu tasten und die Falltür so weit zu öffnen, dass sie krachend zu Boden fiel.

Er keuchte immer noch, als er die Augen aufschlug. Links seines Blickfelds war eine Lichtquelle, und genau vor seinen Augen ein Bein und eine matte Schwertklinge.

»Atme«, riet eine Stimme. »Lass dir Zeit. Hier ist genug Luft, du wirst sehen. Und wenn du so weit bist, verrätst du mir vielleicht, wer du bist und was dich herführt. Aber es hat keine Eile. Ich weiß, wie du dich fühlst, ich bin auf dem gleichen Weg hergekommen.«

Simon legte den Kopf in den Nacken und sah in ein bärtiges, junges, aber ausgemergeltes Gesicht, das ihm sofort Vertrauen einflößte. Er ließ den Kopf wieder sinken, sog unverändert gierig Luft in seine Lungen und befolgte den Rat: Er ließ sich Zeit. Als das Rauschen in den Ohren und der Schmerz in der Kehle ein wenig nachließen, sagte er: »Mein Name wird Euch nicht gefallen. Aber Henry Plantagenet schickt mich. Ich habe Euch seinen Brief über die Palisaden geschickt. Zumindest hoffe ich das.«

Das Schwert verschwand aus seinem Blickfeld, und eine kräftige Hand legte sich um seinen Arm. »Der Brief ist sicher gelandet, und Euer Name stand drin. Ich schlage vor, Ihr kommt ins Trockene, Simon de Clare. Willkommen auf Wallingford Castle. Viel anbieten können wir Euch nicht, fürchte ich, aber wenigstens ein Feuer und eine Decke, damit Ihr Euch nicht den Tod holt.«

Simon kletterte aus dem Becken, warf einen kurzen Blick auf das schwarze Wasser, das über den Rand schwappte, und unterdrückte mit Mühe ein Schaudern. »Das ist nicht so wenig, Monseigneur«, erwiderte er.

Der bärtige Ritter, der vermutlich hier unten Wache hielt, damit kein feindlicher Späher durch die Röhre in die Burg

eindringen konnte, lachte in sich hinein. »Nicht wahr? Das ist es, was man da unten in dem verfluchten Tunnel lernt.« Er streckte die Hand aus. »Miles Beaumont.«

Simon schlug ein. »Ist der Earl of Leicester Euer Vater?«, fragte er.

»Woher wisst Ihr das?«, fragte Beaumont verblüfft. »Kennt Ihr ihn?«

»Wir sind uns vor fünf Jahren einmal zufällig in einem Wirtshaus in Luton begegnet.« Simon war immer noch kurzatmig. »Er hat mir die Augen über König Stephen geöffnet. Ihr seht ihm ähnlich.«

Miles nickte und betrachtete ihn einen Moment. Dann ruckte er den Kopf zu einer von Fackeln erhellten Treppe. »Geht nach oben. Die Wache weiß Bescheid und wird Euch ein Handtuch besorgen.«

Einer der beiden Männer, die den Bergfried bewachten, führte Simon in die Halle hinauf und brachte ihm das versprochene Handtuch. »Ein Schluck Wein vielleicht, Mylord?«, fragte er mit versteinerter Miene.

Simon schüttelte den Kopf. »Danke. Ich bin nicht hier, um eure mageren Vorräte zu schmälern.«

Die angespannte Miene des Soldaten hellte sich ein wenig auf, und er wies zum Feuer hinüber. »Wenigstens Holzkohle haben wir noch. Wärmt Euch ein wenig auf, und dann geht nach hinten.« Er zeigte auf die Tür im hinteren Bereich der Halle, wo anscheinend ein abgeteiltes Privatgemach lag. »Der Kommandant erwartet Euch.«

»In Ordnung.«

Simon rubbelte sich die Haare ab, ehe er sie mit den Finger notdürftig kämmte. Dann legte er sich das Handtuch um die Schultern, setzte sich auf die Bank am offenen Feuer und war augenblicklich in willkommene Wärme gehüllt. Er streifte die Stiefel ab und schüttete sie aus. Während er sie wieder anzog, sah er sich in der Halle um. Vielleicht zwanzig

Männer saßen an einem langen Tisch, redeten leise und warfen dem Fremden verstohlene, neugierige Blicke zu. Weder Becher noch Schalen standen auf der Tafel. Simon nickte ihnen zu, und sie erwiderten den stummen Gruß. Etwas abseits von den Rittern und Soldaten entdeckte Simon drei Frauen und zwei Kinder. Die Kleinen kauten auf einem Kanten Brot, und eine der Damen, die hochschwanger war, hielt einen Becher in Händen. Sie weinte leise, und ihre Gefährtinnen spendeten ihr Trost. Was für ein Ort der Verzweiflung, dachte Simon beklommen.

Er wartete, bis seine Haare und Kleider aufhörten zu HOpfen, dann stand er auf und ging zur hinteren Kammer hinüber. Die Füße in den nassen Stiefeln verursachten bei jedem Schritt leise Schmatzgeräusche, und er wusste, wenn er sich nicht vorsah, würde er sich im Handumdrehen fürchterliche Blasen laufen.

Er klopfte an und wartete einen Moment mit gesenktem Kopf. Dann hörte er einen Riegel zurückfahren, und die Tür wurde geöffnet. Auf der Schwelle stand eine junge Frau in einem schlichten Kleid, dessen triste graubraune Farbe ihr etwas Nonnenhaftes verlieh. Sie trug das dunkle, gewellte Haar unbedeckt und offen, nur zwei der vorderen Strähnen an den Schläfen waren nach hinten geführt und vermutlich mit einem Stück Schnur zurückgebunden, sodass sie ihr nicht ins Gesicht fallen konnten. »Ihr seid de Clare?«, fragte sie ein wenig brüsk und trat beiseite, um ihn einzulassen.

Simon nickte. »Die Wache sagte mir, der Kommandant erwarte mich hier.«

»Ganz recht«, bestätigte sie, schloss die Tür und lud den Besucher mit einer Geste ein, auf einer der Bänke in der Fensternische Platz zu nehmen.

Simon kam der Einladung nach und schaute sich suchend und ein wenig verwirrt in der dämmrigen Kammer um.

Die junge Dame gesellte sich zu ihm, setzte sich ihm gegenüber auf die zweite Bank in der tiefen Mauernische

und legte die Hände links und recht von sich auf den kalten Stein. »Wenn es Brian fitzCount ist, den Ihr sucht, dann kommt Ihr zu spät, Monseigneur. Er ist vor zwei Monaten gestorben. Mein Name ist Philippa of Wallingford, ich bin seine Tochter. Und Kommandant dieser Burg.« Sie sagte es nüchtern und eine Spur grimmig.

Ein Öllicht auf der Bank neben ihr spendete genug Helligkeit, dass Simon den dunklen Bernsteinton ihrer großen Augen erkennen konnte. Sie waren von langen, dichten Wimpern umgeben. Er las Kummer, aber ebenso Trotz und Entschlossenheit in diesen Augen, und er fand sich von diesem Ausdruck gefesselt.

Philippa sah ihn ebenso unverwandt an wie er sie. Für eine Dame war es ein geradezu schamloser Blick.

»Ich bedaure den Tod Eures Vaters«, sagte Simon.

Sie nickte. »Er fehlt mir«, gestand sie. »Aber vor allem fehlt er Wallingford. Solange er noch da war, hatten wir Hoffnung. Immerhin hat er es zweimal gegen Stephens Truppen gehalten. Aber jetzt ist alle Hoffnung verloren.«

»Sagt das nicht«, widersprach er. »Henry Plantagenet *wird* kommen und die Belagerung aufheben, Ihr werdet sehen. Und ... «

»Nur wann er zu kommen gedenkt, hat er in seinem Brief zu erwähnen vergessen«, unterbrach sie bitter. Dann stand sie auf. »Es besteht keine Veranlassung, mir schöne Lügen aufzutischen, nur weil ich eine Frau bin, de Clare.«

»Es war keine Lüge. Er wird kommen, so schnell er kann.« Sie warf einen kurzen Blick durch die schmale Scharte auf den Streifen Finsternis draußen und trat an den Tisch, auf welchem Henrys Brief ausgebreitet lag. »Dies ist die dritte Belagerung von Wallingford, die ich erlebe, Monseigneur. *Darum* haben die Männer mich zum Kommandanten gewählt, nachdem mein Vater gestorben war, weil ich besser als jeder von ihnen weiß, wie man diese Burg verteidigt.

Aber wir können nicht mehr viel länger aushalten. Wir sind nur noch fünfunddreißig. Die anderen sind tot oder haben sich nachts von der Brustwehr abgeseilt und sind geflohen. Wer weiß, vielleicht sind sie auch übergelaufen. Unsere Vorräte sind beinah erschöpft. Erschöpft sind auch die Menschen. In spätestens einem Monat wird Wallingford fallen.«

»Euer Vater hätte Euch von hier fortbringen sollen, solange noch Zeit war«, bemerkte er kritisch. »Euch und die übrigen Damen.«

Philippa hob die schmalen Schultern; es war eine müde Geste. »Wir hatten nicht genügend Zeit, denn die Belagerung begann ohne Vorwarnung. Unsere Späher wurden vermutlich abgefangen. Aber ich wäre so oder so nicht gegangen.«

»Warum nicht?«

»Wallingford ist mein Zuhause. Ich habe nie irgendwo anders gelebt.« Sie schien einen Moment unentschlossen, ob sie mehr sagen sollte. Sie sah ihn forschend an - und obwohl er in seinen feuchten Kleidern fror, fühlte er seine Wangen unter diesem eindringlichen Blick heiß werden. Dann fuhr sie fort: »Mein Vater war ein großer Mann, und der alte König Henry hat ihn sehr geliebt. Aber er war ein Bastard, Monseigneur.« Sie brach ab.

Simon nickte. »Ein Sohn des Grafen der Bretagne. Darum nannten sie ihn »fitzCount«. «

»So ist es. Hier in Wallingford halten die Menschen sein Andenken in Ehren und sind stolz darauf, wie teuer er ·dem alten König war. Draußen in der Welt interessiert das niemanden mehr. Hier schätzen die Menschen auch mich. Da draußen habe ich niemanden. Ich wäre nur die Tochter irgendeines unbedeutenden Bastards. Sie würden mir mit Verachtung und Häme oder - schlimmer noch - Mitleid begegnen. Davor fürchte ich mich. Mehr als vor Stephens Soldaten.«

Simon schlug die Beine übereinander und sah zu ihr auf.

Er war beeindruckt von ihrer Geradlinigkeit und Aufrichtigkeit. Vermutlich werden Menschen unter Belagerung so, nahm er an. Wer sein Ende vor Augen hat, der hat keine Zeit mehr, sich etwas vorzumachen. »Häme, Verachtung und Mitleid sind nicht so schlimm, wie Ihr vielleicht glaubt«, hör te er sich sagen. »Vor allem für jene, die sich dem mühevollen Prozess unterzogen haben, sich selbst und ihren eigenen Wert zu erkennen. So wie Ihr, zum Beispiel.«

»Oder Ihr.« Sie stand reglos am Tisch, eine Hand auf dem Brief. »Was wisst Ihr über diese Dinge ! «

Er lächelte. »Ich habe die Fallsucht.«

Nie zuvor hatte er das jemandem freiwillig gestanden. Und er hätte nicht für möglich gehalten, dass er je in der Lage sein würde, es so gelassen auszusprechen, gar mit einem Lächeln. Aber bei ihr war es leicht.

Sie erwiderte das Lächeln. »Und doch zählt Ihr zu Henry Plantagenets engsten Vertrauten«, bemerkte sie. »Jedenfalls schreibt er mir das.«

»Ja. Ich glaube, es stimmt. Er hat die seltene Gabe, über ein Gebrechen hinwegzusehen und nur den Menschen zu betrachten. Er ist ... ein sehr außergewöhnlicher Mann.« Simon stand vom Fenstersitz auf und trat zu seiner Gastgeberin. »Ihr könnt ihm trauen, Madame. Er wird kommen, ich schwöre es.«

»Wann?«

»Vor dem Frühling.«

»Unsere Vorräte reichen bis Allerheiligen. Bestenfalls. Sagt ihm, wenn er bis dahin nicht gekommen ist, kann er sich den Weg nach Wallingford sparen.«

Wie die Burgbewohner hatte auch Simon sich in der Halle in die Binsen gelegt, eingerollt in eine geborgte Decke. Miles

Beaumont hatte ihm einen Platz nah am abgedeckten Feuer gewiesen, 'und so waren Simons Kleider allmählich getrocknet. Aber er kam nicht zur Ruhe. Die Vorstellung, dass Philippa of Wallingford nur ein paar Schritte entfernt hinter einer Bretterwand allein in ihrem Bett lag, brachte ihn ebenso um den Schlaf wie die verzweifelte Lage, in der sie und die anderen Menschen in dieser Burg sich befanden. Bis Allerheiligen waren es nur noch sechs Wochen. So schnell konnte Henry nicht hier sein, wusste Simon. Sollte er ihr das sagen? Oder war es besser, ihr einen Funken Hoffnung zu lassen und um ein Wunder zu beten? Er hatte keine Ahnung.

Gegen Mitternacht kamen zehn Männer von der Wache, weckten die Kameraden, die sie ablösen sollten, und legten sich auf deren warme Plätze. Bald herrschte wieder Stille in der Halle, aber Simon lag weiterhin mit brennenden Augen in der Dunkelheit, bis der Morgen graute und die Menschen sich erhoben, um einen neuen Tag des Hungers und des Schreckens zu beginnen.

Lady Philippa kam aus ihrer Kammer, setzte sich in der Mitte der Tafel auf die Bank, und als sie das Kreuzzeichen schlug, folgten die anderen ihrem Beispiel. Der Kaplan hatte sich im Juli bei Nacht und Nebel davongemacht, erfuhr Simon später. Darum mussten die Menschen in Wallingford neben allem anderen auch noch auf geistlichen Beistand und den Trost der Sakramente verzichten.

Sie beteten still, ein jeder hielt für sich Zwiesprache mit Gott. Dann erhob sich die schwangere Dame und legte auf den Tisch, was sie auf dem Schoß gehalten hatte: einen Laib Brot. Es war ein großer Laib, aber es saßen mehr als zwei Dutzend Menschen am Tisch - alle, die nicht auf Wache waren.

Die Hüterin des Brotes begann, dünne Scheiben abzuschneiden, und reichte sie herum. Als Simon an der Reihe war, schüttelte er lächelnd den Kopf.

»Esst«, befahl Miles Beaumont, und mit einem Blick auf Philippa fügte er gedämpft hinzu: »Beleidigt sie nicht, Mann.« Unschlüssig ergriff Simon die Brotscheibe. »Also gut. Danke.«

Es war bröckelig und schmeckte schauderhaft, denn es bestand fast nur aus Kleie - all dem, was beim Mehlsieben übrig blieb. Kleiebrot wurde für gewöhnlich an die Pferde, Kühe und Schweine verfüttert. Aber Pferde, Kühe und Schweine gab es in Wallingford nicht mehr, und die hungrigen Menschen verzehrten das Vieh futter mit mühsam beherrschter Gier. Simon hatte gerade den letzten Bissen heruntergewürgt, als draußen eine misstönende Glocke zu schlagen begann. Alle am Tisch Versammelten standen auf.

»Es geht los«, sagte Beaumont grimmig zu Simon, und noch ehe der Gast sich nach dem Sinn dieser Worte erkundigen konnte, hörte er ein Pfeifen, das immer lauter und lauter wurde, im nächsten Moment vernahm er ein fürchterliches Krachen, und der steinerne Boden unter seinen Füßen erzitterte.

Die Schwangere schrie auf, und eins der Kinder fing an zu weinen.

»Keine Angst«, sagte Philippa. »Schsch, keine Angst. Das war nur das Obergeschoss, und das haben sie schon vor zwei Monaten zerlegt. Dieser Bergfried ist stark. Er hält stand. Na los, worauf wartet ihr? Jeder auf seinen Posten.«

Simon hatte an Henrys Seite manche Belagerung erlebt, aber auf der Seite der Eingeschlossenen fand er sich nun zum erster; Mal. Eilig verließen die Verteidiger von Wallingford den Bergfried und begaben sich auf ihre Stellungen auf der Brustwehr der äußeren Palisade. Simon stand neben Beaumont und beobachtete, wie König Stephens Soldaten in vielleicht zweihundert Schritt Entfernung die Trebuchet wieder spannten und beluden, die den Felsbrocken auf den Bergfried geschleudert hatte. Diese

moderne Belagerungsmaschine war ein Katapult mit einem langen Wurfarm, der vermittels eines schweren Gewichts in die Senkrechte schnellte und sein Geschoss mit gewaltigem Schwung auf sein Ziel schleuderte. Um ihn zu spannen, mussten zwei Männer in ein Laufrad steigen, das einen Mechanismus betrieb, welcher das Gewicht in die Höhe hievte und den Arm zurück in die Waagerechte legte. Das dauerte ein Weilchen, doch unterdessen begann auf der Ostseite der Einfriedung der Beschuss mit brennenden Speeren, die von den kleineren, leichter und schneller zu spannenden Ballisten abgefeuert wurden. Die Kinder, zwei Mägde und ein alter Graubart standen im Schutz des Torhauses bereit, um Brände zu löschen, eine lange Reihe gefüllter Eimer vor sich. Und auf der Brustwehr über dem Torhaus standen ein Dutzend Verteidiger, darunter Philippa of Wallingford und die übrigen Damen, und schossen mit Pfeil und Bogen auf die Angreifer, welche mit einem Rammbock vors Tor gezogen waren. Die Damen hatten kleine, handliche Bögen, und sie schossen hervorragend. Nach einer Stunde lagen an die zwei Dutzend königlicher Soldaten schreiend oder reglos vor dem Tor, und noch war kein Streich des Rammbocks gefallen.

»Sie ziehen sich zurück«, bemerkte Simon verblüfft. Beaumont nickte. »Und weil sie wütend sind, werden sie versuchen, die Palisaden in Brand zu setzen. Kommt, de Clare. Wir brauchen Wasser.«

Hastig folgte Simon ihm zur Treppe, die in den Burghof hinabführte. Die Schreie der verwundeten Angreifer am Tor gingen ihm durch Mark und Bein. »Arme Teufel«, murmelte er. »Sind wir das nicht alle?«, erwiderte Beaumont.

»Wären die Dinge anders gekommen, würde ich jetzt vielleicht da draußen liegen.«

»Hm. Spart Euch Euer Mitgefühl, mein Freund. In spätestens einer Stunde fangen sie an, brennende pfeile auf die Brustwehr zu schießen. Dann werden wir es sein, die

bluten. Und wenn ihnen irgendwann dämmert, wie wenige wir hier drinnen nur noch sind, und sie mit Leitern kommen, dann werden wir alle draufgehen.« Er grinste verwegen, aber seine Augen zeigten nichts als Erschöpfung. »Na ja. Besser als verhungern.«

Die brennenden Pfeile kamen, und der Beschuss der Trebuchet und der Ballisten ließ nicht nach. Es krachte und donnerte, Brände flammten auf und wurden gelöscht, die Luft war erfüllt von Staub und Qualm und Brandgeruch. Aber niemand musste in Wallingford an diesem Tag sein Leben lassen. Einen der jungen Ritter erwischte ein Pfeil in der Schulter, doch die schwangere Lady Katherine holte ihn ohne große Mühe heraus. Sie hatte offenbar Routine in dieser Kunst. Und zwei Stunden vor Sonnenuntergang ließ der Beschuss nach, und die Belagerer zogen sich zurück.

Wie alle anderen blieb auch Simon auf seinem Posten, falls der Rückzug nur ein Täuschungsmanöver war. Doch alles blieb ruhig.

Als die Verteidiger bei Einbruch der Dunkelheit in den Bergfried zurückkehrten, fühlte Simon sich zermürbt. Das war *ein* Tag, dachte er fassungslos. Die Menschen hier erleben das seit einem Jahr. »Wie haltet Ihr das aus?«, fragte er verständnislos, während er Miles Beaumont aus dem Kettenhemd half.

»Keine Ahnung«, gestand der Ritter und erwies Simon den gleichen Dienst. Dann fuhr er achselzuckend fort: »Es ist nicht immer so. An Sonn- und Feiertagen halten sie Frieden. Manchmal verschwindet auch die Hälfte von ihnen für ein paar Tage, und dann sind sie ziemlich harmlos.«

»Könntet Ihr nicht ausbrechen?«

»Und dann?«, konterte Beaumont schneidend. »Dann fiele Wallingford Stephen in die Hände, und alles wäre umsonst gewesen.«

Wenn ihr verhungert seid, ehe Henry kommt, wird Wallingford Stephen genauso in die Hände fallen, fuhr es Simon durch den Kopf, aber das sagte er nicht. Er verstand sehr wohl, dass die Verteidigung dieser Festung für Miles Beaumont, Philippa of Wallingford und alle anderen, die noch hier waren, eine Frage der Ehre war. Was für großartige Menschen, dachte er. Was für eine verfluchte Verschwendung ...

Beaumont brachte ihm einen Becher und setzte sich neben ihn an den Tisch in der Halle. »Wasser«, bemerkte er säuerlich.

Simon trank durstig. Es schmeckte erdig und bitter. Kein Flusswasser, schloss er. Dieses hier hatte lange gestanden. Er drehte den Becher zwischen den Händen und dachte nach.

Beaumont beobachtete ihn. »Tja. Jetzt seid Ihr hier gestrandet. Schöne Scheiße, was?«

Simon schüttelte den Kopf. »Ich denke, ich gehe heute Nacht.

Werden sie in den frühen Morgenstunden kommen, um ihre Toten vom Tor wegzuholen?«

Beaumont nickte.

»Dann werde ich mich auf der entgegengesetzten Seite abseilen.«

»Gut möglich, dass sie nachts dort patroullieren. Manchmal machen sie das.«

»Ich pass schon auf.«

»Na dann. Viel Glück.« Beaumont wandte den Blick ab. Er hatte insgeheim gehofft, Simon würde bleiben, wusste dieser. »Sagt Henry einen schönen Gruß. Er soll sich beeilen.«

Simon warf einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass niemand in der Nähe war. Dann sagte er: »Es könnte bis zum Frühjahr dauern, Beaumont.«

Der schnaubte in seinen Becher. »Wir haben schon jetzt nichts mehr zu fressen.«

»Was braucht ihr? Ich meine, was wäre nötig, dass ihr es über den Winter schafft?«

»Wozu wollt Ihr das wissen? Wollt Ihr Stephens Trebuchet

borgen und uns Kornsäcke über die Mauer schicken?« Simon schüttelte den Kopf. »Durch den Tunnel.« *»Was?«*

»Schsch. Nicht so laut.«

»Was redet Ihr da?« Es war ein heiseres Flüstern. »Es wäre möglich.«

»Ihr seid ja nicht bei Trost, Mann.«

Simon lächelte flüchtig. »So wird mir gelegentlich versichert. Aber es ginge.«

»Ihr wollt dutzende Male durch die verdammte Röhre tauchen, um uns Vorräte zu bringen? Ihr werdet ersaufen.«

»Einmal reicht.« Einmal war schlimm genug, fand er.

Bei dem Gedanken, diesen Schrecken aufs Neue erleben zu müssen, wurde es eng in seiner Kehle, aber das musste Beaumo nt ja nicht wissen. »Wir nehmen ein langes Seil und knoten die Enden zusammen, sodass wir eine Schlinge bekommen. Damit tauche ich durch die Röhre, und wir befestigen die Schlinge irgendwo im Keller auf einer provisorischen Achse. Draußen im Fluss warten meine Männer. Sie knoten einen Haken an ihr Ende der Schlinge, an den Haken ... sagen wir, einen Sack Äpfel. Dann fangen sie an zu ziehen. Der Sack mit den Äpfeln verschwindet in der Röhre und kommt irgendwann bei uns an. Sie ziehen weiter, bis der leere Haken draußen wieder zum Vorschein kommt. Und so weiter.«

Etwas höchst Bemerkenswertes spielte sich auf Beaumonts Gesicht ab. Der Zorn und die mit eisernem Willen zurückgedrängte Verzweiflung wichen einem Ausdruck banger Hoffnung, den er um jeden Preis hinter Spott und Skepsis zu verbergen suchte.

»Stephens Halunken werden Eure Freunde schnappen.«

»So leicht nicht. Sie verstehen es, sich unsichtbar zu machen und lautlos zu sein.«

»Aber wir können nicht von Äpfeln leben. Wir brauchen Fleisch und Brot, wenn wir bei Kräften bleiben sollen. Die werden verderben, wenn sie durchs Wasser müssen.«

»Nicht, wenn wir sie in Ledersäcke einnähen.«

»Was redet Ihr da?«

»Der Eroberer hat einen Damm durch die Fens gebaut. Wusstet Ihr das?«

»Natürlich«, knurrte Beaumont.

»Und? Worauf schwamm der Damm?« »Auf dem Wasser, schätze ich.«

Simon schüttelte den Kopf. »Es war Sumpf. Der trägt keinen Damm. Nein, sie haben Ledersäcke genäht und mit Luft gefüllt.« Alan hatte ihm das erzählt. »Und die haben lange genug gehalten, um eine Armee über den Sumpf zu führen. Wenn Ledersäcke dicht genug sind, um *Luft* zu halten, warum nicht Mehl? Oder Hülsenfrüchte?«

Beaumont senkte den Blick und dachte eine Weile nach. Dann fragte er: »Selbst wenn es möglich wäre. Wie lange soll es dauern, genügend Säcke mit Lebensmitteln hier hereinzuschaffen?«

»Was spielt das für eine Rolle? Wir machen es nachts von der Wachablösung an zwei Stunden lang. Und wir kommen jede Nacht wieder, bis Ihr hier genug Vorräte habt, um es über den Winter zu schaffen.«

»Mit jeder Nacht wird das Risiko für Euch steigen.«

Simon runzelte die Stirn. »Ich habe ja auch nicht gesagt, es werde ein Kinderspiel. Warum wollt Ihr nicht, dass ich es versuche?«

Beaumont stieß wütend die Luft aus. »Ich will keine Hoffnung schöpfen, die doch nur trügt. Denn das ist

schlimmer, als gar nicht zu hoffen.«

Simon nickte. »Es ist gefährlich, und vieles kann schiefgehen. Also sagt niemandem etwas davon und versucht, nicht zu hoffen. Aber lasst es uns probieren. Es ist nicht so verrückt, wie Ihr vielleicht glaubt.«

»Woher wollt Ihr die Vorräte beschaffen, ohne Aufsehen zu erregen und Verdacht zu wecken?«

»Die Mönche in Abingdon werden mir helfen. Auch bei der Herstellung der Ledersäcke.«

»Für Gotteslohn?«, fragte Beaumont zweifelnd.

Simon lächelte. »Das täten sie vielleicht, denn sie haben immer aufseiten der Kaiserin gestanden. Aber wir sind nicht auf ihre Barmherzigkeit angewiesen. Der Herzogin von Aquitanien hat mich mit großzügigen Mitteln ausgestattet, ehe ich herkam. Denn sie möchte gern Königin von England werden.«

Genau wie alle anderen legte er sich schlafen, als es dunkel wurde, denn er wollte erst nach Mitternacht versuchen, sich ungesehen aus Wallingford zu stehlen. Völlig erledigt von der letzten, durchwachten Nacht und diesem albtraumhaften Tag schlummerte er schnell ein, doch wieder war ihm keine lange Nachtruhe vergönnt. Es kam ihm vor, als habe er nur wenige Augenblicke geschlafen, als eine Berührung am Arm ihn aufschreckte.

»Was ...?«

»Schsch.« Es war ein tonloses Wispern, aber er erkannte die Stimme.

Eine Hand zog an seinem Ärmel, und der Schatten über ihm richtete sich auf. Simon schlug die Decke zurück, kam schlaftrunken auf die Füße und folgte dem Schatten zur hinteren Kammer.

»Vergebt mir«, bat Philippa of Wallingford und schloss leise die Tür. »Gewiss habt Ihr den Schlaf bitter nötig, so wie wir

alle. Aber ich wollte Euch um etwas bitten, ehe Ihr uns verlasst.«

Er winkte ab. »Ich bin kurze Nächte gewöhnt, Madame.

Wenn es etwas gibt, das ich für Euch tun kann, scheut Euch nicht, es auszusprechen.«

Ein kleines schüchternes Lächeln huschte über ihr Gesicht, und es bezauberte ihn. Wie viele Frauen es in Kriegszeiten tun mussten, hatte Philippa sich hart und zäh gemacht, um die Dinge vollbringen zu können, die ihr seltsames Schicksal ihr abverlangte. Aber dieses Lächeln verriet, dass sie kein Herz aus Eichenholz in der Brust trug, wie er geargwöhnt hatte, als er am Morgen sah, mit welch ruhiger Hand sie Stephens Soldaten abschoss.

»Es gibt in der Tat etwas, das Ihr für mich tun könnt, Simon de Clare.« Sie unterbrach sich, sah ihm einen Moment direkt in die Augen, schlug den Blick dann nieder.

Simon wartete.

»Ich fürchte nur, Ihr werdet schockiert sein«, fügte SIe hinzu.

»So leicht nicht, Madame.«

Sie sah ihn wieder an, nickte knapp und straffte die Schultern. Er konnte sehen, dass sie sich wappnete. »Also schön«, murmelte sie, trat an den Tisch und wandte sich wieder zu Simon um. »Also schön. Ihr werdet uns heute Nacht verlassen. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass wir uns je wiedersehen, und das ist gut so.«

Simon spürte einen eigentümlichen Stich. »Wenn Ihr es sagt ... «

»Es ist gut, weil der Umstand, dass wir uns nie wiedersehen, diese Sache leichter für mich macht.«

»Ich fürchte, ich kann Euch nicht ganz folgen.«

Philippa presste einen Moment die Lippen zusammen, wie in unterdrückter Ungeduld. »Dann erkläre ich es Euch: Ich werde vor dem Winter sterben, de Clare. Vielleicht werde ich

verhungern. Dem könnte ich ins Auge sehen, denn es ist ehrenhaft. Aber falls ich noch lebe, wenn diese Burg fällt ... Ihr wisst, was Belagerer mit den Frauen tun, bevor sie sie töten, wenn sie eine Burg endlich einnehmen, nicht wahr?«

Simons Mund war mit einem Mal staubtrocken. Er nickte. »Sollte Gott der Ansicht sein, dass die übrigen Damen und ich dieses Schicksal als Lohn für unsere Standhaftigkeit verdient haben, kann ich nichts dagegen tun. Aber seit Ihr gestern gekommen seid, frage ich mich, wie es wohl wäre, mit einem Mann zu liegen, der in Freundschaft und mit Achtung in mein Bett kommt, nicht als Feind. Versteht Ihr? Wenn ich mit achtzehn Jahren sterben soll, will ich wenigstens ein einziges Mal ... «

Mit zwei Schritten hatte Simon sie erreicht, legte den linken Arm um ihre Taille und den Zeigefinger der Rechten auf ihre Lippen.

Sie sah ihn an, ihre Augen groß und fragend, aber jetzt ohne Furcht.

»Du hast recht«, sagte Simon. »Niemand sollte diese Welt verlassen, ohne das erlebt zu haben.«

»Also wirst du es tun?«, fragte sie.

Simon musste lächeln. »Es wird mir eine Ehre sein, Madame.«

Die Anspannung wich aus ihren Schultern, und als er beide Arme um sie legte und sie küsste, schmiegte sie sich an ihn, vollkommen ungeziert und ohne jeden Vorbehalt. Er fuhr mit der Zunge über ihre Lippen, die zu spröde und rissig für eine Dame waren, und sah den Ausdruck des freudigen Staunens in ihren Augen, ehe sie die Lider schloss und ihm aus nächster Nähe einen Blick auf ihre hinreißenden, dichten Wimpern gönnte, die im Licht der kleinen Öllampe rötlich schimmerten wie Kupfer. Dann schob er die Zunge behutsam in ihren Mund und umspielte die ihre, und Philippa gab ein leises Lachen von sich, einen Laut purer Freude.

Ohne den Kuss zu unterbrechen, begann er, die Schleifen an ihrem zerschlissenen Überkleid aufzuschnüren.

Philippa löste die Lippen von seinen. »Was tust du?« »Ich ziehe dich aus.«

»Ist das ... üblich?«

»Nicht unbedingt. Aber viel schöner.«

Sie schüttelte den Kopf. »Lass es sein. Wenn ein Nachtangriff kommt ... «

Es machte ihn wütend, dass Stephens verdammte Belagerung selbst diesen Moment überschattete, aber er erhob keine Einwände. »Du hast recht. Komm.«

Er führte sie zum Bett, bedeutete ihr, sich niederzulegen, und kniete sich neben sie. »Mach die Augen zu.«

Ihre Lider schlossen sich wieder. Simon schob langsam ihre Röcke hoch, und sein Mund zuckte, als er sah, wie dünn ihre Schenkel waren. Mit der flachen Hand strich er über die Außenseite ihres rechten Beins, um sie an die ungewohnte Berührung zu gewöhnen und ihr die Scheu zu nehmen. Die Beine waren nicht enthaart, die kleinen Füße schwielig von den schweren Stiefeln, die sie für gewöhnlich trug.

Simon lebte seit fünf Jahren an einem französischen Hof, dessen Lasterhaftigkeit regelmäßig den Zorn der Bischöfe erweckte - er war verwöhnt. Die Frauen, mit denen er sich dort gelegentlich die Nächte vertrieb, waren wohlgenährt und hatten von früh bis spät nichts anderes zu tun, als sich zu salben, zu parfümieren und Gott weiß was sonst noch zu tun, um sich schön und anziehend zu machen. Wenn sie die Röcke rafften, öffneten sie einem Mann das Tor zu den süßesten Sünden. Ihr Anblick hatte ihn erregt, aber nie berührt. Darum traf ihn das Gefühl von Zärtlichkeit, das ihn hier plötzlich überkam, vollkommen unvorbereitet.

Als seine Hand ihre Hüfte erreichte, spürte er eine Gänsehaut, und er streckte sich neben Philippa auf dem Bett aus und deckte sie beide zu. Sie wandte ihm das Gesicht zu,

die Augen immer noch geschlossen, und er küsste sie wieder, als er die Hand behutsam zwischen ihre Beine schob. Sie war feucht, und sie verblüffte ihn mit ihrer Ungeduld. Mit stummer Eindringlichkeit presste sie sich an ihn, schlang ein Bein um seine Hüfte und zog ihn auf sich.

Ihm ging auf, dass sie nicht warten wollte, weil sie fürchtete, irgendetwas könne sie unterbrechen, ehe sie ihn in sich spürte, und ihre einzige Chance auf die Erfahrung körperlicher Liebe könne ihr zwischen den Fingern zerrinnen. So wie ihr ganzes Leben. Und er verstand auch, dass sie kein langes, zartes Vorspiel wollte, denn ihr graute davor, dass es sie schwach machen und den Schutzpanzer durchbrechen könnte, in den sie sich hüllte. Also tat Simon, was sie wollte, holte sein pralles Glied aus der Hose, führte es zwischen ihre Schamlippen und drang in sie ein, nicht roh, aber auch nicht zögerlich. Er fühlte die Sperre, aber Philippa schien den Schmerz nicht einmal zu spüren. Oder womöglich war er ihr willkommen. Simon legte die linke Hand auf die kleine Brust unter dem rauen Stoff ihres Kleides, strich ihr mit der Rechten das Haar aus der Stirn und regte sich behutsam in ihr. Philippa sah ihm jetzt unverwandt in die Augen, erwiderte seine Bewegungen mit heftigen, ungeduldigen Stößen, kam rasant schnell zum Höhepunkt und biss sich in den Unterarm, damit ihr ja kein Laut entschlüpfte. Ihr stummer Ausbruch und ihr Duft, das triumphale Lächeln in den Mundwinkeln und die muskulösen Schenkel, die sich um seine Hüften schlangen, brachten Simon selbst in Windeseile an die Grenze, und trotz aller guten Vorsätze, sich rechtzeitig zurückzuziehen, ergoss er sich in sie.

Sie lagen still und entspannt, er auf einen Unterarm gestützt, um sie nicht zu erdrücken, aber immer noch auf ihr, weil er es in die Länge ziehen und sie spüren wollte, solange sie ihn ließ. »Ich fühle dein Herz«, sagte sie plötzlich.

»Das ist weiß Gott kein Wunder. Es hämmert. Genau wie deines.«

»Ich weiß nicht, ob ich je zuvor den Herzschlag eines anderen Menschen gefühlt habe.«

»Das kann ich kaum glauben. Haben deine Mutter und dein Vater dich nicht auf den Schoß genommen und gewiegt, als du klein warst?«

»Ich weiß es nicht mehr.« Sie hob die Linke zu einer unbestimmten Geste und legte sie nach einem kurzen Zögern auf seinen dunklen Schopf. »Es ist egal. Jedenfalls fühlt es sich gut an, dein Herz. So wie alles, was wir getan haben.«

Er nickte und wappnete sich für das, was als Nächstes kommen würde. Er hatte sich nicht getäuscht: »Du musst jetzt gehen, Simon«, sagte sie.

Es kostete ihn Mühe, nicht zu betteln, noch ein paar Augenblicke bleiben zu dürfen. Und er schalt sich einen Schwächling und Jammerlappen. Mit einem Quäntchen Glück würde er dem Schrecken von Wallingford heute Nacht entkommen. Philippa war diejenige, die hierbleiben und dem nächsten Tag ins Auge blicken musste. Und dem danach und dem danach, bis irgendwann der letzte Tag dieser Belagerung anbrach. Aber nicht sie war diejenige, die ihn anflehte, zu bleiben.

Er seufzte, stemmte sich hoch und setzte sich auf. Während er seine Kleider in Ordnung brachte, wandte er ihr den Rücken zu, um ihr Gelegenheit zu geben, unbeobachtet das Gleiche zu tun.

Plötzlich schlang sie von hinten die Arme um seine Brust, und er spürte ihren Kopf an seiner Schulter. Simon legte die Linke auf ihre verschränkten Hände.

»Wenn ich ein Kind von dir empfangen habe, wird es nie das Licht der Welt erblicken«, sagte sie.

»Sei nicht so sicher.« Seine Stimme klang belegt. Ihre Worte fühlten sich an, als lege sich ein eisiger Finger auf sein Herz. Dann spürte er etwas Feuchtes an seinem Hals, und ihm ging auf, dass es um Philippas Haltung ebenso bedenklich stand wie um seine. Vermutlich würde sie sich dieser Tränen morgen schämen, ahnte er, und wenn er sie nicht daran hinderte, zu sagen »Geh nicht«, dann würde sie ihn morgen dafür hassen. Er nahm ihre Hände in seine beiden und führte sie nacheinander an die Lippen. Dann ließ er sie los und stand auf.

Ihre Augen strahlten verräterisch, aber ihre Miene gab nichts preis. »Leb wohl, Simon.«

»Leb wohl, Philippa.« So sehr drängte es ihn, ihr zu sagen, er werde wiederkommen, dass er die Zähne zusammenbiss. Als könne er die Worte so daran hindern, ihm über die Lippen zu sprudeln. Wie sollte er es fertigbringen, zu gehen, ohne ihr einen Funken Hoffnung zu geben? Aber er hatte es Beaumont *geschworen,* und einen Geheimhaltungseid zu brechen war nicht nur wider seine Natur, es war vor allem gefährlich. Gott hasste Eidbrecher. Aber ohne Gottes Hilfe konnte sein Plan nicht gelingen. Was nützte es, wenn er Philippa Hoffnung gab und dann in dem schaurigen Tunnel ertrank, weil Gott zornig auf ihn war und ihm einen Anfall schickte?

»Vertrau auf Henry«, beschwor er sie stattdessen. »Er wird euch Hilfe schicken, ehe es zu spät ist.«

Sie nickte, aber er sah, dass sie es nicht glaubte. »Geh, Simon«, drängte sie. Es klang eigentümlich nachsichtig. »Nicht mehr lange bis zur Wachablösung.«

Er legte die Hand an den Türriegel und musste feststellen, dass er es einfach nicht tun konnte. Er war außerstande, so zu gehen, sie in dem Glauben zurückzulassen, dass er sie verließ, weil er ein fallsüchtiger kleiner Feigling war, der nicht genug Mut besaß, um zu bleiben und ihr beizustehen. »Philippa, hör zu. Ich werde ... «

»Nein«, unterbrach sie scharf. »Ich will es nicht hören. Geh und tu, was immer du tun musst. Sei versichert, ich weiß, du würdest bleiben, wenn du könntest.«

Simon fühlte sich beschenkt, aber nicht getröstet. »Meine angelsächsischen Freunde haben ein Sprichwort: *Die Hoffnung wohnt oft hinter der Tür, an die zu klopfen einem nicht einfällt.«*

»Weise Menschen, die Angelsachsen.«

»Das sind sie«, bestätigte er mit Nachdruck.

Philippa lächelte und hob die Hand, als wolle sie ihn hinausscheuchen. »Mögest du auf deinem Weg Freunde finden, die Führung der Engel und das Geleit der Heiligen.«

Die Nacht war heller, als ihm lieb war, aber der Mond stand schon weit im Westen, darum lag die Ostseite der Einfriedung im Schatten. Simon warf das Seil hinunter und spähte in die Tiefe. »Alles still«, murmelte er.

Beaumont hatte das Seil an einen Balken der Brustwehr geknotet und sich über die Schultern gelegt. »Dann geh. Ich bin so weit.«

Simon nickte. Es gab nichts mehr zu bereden. Sie würden sich wiedersehen, oder sie würden sich nicht wiedersehen. Das lag allein in Gottes Hand, und alle weiteren Worte waren überflüssig.

Geschickt und lautlos erklomm Simon die brusthohen Stämme, packte das Seil mit der Linken, überwand die mörderischen Spitzen der Pfähle und begann sich abzuseilen, die Füße fest gegen die Einfriedung gestemmt. Dreißig, vielleicht vierzig Fuß ging es hinab, wusste er. Er blickte nicht nach unten, er schaute auch nicht zurück, sondern konzentrierte sich nur auf seine Hände und Füße. Hin und wieder hielt er inne und lauschte konzentriert in die Nacht hinaus. Er hörte den Fluss, die Brise in den Bäumen und die Grillen im Gras, aber nichts sonst. Aus den Augenwinkeln sah er die Lichtpunkte der Wachfeuer, die die

Belagerer auch in dieser Nacht entzündet hatten, aber sie waren zu weit weg, als dass irgendwer dort ihn hätte hören oder sehen können. Außerdem schliefen vermutlich nicht wenige der Wachen so spät in der Nacht. Ein Jahr Belagerung ermüdete auch die Belagerer ...

Ohne Missgeschicke gelangte Simon hinunter und zog zweimal kurz am Seil, um Beaumont zu bedeuten, dass alles gut gegangen war. Der Ritter oben auf der Brustwehr erwiderte das Zeichen und begann dann, das Seil einzuziehen. Simon ließ es los und wandte sich zum Fluss, als er mit einem Mal eine Präsenz genau vor sich spürte. Er erstarrte und presste sich mit dem Rücken an die Stämme der Palisade.

»Mach dir nicht ins Hemd, Mann. Wir sind's.«

Simon stieß langsam die Luft aus. »Godric ... « *Was zum Henker tut ihr hier?* und *Habt ihr den Verstand verloren?* sparte er sich für später.

Wulfric packte ihn am Arm, und die Zwillinge zogen ihn ein Stück am Fuß der Burgeinfriedung entlang, dann geradewegs auf eines der Wachfeuer zu. Simon protestierte nicht und stellte keine Fragen, vertraute sich ihnen einfach an wie ungezählte Male in der Vergangenheit. Und auch dieses Mal zu Recht: Godric und Wulfric hatten einen Weg durch den Ring der Wachfeuer gefunden. Eines brannte gleich neben der Trebuchet, um die kostbare Belagerungsmaschine vor nächtlichen Angriffen zu schützen. Das hieß jedoch auch, dass die Flammen das ausladende Holzkonstrukt beleuchteten, nicht die umliegende Wiese, sodass man sich auf der dem Feuer abgewandten Seite wunderbar an der Trebuchet vorbeischleichen konnte.

Erst als sie wieder zu dem verlassenen Bauernhof kamen, brach Simon das Schweigen. »Woher wusstet ihr, wann ich kommen würde?«

»Wir haben uns gefragt, was wir an deiner Stelle täten«, gab Wulfric achselzuckend zurück. »Die Ostseite schien die besten Chancen für einen unbemerkten Abgang zu bieten, die Wachablösung oder wenig später der günstigste Zeitpunkt.«

Simon nickte dankbar. »Gut gemacht. Habt ihr irgendwas zu essen?«

Godric öffnete seinen Beutel und förderte ein Stück altbackenes dunkles Brot zutage. Simon verschlang es mit wenigen Bissen. Verglichen mit Kleiebrot war es eine Gaumenfreude. »Und was jetzt?«, fragte Wulfric. »Zurück über den Kanal, Henry berichten?«

Simon schüttelte den Kopf. »Wallingford ist beinah ausgehungert. Wir müssen ihnen helfen, sonst fällt die Burg, ehe Henry hier ist.«

»Und wie stellst du dir das vor?«, wollte Godric wissen. Simon erklärte es ihnen.

Die Zwillinge lauschten aufmerksam, und als er geendet hatte, nickten sie.

»Könnte klappen«, befand Godric.

»Ich hoffe nur, unsere Hilfe kommt nicht zu spät«, warf sein Bruder ein.

»Wieso?«, fragte Simon.

»Gestern sind über fünfzig neue Soldaten zu den königlichen Truppen gestoßen.« Wulfric wies in die Richtung, wo auf der anderen Flussseite die Festung der Belagerungstruppen lag. »Ausgeruht, wohlgenährt, gut bewaffnet und kampfeswütig. König Stephen scheint es satt zu sein, auf den Fall von Wallingford zu warten.«

Simon fluchte leise und dachte einen Moment nach. »Nun, das ändert im Grunde nichts«, sagte er dann. Er sprach überzeugter, als er sich fühlte. »Wenn Stephen den Druck verstärkt, ist es umso wichtiger, dass die Eingeschlossenen bei Kräften bleiben.«

Godric wollte noch etwas einwenden, aber Wulfric hielt ihn mit einer winzigen Geste zurück. Beides blieb Simon nicht verborgen. Doch er war zu müde, um sich weitere Bedenken anzuhören, und darum fragte er nicht, was es war, das Godric so beunruhigte.

Hugo de Bec, der Abt des Klosters zu Abingdon, war ein äußerst frommer und gelehrter Mann, aber alles andere als weltfremd. Simon hatte kaum begonnen, ihm seine Bitte vorzutragen, da schickte Vater Hugo nach dem Bruder Cellarius, da dieser am besten wisse, was eine Burgbesatzung von drei Dutzend Menschen benötige, um über den Winter zu kommen, und wie man es beschaffen könne. Trotz der Hilfsbereitschaft der Mönche und des Geldes, das Simon bezahlen konnte, war es nicht einfach, die nötigen Mengen an Lebensmitteln zu beschaffen, eine ausreichend große Zahl an Ledersäcken herzustellen und all das unbemerkt nach Wallingford zu schaffen. Aber Simon, die Zwillinge, der Cellarius, Bruder Mark und Bruder Cynewulf schufteten von früh bis spät, kauften auf Märkten und bei Bauern im ganzen Umland ein, und jede Nacht fuhren sie mit einem kleinen Kahn nach Wallingford und versteckten ihre Tagesausbeute unter dem Stroh in der Scheune des verlassenen Gehöfts.

Nach einer Woche beschloss Simon, in die belagerte Burg zurückzukehren und mit den nächtlichen Lieferungen der Vorräte zu beginnen.

Als er zum zweiten Mal in den engen, finsteren Tunnel tauchte, war sein Entsetzen nicht geringer als beim Mal zuvor. Gewiss, er wusste jetzt, dass die Aufgabe zu meistern war, dass die Luft reichte - wenn auch nur knapp - und die enge Röhre keine Sackgasse war, an deren Ende der Schwimmer elend ertrinken musste. Doch war es ja nie der Tunnel selbst gewesen, vor dem er sich gefürchtet hatte, sondern wie eh und je nur seine eigene Fallsucht. Sie

verschonte ihn indes auch dieses Mal, und als er keuchend und triefend die Falltür aufstieß und in Miles Beaumonts' bleiches, grinsendes Gesicht sah, dachte er: So, jetzt schick mir einen Anfall, wenn du unbedingt willst. Jetzt ist es gleich ...

Aber kein Anfall kam, und Atemnot und Ohrendruck waren schon beinah vergessen, als er Miles' ausgestreckte Hand packte und aus dem Wasser stieg.

»Allmächtiger. Du bist gekommen, Simon.« Miles stemmte die Hände in die Seiten und betrachtete ihn kopfschüttelnd.

Simon setzte sich auf den Boden und löste das Seil, das an seinen Gürtel geknotet gewesen war. »Ich bin gekommen. Und wenn alles gut geht, können wir noch vor Sonnenaufgang mit etwas Besserem als Wasser darauf anstoßen. Los, komm, lass uns keine Zeit vergeuden.«

Der Ritter nickte und wies auf die Konstruktion, die er vorbereitet hatte: Einen Schritt jenseits der Falltür lag ein hölzerner Pfahl waagerecht in zwei stabilen Eisenringen, die in die Deckel zweier wassergefüllter Fässer geschraubt worden waren: die Achse, von der Simon gesprochen hatte.

»Du hast also daran geglaubt, dass ich wiederkomme«, stellte dieser befriedigt fest.

»Ich habe zumindest daran geglaubt, dass du es versuchst.

Und dann habe ich festgestellt, dass es unmöglich ist, nicht zu hoffen, selbst wenn der Anlass zur Hoffnung nur ein winziger Funken ist. Ich schätze, so ist die menschliche Natur. Also habe ich das hier gebaut.« Er zog den Holzpfahl aus einem der Ringe, wartete, bis Simon seine Seilschlinge darum gelegt hatte, und steckte ihn wieder in seine Halterung.

Simon packte das Seil mit beiden Händen, atmete tief durch und nickte seinem Gefährten zu. »Alsdann. Lass uns herausfinden, ob es funktioniert.«

Es funktionierte tadellos. Hand über Hand zog Simon an dem Seil, langsam und stetig, damit die Ladung sich nicht verkanten und stecken bleiben konnte, und die ganze Zeit betete er. Nach nur drei *Paternoster* erschien ein lederner Sack in der Falltür.

Miles Beaumont watete durch das inzwischen knöchel hohe Wasser darauf zu, löste den Sack von dem dicken Eisenhaken, den Godric kunstvoll an das Seil geknotet hatte, und hob ihn hoch. »Schwer«, murmelte er vor sich hin. »Gepriesen sei der Herr.« Er schulterte den Sack und brachte ihn zur Treppe. »Was ist da drin?«

Simon hob grinsend die Schultern. »Wein für die Männer, Weißbrot für die Damen, ein Topf Honig für die Kinder. Sag es nicht, ich weiß, das war unvernünftig. Aber ich dachte, nach so viel Düsternis und Not könnte eine kleine, unvernünftige Freude euch allen nur guttun.«

Miles Beaumont stellte den Sack behutsam auf die erste trockene Treppenstufe, kam zu Simon zurück, schloss ihn in die Arme und tat nichts, um seine Tränen zu verbergen.

Es dauerte zwei Stunden, bis die eineinhalb Dutzend Säcke der ersten Ladung im Keller des Vorratshauses angekommen waren. Inzwischen war es voll im Keller geworden, denn Miles hatte zehn Männer geholt, die eine Eimerkette bildeten und das einströmende Wasser herausschafften. Als Simon den Haken zum letzten Mal aus dem Wasser zog, hing nur ein Stofffetzen mit einem eingestickten Kreuz daran.

»Was bedeutet das?«, fragte einer der jungen Ritter - offenbar enttäuscht, dass kein weiterer Sack gekommen war.

Simon legte den Haken mit dem Lumpen auf den Boden und schloss die Falltür. »Es bedeutet: *Alles in Ordnung, und morgen um Mitternacht geht es weiter.*« Er hatte dieses Zeichen mit den Zwillingen vereinbart, damit er gewiss sein konnte, dass sie unentdeckt geblieben waren. »Nur Geduld, Leofgar«, riet er. »Es ist ... nicht ganz einfach, achtzehn schwere Säcke im Dunkeln an den Wachfeuern vorbei

watend durch den Fluss zu ziehen und an die Tunnelöffnung zu schaffen, ohne gehört oder bemerkt zu werden.«

Leofgar biss sich auf die Unterlippe. »Vergebt mir, Mylord.

Ich weiß, die frommen Brüder, Eure Freunde und Ihr riskiert Euer Leben für uns. Ich kann das immer noch nicht fassen.«

Simon schüttelte den Kopf und legte ihm für einen Moment die Hand auf den Arm. »Und Ihr haltet diese Burg für Englands rechtmäßigen König und für unsere Zukunft. Somit stehe ich in Eurer Schuld, nicht umgekehrt.«

Er schulterte den letzten Sack und trug ihn nach oben.

Obwohl es noch drei Stunden bis Sonnenaufgang waren, schlief in der Halle niemand mehr. Es saß auch niemand auf den Bänken. Die Männer und Frauen standen zu zweit oder zu dritt beisammen, bissen von dem weichen Weißbrot ab und ließen Weinbecher herumwandern, und die Kinder hielten in jeder Hand ein dickes Stück in Honig getauchtes Brot, verschlangen es gierig, leckten sich die klebrigen Finger ab und rangelten um die Reste.

»Schluss damit«, rief Philippa die kleinen Rabauken zur Ordnung. »Wir haben uns nicht um das Brot geschlagen, als wir kaum noch welches hatten, also werden wir jetzt nicht damit anfangen, hast du mich verstanden, William?«

Der Gescholtene nickte, aber seine Miene war rebellisch, und er beäugte seinen kleineren Kameraden, der noch ein Stück Honigbrot in der Hand hielt, voller Neid.

Simon trat an den Tisch, tunkte ein weiteres Stück Brot in den Honigtopf und hielt es ihm hin. »Hier, William. Der Winter wird immer noch hart, aber wenigstens heute Nacht soll in Wallingford einmal jeder satt werden.«

Das selige Lächeln auf dem Gesicht des Knaben war ein Anblick, der Simon einen Moment unkomplizierter Freude bescherte. Und das Strahlen in Philippas Bernsteinaugen, als sie zu ihm trat, wäre es beinah wert gewesen, den

verdammten Tunnel noch ein drittes Mal zu durchschwimmen.

»Hast du das gemeint, als du sagtest, ich solle auf Henry Plantagenet vertrauen? Er werde uns Hilfe schicken?«, fragte sie, das Kinn auf seine Schulter gestützt. Ein ziemlich spitzes Kinn, stellte Simon grinsend fest, richtete sich auf einen Ellbogen auf, drehte sie um und legte sich auf sie. Heute Nacht hatte sie ihm erlaubt, ihr die Kleider auszuziehen. Sie hatte auch nicht gewartet, bis wieder Stille in der Halle herrschte, ehe sie Simon zu ihrer Kammer geführt hatte. Philippa war zu berauscht vom lang entbehrten Wein, vor allem von der unerwarteten Überlebenschance, um sich heute Nacht um Sitte und Anstand zu scheren.

»Gib Antwort«, verlangte sie und zog ihn sacht an den dunklen, schulterlangen Haaren, während er in sie hineinglitt.

»Nun, das hat er doch, oder nicht?«, gab er zurück, strich ihr mit beiden Händen die Haare zurück und drückte die Lippen auf ihre. Auch er war berauscht - von dem Erfolg seines Plans, vor allem jedoch von dieser Frau. Sie wölbte sich ihm entgegen und nahm ihn gierig in sich auf, aber ihre Lust erschien ihm vollkommen natürlich und eigentümlich rein. Es war das Leben selbst, dem sie hier huldigten, wusste Simon, und das konnte nicht sündig sein.

Auch nachdem sie ihr Verlangen nacheinander gestillt hatten, fanden sie keinen Schlaf. Eng aneinandergeschmiegt lagen sie in ihrem Bett, und als die Nacht vor der schmalen Scharte sich perlgrau verfärbte, fragte Philippa: »Ist es immer so? Mit Mann und Frau, meine ich?«

»Nein. Das hier ist etwas Besonderes.«

»Hätte ich gewusst, dass es so etwas gibt, wäre ich aus Wallingford geflohen, als noch Zeit war, statt mein Leben wegzuwerfen.«

»Sag das nicht. Das hättest du dir nie verziehen, und Reue kann einem das Leben verdammt bitter machen.« »Sprichst du aus Erfahrung?«

Er antwortete nicht.

Sie drehte sich auf die Seite und schaute ihn an. »Was hast du getan, das du so bitter bereuen musst, dass immer Traurigkeit in deinen Augen ist?«

Er lächelte. »Es ist nichts, was ich getan habe, sondern das, was Gott mir mitgegeben hat. Das mich hindert, ein normaler Mann zu sein, eine wundervolle Frau wie dich heiraten zu können .,. All diese Dinge. Es ist nicht immer ganz einfach, auf all das zu verzichten. Aber du bist wirklich der letzte Mensch, dem ich etwas über Verzicht vorjammern sollte, nicht wahr.« Er richtete es auf und schwang die Beine über die Bettkante. »Es wird bald Tag.«

Sie legte von hinten die Hände auf seine Schultern. »Du meinst, du kannst nicht heiraten, weil du die Fallsucht hast? Was ist das für ein Unsinn?«

Er machte sich los, stand auf und zog sich an, ohne Philippa noch einmal anzusehen. »Lass uns nicht jetzt darüber sprechen«, bat er.

»Warum nur ... « Sie lachte eine Spur verlegen. »Qh, Simon, denk nicht, ich wolle dir einen Antrag machen - du musst mich auch so schon für schamlos genug halten. Aber wie kommst du darauf, dass eine Nebensächlichkeit wie solch ein Gebrechen so große Macht über dein Leben haben könnte?«

Er fuhr zu ihr herum. »Du hast keine Ahnung, wovon du redest ! «

»Ich weiß sehr genau, wovon ich rede«, entgegnete sie ebenso scharf. »Miles Beaumont hat die Fallsucht.«

»Was ! «

»Das wusstest du nicht? Nun, er läuft auch lieber mit nackten Füßen über glühende Kohlen, als darüber zu reden,

aber seit einer Kopfverletzung vor zwei Jahren fällt er hin und wieder in Krampfanfälle, hat Schaum vor dem Mund und so weiter.«

»Und ich wette, er käme im Traum nicht darauf, das einer Gemahlin zuzumuten.«

»Lady Katherine ist seine Gemahlin«, gab sie zurück. Mit einem Mal klang sie müde. »Glaubst du wirklich, es stört sie? Meinst du, Frauen sind so hohlköpfig und oberflächlich, dass sie einen großartigen Mann nicht zu schätzen wissen, nur weil er ein albernes kleines Gebrechen hat?«

Simon zog sich den Bliaut über den Kopf und ging zur Tür. »Irgendwer muss die Verteidigung von Wallingford befehligen, Lady Philippa. Soll ich es tun, oder willst du vielleicht doch aufstehen?«

In der zweiten und dritten Nacht schickten die Zwillinge nur Säcke mit Linsen und Mehl herüber, wie Simon mit ihnen besprochen hatte, denn damit hätte man notfalls das Überleben der kleinen Garnison über den Winter gewährleisten können. Simon befestigte die leeren Ledersäcke aus der vorherigen Nacht am Haken und schickte sie zurück, damit seine Freunde sie im Laufe des nächsten Tages mit weiteren Vorräten befüllen und sorgsam wieder zunähen konnten. Bis auf einen Mehlsack war bislang alles trocken in Wallingford angekommen, denn der Cellarius des Klosters hatte die kluge Idee gehabt, je zwei Säcke übereinander zu verwenden, um dem Risiko der Undichtigkeit zu begegnen, und das geschlossene Ende des äußeren Sacks über das zugenähte des inneren zu stülpen.

Das Gelingen seines Plans erfüllte Simon mit Befriedigung, und die Nachtstunden unten im Keller des Speicherhauses waren ihm die liebsten. Meist schweigend arbeitete er Hand in Hand mit Miles Beaumont oder einem der anderen Ritter, und die Männer, die das einströmende Wasser schöpften, ließen ihn zufrieden, nachdem sie gemerkt hatten, dass ihre ewig gleichen Dankesbekundungen ihm auf die Nerven

gingen. Wenn sie mit der Arbeit für die Nacht fertig waren, ging er mit den anderen zum Bergfried hinauf und legte sich auf seinen Schlafplatz in der Halle. Philippas Kammer hatte er nicht mehr betreten.

Sie gab vor, das gar nicht zu bemerken. Womöglich war das sogar der Fall, denn die Verstärkung der Belagerungstruppen hatte die täglichen Angriffe in solchem Ausmaß verschärft, dass die Verteidigung ihrer Burg gewiss all ihre Gedanken und Kräfte in Anspruch nahm. Vielleicht besser so, dachte Simon, aber die Erleichterung, die er eigentlich hätte empfinden müssen, wollte sich nicht einstellen. Er musste oft an Alan und Miriam denken in den Nächten, wenn er müde bis in die Knochen und doch schlaflos in der Halle lag und dem Rascheln und Fiepen der Ratten im Stroh lauschte. Er wusste, Alan hatte für seine Ehe einen hohen Preis bezahlt, aber er wusste auch, dass Thomas Becket sich irrte, wenn er sagte, Alan sei verbittert über sein Los. Unzufrieden vielleicht. Wütend, ja, bestimmt.

Aber nicht verbittert. Denn Alan hatte bekommen, was er wollte. In schwachen Stunden hatte Simon ihn dafür manchmal so beneidet, dass er sich selbst kaum mehr ertragen konnte. Doch es war so verflucht schwer, keinen Neid zu empfinden, denn Alan hatte, was Simon niemals besitzen konnte: die Liebe einer Gemahlin und die Freuden eines Familienlebens. Sicher nicht immer ungetrübt, aber das spielte keine Rolle. Es war eine Art von Geborgenheit, die Simon niemals haben konnte. Selbst Godric und Wulfric hatten sie gefunden. Und jetzt auch noch Miles Beaumont. Sie alle brachten fertig, was Simon einfach unmöglich war: Sie hatten genug Achtung vor sich selbst, um zu glauben, ein Zusammenleben mit ihnen sei zumutbar.

In der sechsten Nacht barg er noch einmal drei Säcke mit Linsen, dann die ersten vier mit Dörrfleisch, doch als der Haken zum achten Mal in der Falltür erschien, hing kein Sack daran. Auch kein Tuchfetzen mit einem Kreuz darauf.

»Was ist das?« Miles, der einen Sack Dörrfleisch nach oben getragen hatte, war wieder in den Keller gekommen und trat mit einer Fackel in der Linken näher.

»Ich weiß nicht.« Simon fischte den Haken aus dem Wasser. Ein sehr viel kleinerer Lederbeutel baumelte daran. Er war durchnässt und zusammengewickelt, aber Simon erkannte ihn trotzdem auf den ersten Blick, hatte er ihn in den vergangenen fünf Jahren doch jeden Tag gesehen. »Qh mein Gott ... « Mit einem Mal hatte er Mühe zu atmen, und die Härchen in seinem Nacken hatten sich aufgerichtet.

»Simon?« Miles nahm ihm den Beutel aus den kraftlosen Fingern und rollte ihn auseinander. Er schnürte ihn auf, drehte ihn um, und etwas glitt in seine Hand. Mit einem zischenden Fluch zuckte Miles zurück, und der Inhalt des Beutels fiel ins knöcheltiefe Wasser. Simon schloss die Hand darum, ehe er in der trüben Brühe am Kellerboden versinken konnte. Dann kniff er die Lider zu und blieb reglos im Wasser knien.

»Was '" ist das?«, fragte Miles, aber seiner Stimme war anzuhören, dass er es genau gesehen hatte.

»Ein Finger«, hörte Simon sich antworten. »Der kleine Finger der linken Hand meines Freundes Godric, um genau zu sein.« Miles stieß einen angewiderten Laut aus. »Bist du sicher?« Simon nickte. Der Fingernagel hatte eine unverwechselbare Delle. Und der Beutel gehörte Godric.

Es war eine Weile still. Nur das leise Plätschern des eindringenden Wassers war zu hören. »Und was nun?«, fragte Beaumont schließlich.

Simon stand auf, hob die Falltür an und ließ sie krachend zufallen. Dann sah er dem anderen Ritter ins Gesicht. »Das war' s, Miles. Ich muss gehen.«

»Nein, tu das nicht, Mann. Wenn sie deine Gefährten geschnappt haben, sind sie vermutlich schon tot. Wozu willst du dein Leben auch noch wegwerfen?«

Simon hörte gar nicht hin. Er wandte sich zur Treppe. »Ich schätze, mit dem, was wir haben, kommt ihr über den Winter. Also hat unser Plan seinen Zweck erfüllt. Kämpft weiter und vertraut auf Henry Plantagenet, er *wird* kommen.«

Er hastete die Stufen hinauf, und Beaumont lief ihm nach.

Oben packte er ihn am Ellbogen. »Simon, um Himmels willen ... «

»Du weißt genau, was dieser Finger bedeutet«, entgegnete er scharf, aber gedämpft, damit die Männer mit den Eimern ihn nicht hörten. »Er bedeutet: *Komm heraus. Wir werden* so *lange damit weitermachen, sie in Stücke zu schneiden, bis du kommst.«*

»Und du meinst, wenn du gehst, hören sie auf?«, fragte Miles bitter.

»Hast du einen Bruder, Miles?« »Drei.«

»Ganz gleich, wie nah sie dir stehen, sie können dir nicht das bedeuten, was diese beiden Männer für mich sind. Das kannst du nicht verstehen, und ich habe keine Zeit, es dir zu erklären, aber ich kann sie nicht sterben lassen und dann weiterleben. Also sei so gut und lass mich gehen, oder ich muss die Klinge gegen dich ziehen.«

Miles ließ die Hand sinken. »Du trägst doch gar keine«, wandte er hilflos ein.

»Du siehst sie nur nicht.«

»Und willst du dich noch nicht einmal von *ihr* verabschieden?«

Simon schüttelte den Kopf, nahm ein langes Seil von einem der Borde im Speicherhaus und ging zur Tür. »Sie würde mich zurückhalten. Womöglich würde ich auf sie hören. Und das will ich nicht riskieren. Leb wohl, Miles.«

»Warte. Ich komme mit. Ich helfe dir beim Abseilen.« »Nein. Vermutlich schießen sie heute Nacht auf jeden Schatten auf der Brustwehr. Wenn du etwas Sinnvolles tun willst, weck

die anderen und geht in Stellung. Wer kann sagen, was hier vor Sonnenaufgang noch geschieht.«

Und damit verließ er das Speicherhaus, überquerte den unteren Burghof mit langen Schritten und stieg an der Flussseite zum Wehrgang hinauf. Im Mondschein sah er am Ufer acht Männer stehen. Drei trugen Fackeln. Zwei weitere beugten sich über die beiden Gestalten am Boden. Dann wies einer der Fackelträger mit dem Finger auf Simon, der gut sichtbar im Mondlicht über dem Torhaus stand. Während er das Seil an knotete und den Abstieg begann, machten sich vier auf den Weg zu ihm. Wann immer er über die Schulter schaute, sah er sie argwöhnische Blicke zur Brustwehr werfen, weil sie vermutlich eine Falle und Pfeilschüsse aus der Dunkelheit fürchteten, aber dennoch eilten sie näher. Simon rechnete seinerseits jeden Moment mit einem Pfeil im Rücken, doch nichts geschah. Die letzten drei oder vier Yards musste er springen. Er landete nicht ganz sicher, fiel auf die Knie, und bevor er wieder aufstehen konnte, waren sie über ihm, fesselten ihm die Hände auf den Rücken und zerrten ihn dann auf die Füße.

Der Mann neben dem Fackelträger war ein Ritter in einem polierten Kettenhemd. Er nahm den Helm mit dem Nasenschutz ab und entblößte einen Schopf wirrer Locken, die seinen Kopf umstanden wie ein unordentlicher Heiligenschein. Er lächelte liebenswürdig. »So treffen wir uns wieder, Cousin.

Als ich das angelsächsische Ochsengespann sah, wusste ich, du kannst nicht weit sein.«

»Richard.« Simon nickte frostig. Er war weit weniger überrascht, als sein Vetter offenbar erwartet hatte. In dem Moment, als der Finger aus Godrics Beutel gefallen war, hatte Simon gewusst, dass dies hier etwas Persönliches war. *»Du* führst diese Belagerung? Kein Wunder, dass sie schon über ein Jahr dauert ... «

Richard de Clare war seit dem Tod seines Vaters vor vier Jahren der Earl of Pembroke und Respektlosigkeiten dieser Art offensichtlich nicht gewöhnt. Für einen Moment drückte seine Miene eine beinah komische Verblüffung aus, dann schlug er Simon die behandschuhte Faust ins Gesicht. Simon wurde zur Seite geschleudert und wäre gestürzt, hätten die Soldaten ihn nicht gehalten.

Er spürte Blut über sein Kinn laufen, wischte es an der Schulter ab, sah seinen Cousin wieder an und nickte. »Alles wie gehabt, nicht wahr?«

Richard hatte sich wieder weit genug gefangen, dass er lächeln konnte. »Ich merke, du hast unsere Begegnung in Westminster auch nicht vergessen. Das erleichtert mich. Deine beiden Ochsen hatten keine Ahnung, wer ich bin.«

Das war durchaus möglich, überlegte Simon. Godric und Wulfric waren Richard nur das eine Mal begegnet, als sie damals auf der Suche nach König Stephen nach Westminster gekommen waren. Das war lange her, und seither hatten sie eine Menge aufregenderer Dinge erlebt. Aber wenn es wirklich stimmte, dass sie seinen Cousin nicht erkannt hatten, was war es dann, wovor Godric ihn hatte warnen wollen in der Nacht, als Simon zum ersten Mal aus der belagerten Burg zurückgekommen war?

»Was hast du mit ihnen getan?«, fragte er, und es kostete ihn Mühe, sich seine Furcht nicht anmerken zu lassen.

»Ich bring dich gleich zu ihnen, dann kannst du zählen, wie viele Fingerchen sie noch haben«, stellte Richard in Aussicht. »Bei allem, was du tust, solltest du eins nicht vergessen, Cousin. Henry Plantagenet schätzt meine beiden englischen Freunde sehr.«

»Ja, so was wär ihm glatt zuzutrauen. Der ist ja selber nicht bei Trost ... « Richard setzte sich in Bewegung, und die Wachen stießen Simon vorwärts.

»Bei Trost oder nicht; es besteht immerhin die Chance, dass er der nächste König von England wird«, entgegnete er. »Also tu dir selbst den Gefallen, halt einen Moment inne und überlege, wie klug es ist, seinen Freunden die Finger abzuschneiden.«

Scheinbar freundschaftlich legte sein Cousin ihm die Hand in den Nacken und rüttelte ihn ein bisschen. »Verflucht schade, dass du eben noch nicht da warst, um mir so kluge Ratschläge zu geben, Simon. Denn jetzt ist es zu spät.«

Simon rang mit Übelkeit, als sie am Ufer ankamen, aber er sah sofort, dass Richard gelogen hatte. Godric und Wulfric saßen gefesselt im Gras und sahen ihm mit unbewegten Mienen entgegen. Godric hatte die linke Hand mit der rechten umschlossen, und ein stetiges Blutrinnsal tropfte in seinen Schoß, aber zumindest die Rechte war noch vollständig, und Wulfric schien gänzlich unverletzt.

Simon blieb vor ihnen stehen. »Ich habe dir deinen Finger mitgebracht«, sagte er auf Englisch zu Godric.

Der sah auf und grinste ihn an. »Wie umsichtig von dir, Mann. Wenn wir nach Hause kommen, werd ich ihn trocknen und in eine Schachtel legen. Zur Erinnerung an deinen Vetter, diesen Sausack.«

Simon zwinkerte ihm zu, fragte aber gleichzeitig leise: »Schlimm?«

»Ach was«, machte Godric abschätzig. »Mit meinem Bruder zusammen hab ich immer noch neunzehn Finger, wer kann sich damit schon brüsten? Ein bisschen Schwund ist eben immer.«

Und das, wusste Simon, meinte er todernst. Godric und Wulfric seien härter als der Stahl ihrer Klingen, hatte Henry einmal voller Bewunderung behauptet, und das war nicht so weit von der Wahrheit entfernt. Richard würde feststellen, dass es nicht so leicht war, sie kleinzukriegen.

»Schluss mit dem Blödsinn.« Richards Kettenhandschuh landete auf Simons Hinterkopf. »Wohin führt dieser Tunnel im Fluss?«

»Ins Speicherhaus im unteren Burghof«, antwortete Simon bereitwillig.

»Kann man ihn durchschwimmen?« »Wenn man verrückt genug ist.« »Und der Ausstieg? Ist er bewacht?«

»Ja. Und seit heute vermutlich verriegelt.«

Richard grunzte missfällig. Er hatte wohl auf einen leichten Weg hinein gehofft. »Was macht Brian fitzCount?«

Nicht viel, dachte Simon. Er liegt in einem Grab hinter der Kapelle im Burghof ... »Ich verstehe die Frage nicht.«

Wieder ein Schlag auf den Kopf, fast spielerisch. »Geht es ihm gut? Ist er gesund?«

»Wie rührend du um die Garnison von Wallingford besorgt

bist, Cousin. Natürlich geht es ihm gut. Wieso denn nicht?« »Es gab ein Gerücht, er sei gestorben.«

Simon schnalzte missfällig. »Gerüchte ... «

»Wie groß ist die Garnison?«

»Zweiundvierzig Ritter, rund zehn Dutzend Soldaten, ein paar Frauen.« Das sagte er, weil Philippa und ihre Gefährtinnen vermutlich auf der Brustwehr gesehen worden waren, und Simon war ein Meister der Kunst, Lügen in Wahrheiten zu verstecken. Das schien ihm auch dieses Mal geglückt zu sein. Richard zog die Zahlen, die er genannt hatte, nicht in Zweifel.

Stattdessen sah er zu der belagerten Burg im Mondschein hinüber und rieb sich versonnen das linke Ohr. Aber was immer ihm durch den Kopf ging, behielt er für sich, und schließlich befahl er seinen Männern: »Schafft sie hinüber in die Festung und legt sie in Ketten.«

Crowmarsh Castle, das Wallingford gegenüber am anderen Themseufer errichtet worden war, hatte keinen steinernen

Turm. Nach alter normannischer Bauart war ein hölzerner Donjon auf einem angeschütteten Hügel errichtet und mit einem Palisadenzaun und Graben umgeben worden. Der Graben war nicht bewässert, und das Tor hatte nicht einmal ein Fallgitter. Keine sehr trutzige Festung, stellte Simon fest, als er bei Tagesanbruch aus dem Fenster der Kammer schaute, wo man sie eingesperrt hatte, aber die Stärke der Garnison machte ihm Angst. Hier lagen zehnmal so viele Männer wie drüben in Wallingford, schätzte er.

»Junge, Junge, ich hab vielleicht Kohldampf ... «, brummte Wulfric.

Als Simon sich umwandte, klirrten die Handketten. »Ich schlage vor, du gewöhnst dich daran.«

Wulfric bedachte ihn mit einem Lächeln und einer obszönen Geste. Sein Bruder nahm den Stumpf seines Fingers aus dem Mund, an dem er gelutscht hatte, und betrachtete die Wunde eingehend. »Hat fast aufgehört zu bluten«, verkündete er zufrieden.

Sie befanden sich in einer kleinen unmöblierten Kammer im Obergeschoss des Donjons. Es gab nicht einmal Bodenstroh. Simon setzte sich auf die nackten Holzdielen, lehnte den Rücken gegen die Wand und schloss die Augen. Er war müde wie selten zuvor in seinem Leben, und er war ratlos. »Wie haben sie euch geschnappt?«, fragte er, ohne die Lider zu öffnen.

»Ich schätze, sie haben uns gesehen«, antwortete Godric seufzend. »Die Nacht war einfach zu hell. Wir haben noch überlegt, ob wir in Deckung bleiben und auf schlechteres Wetter hoffen sollen, aber dann haben wir uns dagegen entschieden.«

»War ein Fehler«, räumte sein Bruder ein. »Wir dachten, die Wach feuer sind so weit weg, was soll's, das Risiko ist überschaubar. Aber vermutlich haben sie uns von hier aus entdeckt. Es tut mir leid, Simon. Wir haben dich in die Scheiße geritten.«

Simon winkte ab. »Wir haben alle gewusst, dass das hier passieren könnte. Jetzt ist es eben passiert. Euch trifft keine Schuld. Mein Cousin ist ein ziemliches Raubein, keine Frage, aber ich glaube nicht, dass er uns aufhängt. Im Grunde ist er harmlos ... «

»Der kleine Earl Richard ist auch nicht das Problem«, unterbrach Wulfric.

»Das Schlimmste weißt du ja noch gar nicht.«

»Und zwar?«

Ehe die Zwillinge antworten konnten, erklangen draußen schwere Schritte, ein Riegel rasselte, und die Tür flog auf. Zwei Ritter in Begleitung von vier Wachen traten über die Schwelle. Den langen, dünnen mit der Adlernase hatte Simon noch nie im Leben gesehen, aber er ahnte, um wen es sich handelte. Bei dem Untersetzten musste er nicht raten: Es war Hairnon.

»Jetzt weißt du, was ich meinte«, murmelte Wulfric.

Simon kam scheinbar mühelos auf die Füße - ohne die gefesselten Hände zu Hilfe zu nehmen, so wie er es vor so langer Zeit von Alan gelernt hatte. »Sieh an, Hairnon de Ponthieu.«

Sein sparsames Lächeln zeigte nichts als verhaltene Überheblichkeit. Niemand hätte ahnen können, dass Furcht seine Beine hinaufkroch und sich wie ein Stück glühender Holzkohle in seinem Magen einnistete. Genugtuung strahlte in Haimons dunklen Augen, und Simon wusste, dass er selbst und die Zwillinge jetzt den Preis für das bezahlen würden, was sie Hairnon angetan hatten. Aber mehr als vor Haimons Rache fürchtete Simon sich vor der berechnenden Grausamkeit in den Augen des anderen Mannes.

Er verneigte sich sparsam. »Eustache de Boulogne, nehme ich an? Eine Ehre, Monseigneur.«

»Woher wisst Ihr, wer ich bin?«, fragte der Kronprinz. »Ich kenne Euren Vater. Ihr seht ihm ähnlich.«

»Ihr erinnert Euch an sein Gesicht, obwohl Ihr Euch auf die Seite seines Feindes geschlagen habt? Wie sonderbar.« Das gut aussehende, kantige Gesicht blieb unbewegt. *Das einzig Vorzeigbare, was Eustache de Boulogne besitzt, sind seine Qualitäten als Soldat,* hatte Kaiserin Maud einmal zu Simon gesagt. Und der Kronprinz hatte tatsächlich die Statur, die Geschmeidigkeit und den scharfen Blick eines erfahrenen Kämpfers. *Über alles andere breitet man besser den Mantel des Stillschweigens,* hatte die Kaiserin noch hinzugefügt. *Eustache ist die boshafteste Kreatur, die mir je unter die Augen gekommen ist.* Nun, der Kaiserin war eine Begegnung mit Reginald de Warenne erspart geblieben, aber Simon schätzte, Eustache müsse wohl die zweitboshafteste Kreatur sein, mit der er persönlich je das Vergnügen gehabt hatte ...

»Henry Plantagenet hegt keine Feindschaft für König Stephen«, gab er zurück.

»Nein. Natürlich nicht. Er möchte ihn nur beerben, richtig?« Eustache lächelte träge. »Dummerweise möchte ich das auch.« »Ich schätze, wer der rechtmäßige Erbe des englischen Throns ist, wird sich auf dem Schlachtfeld entscheiden.«

»Falls Henry Plantagenet sich je wieder herwagt«, warf Haimon ein und tauschte einen vielsagenden Blick mit Eustache. Kein Zweifel, die beiden waren dicke Freunde. Simon war alles andere als überrascht.

König Stephens Sohn wandte sich zu Godric und Wulfric um, die zu seiner Rechten an der Wand lehnten und gelangweilt taten. Er trat einen Schritt näher, verschränkte die Arme und betrachtete sie kopfschüttelnd. »Bei Gott, welch eine Monstrosität.«

»Wenn schon, dann zwei«, verbesserte Godric, was ihm einen warnenden Blick seines Bruders eintrug. Sowohl Wulfric als auch Simon kannten Godrics fatale Neigung, seine Furcht mit Flapsigkeit zu überspielen, was in der Regel alles nur noch schlimmer machte.

»Dieses zweiköpfige Ungeheuer kann sprechen, Haimon«, verwunderte sich der Kronprinz.

»Oh, es kann noch viel mehr«, gab Haimon grimmig zurück.

»Dann bring es nach unten in den Hof und kette es irgendwo an. Die Männer sollen ein bisschen Spaß haben, was meinst du?«

Haimon lachte in sich hinein, gab den Wachen ein Zeichen, und zwei vierschrötige Kerle traten zu den Zwillingen. Einen Moment betrachteten sie sie ein wenig ratlos, dann packten sie jeder einen am äußeren Arm. Godric und Wulfric ließen sich lammfromm zur Tür führen. Sie warfen Simon beide den gleichen Blick zu; es war beinah ein Lächeln: *Wird schon,* sagte dieser Ausdruck. *Mach dir um uns keine Gedanken …*

Haimon trat hinter ihnen hinaus und schloss die Tür. Eustache blickte ihnen einen Moment nach, und Simon überlegte, ob er mit dem Dolch, den er im Stiefel trug, irgendetwas ausrichten konnte. Wenn er schnell genug wäre, könnte er Eustache vielleicht töten. Aber dann blieben immer noch die Handketten und die beiden Wachen, die nahe der Tür standen und ihn nicht aus den Augen ließen. Das Beste, was er erhoffen konnte, war ein rasches Ende für sich selbst, erkannte er, aber es hätte bedeutet, Godric und Wulfric im Stich zu lassen. Also sann er auf eine andere Strategie.

»Was verschlägt Euch nach Wallingford, Monseigneur?«, fragte er.

Eustache schlenderte ein paar Schritte durch den Raum und lehnte sich neben dem Fenster an die Wand. »Was kümmert es Euch?«

Simon hob die Schultern. »Ich bin nur neugierig. Ich dachte, Ihr kämpft an der Seite Eures Schwagers, des Königs von Frankreich, in der Normandie.«

Eustache schnaubte leise. »Ihr wisst ganz genau, dass mein Schwager Louis das Kämpfen eingestellt hat und zurück nach Paris gekrochen ist. Also sind Haimon und ich heimgekehrt und haben Verstärkung nach Wallingford geführt. Es war der Wunsch des Königs.«

»Verstehe. Und Ihr seid ein pflichterfüllter Sohn und tut immer genau das, was der König wünscht, da bin ich sicher.«

Eustache verzog den Mundwinkel. »Ich war Frankreichs überdrüssig und meiner angetrauten Constance erst recht. Sie ist eine ewig händeringende Betschwester, fast so schlimm wie ihr Bruder, der König. Außerdem wünscht mein Vater, dass ich in naher Zukunft gekrönt werde, und dazu muss ich in England sein.«

Simon zog verwundert die Brauen hoch. »Hat noch niemand den Mut gefunden, Euch zu eröffnen, dass Ihr Euch diese vorzeitige Krönung aus dem Kopf schlagen könnt?«

Eustaches Miene wurde finster, und er trat einen Schritt auf Simon zu. »Was redet Ihr da?«

Simon sah ihm in die Augen. »Es ist so, seid versichert. Der Papst hat es verboten.«

Die kalten, stahlblauen Augen hatten sich verengt. »Woher wisst Ihr das?«

»Der Gesandte des Erzbischofs von Canterbury hat es mir erzählt.«

»Wer soll das sein?« »Thomas Becket.«

Wütend stieß der Kronprinz die Luft aus. »Ich wünschte, ich könnte Euch einen Lügner nennen, aber ich sehe, Ihr sagt die Wahrheit. Dieser verdammte Erzbischof steckt mit Plantagenet unter einer Decke. Und der Papst ebenso.«

Simon nickte, obwohl er keineswegs überzeugt war, dass das stimmte. »Henry Plantagenet ist der mächtigste Mann in Frankreich. Der Papst hat nichts zu gewinnen, wenn er ihn gegen sich aufbringt.«

»Nun, ich schätze, es dauert nicht lange, bis Plantagenet seinerseits den Papst gegen sich aufbringt. Er brüstet sich ja gern damit, er habe Dämonenblut in den Adern.«

»Rechnet lieber nicht darauf, Monseigneur«, riet Simon. »Aber was ist ... « Eustache brach unvermittelt ab, musterte ihn von Kopf bis Fuß und verschränkte dann mit einem leisen Lachen die muskulösen Arme vor der Brust. »Jetzt fällt mir ein, was ich über Euch gehört habe. Ihr seid der, den sie an Plantagenets Hof Merlin nennen. Der Kerl, der alle Geheimnisse kennt und verschlossene Briefe lesen kann. Ich bin tief beeindruckt, Monseigneur.« Er verneigte sich höhnisch. »Aber denkt lieber nicht, Ihr könntet mich mit irgendeiner schlauen List dazu bewegen, zu tun, was Ihr wollt. Macht nicht den Fehler zu glauben, ich sei ein Einfaltspinsel wie mein Vater.«

»Ich verstehe nie so recht, warum so viele Euren Vater für einfältig halten. Das ist er nicht. Nur ein bisschen zu nachgiebig und zu gutmütig für einen König.«

»Was man von mir wirklich nicht behaupten kann.«

»Nein«, räumte Simon ein. Er blickte aus dem Fenster. Unten im Hof stand ein Gerüst, das als Galgen für Deserteure ebenso diente wie als Schandpfahl, wo ungehorsame Soldaten ausgepeitscht wurden oder - je nach Schwere des Vergehens - eine Hand oder ein Ohr verloren. Das Gerüst war breit genug für zwei, erkannte Simon mit sinkendem Herzen, als die Wachen Godric und Wulfric dort mit über dem Kopf gestreckten Armen an den Querbalken fesselten. Hairnon gab genaue Anweisungen. Wie bei solchen Gelegenheiten üblich, strömten in Windeseile dienstfreie Soldaten und sonstiges arbeitsscheues Gesindel zusammen und bildeten eine Traube um den Pranger. Hairnon sagte irgendetwas, das Simon nicht verstand. Die Versammelten lachten. Es klang abscheulich. Godric und Wulfric tauschten einen kurzen Blick und schauten dann

wieder nach vorn, die Mienen so ausdruckslos wie tönerne Totenmasken.

Eustache de Boulogne trat neben Simon und blickte genau wie er nach unten. »Die Männer sind zornig und gelangweilt nach einem Jahr erfolgloser Belagerung. Da kommt so etwas gerade recht. Ich möchte nicht mit den beiden Missgeburten da unten tauschen ... «

Hairnon hatte sich eine Peitsche bringen lassen, und zwei betrunkene Soldaten rissen Godric und Wulfric die Kittel vom Leib, zeigten johlend mit den Fingern auf die Stelle, wo sie zusammengewachsen waren, und konnten sich vor Lachen kaum auf den Beinen halten.

Simon schloss die Augen. Und mit einem Mal überkam ihn ein solcher Hass auf Hairnon und Eustache und alle Gesunden auf der Welt, dass er jedwede Vernunft in den Wind schlug. Er wandte den Kopf und sah Eustache de Boulogne in die Augen. »Wusstet Ihr, dass Eure schöne Constance für Raymond de Toulouse die Röcke rafft, während sie Euch die händeringende Betschwester vorspielt, mein Prinz? Warum auch nicht, wird sie sich gedacht haben. Sie riskiert nichts, denn sie ist ja unfruchtbar. Das ist übrigens kein Geheimnis. Das weiß die ganze Welt außer Euch.«

Ironischerweise war es die Fallsucht, die Simons Augenlicht rettete.

Eustache hatte auf ihn eingedroschen und -getreten, bis die Wachen ihn zaghaft fragten, ob es wirklich in seinem Sinne sei, den Gefangenen zu töten. Da war der Kronprinz wieder halbwegs zu Verstand gekommen, aber er war noch lange nicht fertig mit dem Mann, der es gewagt hatte, ihm die unschöne Wahrheit über seine Gemahlin zu eröffnen. Er ließ sich eine Fackel bringen, um ihn zu blenden und sein Gesicht zu entstellen, doch das gleißende Licht hatte einen Anfall ausgelöst, ehe die Flamme anderweitigen Schaden anrichten konnte. Die Wachen, die Simon an Armen und

Schopf gepackt hatten, um ihn stillzuhalten, wichen entsetzt zurück, als er zu krampfen begann, und selbst Eustache verlor die Lust an seinem Vorhaben, als er die verdrehten Augen und den Schaum vor dem Mund seines Opfers sah. Jedenfalls nahm Simon das an, denn als er eine ungewisse Zeit später aufwachte, konnte er noch sehen und hatte keine Brandwunden im Gesicht. Und er war allein.

Blinzelnd lag er auf dem nackten Holzfußboden und machte wie üblich eine Bestandsaufnahme. Alle Knochen taten ihm weh, was vermutlich mehr mit Eustaches Fäusten und Stiefeln zu tun hatte als mit dem Anfall. Seine Zunge hatte er dieses Mal so gründlich erwischt, dass sie selbst jetzt noch blutete. Er hatte eingenässt, aber nicht eingekotet. *Dank sei Gott für seine kleinen Gnaden.*

Langsam setzte er sich auf, stützte die Ellbogen auf die Knie und die Stirn auf die Fäuste und wartete auf den nötigen Antrieb, um aufzustehen und aus dem Fenster zu schauen. Es dauerte lange, denn er wollte es nicht sehen. Aber er musste. Also hangelte er sich schließlich am Fensterrahmen in die Höhe, sandte ein Stoßgebet gen Himmel und blickte dann nach unten. Es dämmerte bereits, und es hatte zu regnen begonnen, aber noch war genug Licht, um Godric und Wulfric zu erkennen. Sie hingen schlaff wie Stoffpuppen in ihren Fesseln. Godric war bewusstlos. Wulfric tat nur so, schien es Simon, aber alle anderen hatte sein Freund offenbar hinters Licht geführt, denn weit und breit war niemand in ihrer Nähe. Anscheinend war den Männern langweilig geworden. Die halbnackten Leiber der Zwillinge waren übel zugerichtet, doch sie hatten schon schlimmer ausgesehen.

Simon hatte sich gerade wieder auf den Boden gesetzt und massierte gedankenverloren seine malträtierte Schulter, als die Tür sich öffnete.

»Simon ... «

Er sah auf und ließ die Hand sinken. »Richard.«

Beinah zögernd trat sein Cousin in den Raum. Verstohlen musterte er Simon, sah ihm einen winzigen Moment in die Augen und gleich wieder weg. »Ich ... Er will, dass ich dich in die Halle bringe. Der Prinz, meine ich.«

»Wie untypisch zartfühlend, dass er meinen Cousin schickt und nicht Haimon de Ponthieu«, spottete Simon.

Richard räusperte sich. »Hai mon wollte kommen. Aber ich habe mich vorgemogelt.«

»Hm. Und was passiert unten in der Halle? Soll ich den Rittern beim Essen die gleiche Kurzweil bieten wie meine Freunde unten im Hof den Soldaten?«

»Ja.« Es klang tonlos.

Simon ließ sich gegen die Wand zurücksinken und wandte den Blick zur Decke. »Richard, fang nicht an zu flennen, ja? Sei so gut.«

Richard schniefte und schüttelte langsam den Kopf hin und her wie ein Ochse, der zu lange in der Sonne gestanden hat. »Wenn ich gewusst hätte, was er tut, hätte ich dich laufen lassen. Wenn ich geahnt hätte, dass Haimon eine alte Rechnung mit dir offen hat ... Ich wollte das nicht, Simon, das musst du mir glauben. Du bist doch mein Cousin.«

»Richtig. Die peinliche, fallsüchtige Missgeburt in der Familie, weißt du noch? Der Kerl, der sich mit anderen Missgeburten rumtreibt, denen man bedenkenlos die Finger abhacken kann.« Er stand auf. »Lass uns gehen. Ich bin lieber dort unten, als mir hier deine Trauermiene anzusehen.«

Richard nickte, wandte sich unglücklich zur Tür und warf ihm etwas vor die Füße. »Ich warte draußen.«

Erst als er wieder allein war, bückte Simon sich und hob auf, was sein Cousin ihm gebracht hatte. Es war ein Paar sauberer Beinlinge.

Auf der engen Holztreppe machte Simon sich mit dem Gedanken vertraut, dass er heute Abend sterben würde. Er hatte seinem Zorn nachgegeben und seine Chance vertan, Eustache de Boulogne in ein Gespinst aus Worten zu wickeln, zu verwirren und auf dünnes Eis zu führen, bis diesem gar nichts anderes mehr übrig blieb, als sich Simon anzuvertrauen, um wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. In der Vergangenheit war das gelegentlich gelungen. Heute nicht. Es war eine bittere Niederlage, dass Eustache ihn mit seinen eigenen Waffen geschlagen und seinen wunden Punkt gefunden hatte, während Simon noch nach dem seinen tastete. Und weil das geschehen war, würde er sterben.

Er fürchtete sich. Und der Gedanke quälte ihn, dass er Philippa nie wiedersehen würde, dass er zu feige gewesen war, ihr die Wahrheit zu sagen, und stattdessen zugelassen hatte, dass sie sich im Unfrieden trennten. Aber gleichzeitig empfand er eine eigentümliche Gelassenheit. Das, was für ihn das Schlimmste war, war bereits passiert: Er hatte im Angesicht seines Feindes einen Anfall erlitten und zuckend zu seinen Füßen gelegen. Für Simon war es die grauenvollste aller Demütigungen, und ganz gleich, was sie jetzt taten - schlimmer konnte es nicht werden. Die Erkenntnis gab ihm Trost und vor allem Mut.

Die Halle war klein und schmucklos, und es gab weder Kamin noch Feuerstelle. Fackeln in schmiedeeisernen Ständern waren die Wände entlang aufgereiht, doch sie schienen mehr Qualm und Ruß als Licht zu verbreiten. Es gab nur eine lange Tafel, und sie hatte kein Tischtuch. Eustache und Haimon saßen auf den Ehrenplätzen in der Mitte, und vielleicht zwanzig Ritter hatten sich versammelt. Der Eintopf, den sie aßen, verbreitete einen unangenehmen Geruch nach angebranntem Hammelfleisch. Als die beiden Wachen Simon hereinbrachten, dicht gefolgt von Richard de Clare, verstummten die gedämpften Tischgespräche, und

die Männer sahen ihnen entgegen. Simon schaute in ein paar Gesichter, während er vor die Tafel geführt wurde. Die meisten erwiderten seinen Blick mit verhaltener Neugier, manche mit Häme, und er erkannte niemanden.

Sechs Holzbalken stützten die Decke der Halle. Ein bärtiger Goliath stand wartend neben dem, welcher der Tafel am nächsten war, und hielt einen Strick in Händen. Zu seinen Füßen glomm eine Kohlenpfanne, in deren Mitte man einen Becher gestellt hatte. Simon konnte den Inhalt nicht erkennen, aber er hörte das unverwechselbare Blubbern von kochendem Blei.

»Es ist eine schöne, alte französische Sitte, de Clare«, erklärte Eustache mit einem Lächeln. »Viel ausgeklügelter und nicht so geistlos wie die endlosen Verstümmelungen des normannischen Gesetzes. Von den alten Franken können wir noch etwas lernen, so scheint mir: Männern, deren gefährlichste Waffe ihre Zunge war, schütteten sie geschmolzenes Blei in den Schlund, damit die Zunge still hielt. Das hat mir irgendwie immer gefallen.«

»Ich bin nicht verwundert«, hörte Simon sich sagen, und er fragte sich, wie er seine Stimme gefunden hatte, woher er die Luft zum Atmen nahm, denn das Grauen schnürte ihm die Kehle zu.

Hairnon hob ihm den Weinbecher entgegen. »Was passiert eigentlich, wenn einer von deinen unzertrennlichen Freunden krepiert?«, fragte er.

»Dann stirbt der andere wenig später.«

»Nun, in dem Fall werdet ihr heute wohl alle drei zur Hölle fahren. Der Linke von den beiden, der mit der großen Klappe ... «

»Godric. Sein Name ist Godric of Gilham.«

»Er hat wohl eins zu viel auf den Schädel gekriegt. Er blutet aus den Ohren.«

Simon sagte nichts. Es war also auch Godric und Wulfric bestimmt, an diesem Tag ihrem schlimmsten Albtraum zu begegnen: Der eine sah seinen Bruder sterben, der andere wusste, dass er seinen Zwilling mit in den Tod nahm.

Eustache de Boulogne hatte die Hände im Nacken verschränkt und sich bequem in seinem Sessel zurückgelehnt. »Ich kann mir vorstellen, ihnen wär's lieber, sie könnten gleichzeitig abtreten, he.« Er sah Simon in die Augen. »Das ließe sich einrichten. Ihr müsst nur eine Kleinigkeit dafür tun.«

»Was?«, fragte Simon schroff.

»Ihr müsst runter auf die Knie gehen, hier herüberrutschen, mir die Füße küssen und mich artig bitten. Mit Euren letzten Worten, sozusagen.« Er gluckste. »Dann schicke ich zwei Männer runter, die die armen Missgeburten draußen im Hof von ihrem Elend erlösen, Ihr habt mein Wort.«

Simon zögerte nicht.

Leises Raunen und Hohngelächter erhob sich an der Tafel, als er im Stroh auf die Knie sank. Was ist das nur?, fragte er sich. Was befriedigt die Menschen so daran, einen anderen erniedrigt zu sehen?

Er verharrte einen Moment mit gesenktem Kopf, die gefesselten Hände zwischen den Knien. Dann machte er sich auf den Weg. Die Strecke um die Tafel herum bis zu Eustache maß vielleicht zwanzig Schritte. Aber es dauerte erstaunlich lang, sie auf den Knien zurückzulegen. Simon beeilte sich auch nicht. Geradezu bedächtig schob er erst das eine Knie vor, dann das andere, spürte hier einen Tritt, dort einen Löffel Eintopf landen und hielt den Blick starr auf seine gefesselten, ineinander verschränkten Hände gerichtet.

Haimon und Eustache waren mit ihren Sesseln zurückgerutscht, um ihm Platz zu machen, und genau zwischen ihnen hielt Simon an.

»Also? Worauf wartet Ihr?«, fragte Eustache. Es klang vergnügt, fast nachsichtig.

Simon schärfte sich ein, sich nicht noch einmal durch seinen Hass auf diesen Mann von seinem einmal eingeschlagenen Weg abbringen zu lassen. Er atmete tief, um sich zu sammeln, seine schmerzenden Glieder zu zwingen, ihm zu gehorchen, dann schnellte er hoch und stürzte sich auf Hairnon. »Such uns schon mal ein warmes Plätzchen.«

Hairnon stieß ein kurzes Schnaufen aus; es klang wie ein Laut der Verblüffung. Dann sank er zurück. Sein Blick starrte an Simons linker Schulter vorbei ins Leere.

Eustache hatte tatsächlich die Reflexe eines Soldaten. Er sprang auf und riss Simon am Arm zurück, sodass alle an der Tafel Versammelten den kurzen Elfenbeingriff sahen, der aus Haimons linker Brust ragte.

Ein paar Atemzüge lang herrschte betretenes Schweigen.

Es war so still, dass Simon wieder das Brodeln des Bleibechers hörte.

Eustache hielt ihn immer noch gepackt. Mit unbewegter Miene betrachtete er seinen toten Freund, dann schaute er Simon an und nickte anerkennend. »Ein Messer im Stiefel? Wie ... altmodisch.«

Simon antwortete nicht. Aus dem Augenwinkel sah er seinen Cousin Richard, der mit dem Rücken zur Tafel auf einem der äußeren Plätze saß, den Kopf gesenkt.

»Warum er und nicht ich?«, wollte Eustache wissen. »Etwa aus Rache für das zweiköpfige Ungeheuer da unten im Hof?«

Für Godric, für Wulfric, für Oswald, für Alan - für uns alle.

Aber Simon stand nicht der Sinn danach, Eustache das zu erklären, und so nannte er nur den zweiten Grund, der die Wahl seines Opfers bestimmt hatte: »Ihr wart zu wachsam. Vermutlich hätte ich Euch nicht erwischt. Er war schon halbwegs betrunken.«

Noch einmal sah Eustache auf Hairnon hinab, streckte die freie Hand aus und schloss die Lider. »Es ist ein Jammer um diesen Mann, wisst Ihr«, bemerkte er dann seufzend.

»Nein, Monseigneur. Ich weiß nichts dergleichen.«

»Tja. Wie auch immer.« Eustache hob die Schultern, als sei die Sache nicht von Belang. »Was war jetzt? Sollen die Missgeburten da unten langsam verrecken, oder wollt Ihr mir die Füße küssen?«

»Eh ich Euch die Füße küsse, trinke ich lieber einen Becher Blei.«

»Das könnt Ihr haben.« Er nickte den beiden Rittern zu, die ihm am nächsten saßen, und sie standen auf, packten Simon und zerrten ihn um die Tafel herum zu dem Balken, wo der Goliath immer noch geduldig mit dem Strick in den Händen wartete. Den schlangen sie Simon um die Brust, und während sie ihn an den Balken fesselten, trat er beinah beiläufig das Kohlebecken um, sodass glühende Holzkohle und flüssiges Blei sich ins Stroh ergossen und es entzündeten.

Auf der Stelle brach ein Tumult aus. Ritter und Wachen sprangen unter Ausrufen des Schreckens auf und versuchten, die Flammen auszutreten, Diener und schreiende Mägde rannten hinaus, um Wasser zu holen, und Simon nutzte die Gunst des Augenblicks, um an dem Strick zu zerren, der ihn an den verdammten Balken band, aber vergebens. Dann stand plötzlich Eustache de Boulogne vor ihm. »So langsam habe ich die Nase voll von dir«, knurrte er und setzte ihm das Schwert an die Kehle.

Und über das allgemeine Durcheinander hinweg donnerte mit einem Mal eine Stimme: »Eustache! Was bei allen Heiligen geht hier vor?«

Eustache verdrehte die Augen zur Decke. »Qh verflucht, de Clare ... « Mit einem fassungslosen Kopfschütteln und einem heiteren Funkeln in den Augen, als wäre alles nur ein Streich

gewesen, trat er einen Schritt zurück und wies mit der Klinge zum Eingang der Halle. »Da kommt mein alter Herr.«

Es dauerte ein Weilchen, bis das Feuer gelöscht war und das allgemeine Getöse und das neuerliche Durcheinander, welches die unverhoffte Ankunft des Königs ausgelöst hatte, sich gelegt hatten. Dann endlich kehrte Ruhe in der Halle ein. Zwei Ritter hoben Hairnon aus dem Sessel und legten ihn diskret in einem dunklen Winkel der Halle ins Stroh. Vor dem frei gewordenen Sessel wurden ein Bronzepokal und ein silberner Teller für den König aufgestellt, aber Stephen war offenkundig nicht zum Essen hergekommen. Er betrachtete seinen Sohn mit strenger Miene, dann ruckte er das Kinn in Simons Richtung und sagte:

»Bindet den Mann los und nehmt ihm die Fesseln ab. Und dann erklär mir, was das alles zu bedeuten hat.«

Richard eilte herbei und durchschnitt den Strick. Simon spürte, dass sein Cousin seinen Blick suchte, doch er starrte unversöhnlich zu Boden, bis eine der Wachen kam und die Eisenschellen aufschloss, die seine Hände gefesselt hatten. Dann trat er vor den König und sank auf ein Knie. »Sire.«

»Wer wart Ihr doch gleich wieder ...?«, fragte Stephen unsicher.

»Simon de Clare.«

»Ach, richtig. Ich dachte, Ihr wolltet Mönch werden.«

Simon gestattete sich eine kleine Grimasse. Weil er den Kopf gesenkt hielt, konnte der König sie nicht sehen. »Es ... sollte wohl nicht sein, Sire.«

»Mönch?«, wiederholte Eustache aufgebracht. *»Mönch?* Er ist Henry Plantagenets Ratgeber und Vertrauter und verflucht gefährlich obendrein! « Er zeigte mit dem Finger in die Ecke, wo Hairnon lag. »Seht Euch das an, Sire. Mit gefesselten Händen hat er das getan, keinen Schritt von mir entfernt! «

»Ist das der Grund, warum du nach mir geschickt hast?«, fragte der König.

»Was?« Eustache war verwirrt. »Ich ... habe nicht nach Euch geschickt.«

Stephen betrachtete ihn mit einem Kopfschütteln. »Dein Bote kam gestern Morgen vor Tau und Tag. Warst du etwa wieder betrunken, mein Sohn, und erinnerst dich nicht, dass du ihn geschickt hast?«

»Was? Aber ich ... « Eustache klappte den Mund zu, verschränkte die Arme und warf Simon einen argwöhnischen Blick zu. »Was für ein Bote?«

»Woher sollte ausgerechnet ich das wissen?«, gab Simon verdrossen zurück. Seine Beine taten weh. Er hatte für heute mehr als genug Zeit auf den Knien verbracht. Er hatte Prügel bezogen, einen Anfall erlitten, um ein Haar sein Augenlicht verloren, einen Mann getötet und, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, beinah einen Becher Blei zum Abendessen bekommen. Er hatte genug. Unaufgefordert stand er auf und verneigte sich vor dem König. »Wenn Ihr erlaubt, würde ich gerne gehen, Sire. Mit meinen Freunden.« Falls sie noch leben, dachte er.

»Welche Freunde?«, fragte Stephen entgeistert, und im selben Moment sagte Eustache: »Du gehst nirgendwohin, de Clare.«

Simon sah den König an. Stephen war grau geworden, seine Schultern ein wenig gebeugt. Im Mai war seine Gemahlin gestorben, die ihm während der langen Jahre des Krieges eine wichtige Stütze und seinem Herzen nahe gewesen war, und man konnte sehen, dass die Trauer an ihm zehrte. Aber er strahlte immer noch Autorität aus. Und die Güte, die ihn gehindert hatte, den verhassten Krieg zu gewinnen. Es war nicht einmal schwierig, sich seiner Gerechtigkeit anzuvertrauen. »Sire, es ist wahr, was Euer Sohn sagt«, begann Simon. »Ich stehe in Henry Plantagenets Diensten und bin in seinem Auftrag in

England. Und ich habe Haimon de Ponthieu getötet. Meine beiden Gefährten, die dort unten im Hof am Pranger stehen und vermutlich gerade verbluten, haben sich hingegen nicht gegen Euch und Euren Thron versündigt ... «

»Oh, natürlich nicht«, fiel Eustache ihm höhnisch ins Wort.

Dann wies er einen anklagenden Finger auf Simon. »Er und die beiden englischen Ochsen dort unten haben der Garnison von Wallingford Vorräte gebracht! Jetzt wird es noch einmal ein Jahr dauern, bis wir sie ausgehungert haben.«

»Vorräte?«, fragte der König ungläubig. »Wie?«

»Durch eine Wasserleitung unter der Einfriedung hindurch.

Er hat ... «

Sein Vater brach in Gelächter aus. »Dieser Mann hier? Aber mein Junge, das ist völlig ausgeschlossen. Er hat die Fallsucht.«

Simon biss die Zähne zusammen. König Stephens Geringschätzung kränkte ihn heute noch genauso wie damals, aber möglicherweise würde sie ihn und die Zwillinge retten. Also hielt er den Mund.

Eustache nickte zu Simons Cousin hinüber. »Der Earl of Pembroke hat es gesehen, Vater.«

»Ich?« Richard sprang wie gestochen von seinem Platz auf. »Ich habe überhaupt nichts gesehen, mein Prinz«, versetzte er. Es klang angewidert. »Nicht das Geringste.«

Der König hob die Hand zu einer gebieterischen Geste, um diesem Unsinn ein Ende zu bereiten. Dann fragte er Simon: »Was wolltet Ihr sagen, mein junger Freund?« Er sprach wie zu einem Kind.

»Ich wollte Euch bitten, mir zu gestatten, meine Freunde von hier fortzubringen. Wenn Ihr wünscht, komme ich anschließend wieder und unterwerfe mich Eurem Urteil. Ihr habt mein Wort.«

Stephen legte ihm mit einem milden Lächeln die Hand auf die Schulter. »Das ist nicht nötig. Geht nur.« Du weißt eben nicht, was du tust, sagte sein mitleidiger Blick.

»Vater ... « begann Eustache. Es klang wie das Knurren eines wütenden großen Hundes.

Stephens Miene verfinsterte sich, als er seinen Erstgeborenen wieder ansah. »De Clare und seine Gefährten sind frei zu gehen. Mir will scheinen, du hast es in deinem Siegeseifer wieder einmal an Urteilsvermögen mangeln lassen. Wie kannst du dich nur an einem wie ihm vergreifen?«

Eustache war bleich vor Zorn geworden. »Hört Ihr denn nicht, was ich sage? Er hat Hairnon de Ponthieu getötet! «

»Der vollständig bewaffnet war und durchaus in der Lage, sich zu verteidigen. Das ist kein Verbrechen, sondern ein üblicher Weg für Ehrenmänner, ihre Streitigkeiten auszutragen, oder nicht? Was erwartest du, das ich tue, Eustache?«

»Behalte ihn hier und lass mich herausfinden, was er über Henry Plantagenets Pläne und die Garnison von Wallingford weiß.«

Der König betrachtete seinen Kronprinzen mit einem betrübten Kopfschütteln. »Ich wünsche, dich unter vier Augen zu sprechen.« Dann wandte er sich an die versammelten Männer. »Lasst de Clare und seine Freunde gehen, das ist ein Befehl.« Und zu Simon mit diesem unerträglich nachsichtigen Lächeln: »Henry Plantagenet ist kein Umgang für Euch, mein Junge. Glaubt mir, Ihr wäret wirklich am besten im Kloster aufgehoben.«

Simon nickte mit versteinerten Kiefermuskeln. »Danke, Sire.« Mit einer spöttischen Verbeugung verabschiedete er sich von Eustache.

Der knurrte: »Wir sehen uns wieder. Ich schulde dir noch was.«

Ein Wachsoldat begleitete Simon in den Burghof hinaus und berichtete seinen Kameraden, was der König befohlen hatte. Achselzuckend begleiteten die Männer Simon daraufhin zum Pranger. Ein ungemütlicher Herbstwind hatte sich zu dem Nieselregen gesellt, und es war sehr finster. Doch zwei der Wachen hatten Fackeln, die im Regen zischten und qualmten, und in ihrem Schein erkannte Simon die reglosen Gestalten.

»Godric? Wulfric?«

»Ich glaube, er ist tot«, sagte Wulfric. Seine Stimme klang tief und rau.

»Kannst du stehen?« »Denk schon.«

Simon machte eine energische Handbewegung. »Schneidet sie los, gebt mir eine der Fackeln, und dann verschwindet.«

Einer der Soldaten zückte seinen Dolch. Wulfric befreite er als Ersten, der langsam die gefühllosen Arme sinken ließ und dann leicht schwankend, aber sicher stand. Godric sackte in sich zusammen, als seine Fesseln gelöst wurden. Simon war zur Stelle. Er fing ihn auf und legte sich seinen Arm um die Schultern. Dann nahm er die Fackel entgegen, wartete, bis die Wachen sich entfernt hatten, und nickte Wulfric zu. »Lass uns gehen.«

»Wohin? Und wozu eigentlich? Ich kann mich kaum rühren.

Haimon hat uns das Fell gegerbt, und danach war er noch lange nicht fertig und ... «

»Haimon ist tot, Wulfric.« »Gh. Gut.«

»Jetzt komm.«

Wulfric rührte sich immer noch nicht. Auch er stützte seinen leblosen Bruder, aber er hielt den Kopf gesenkt, wagte scheinbar weder Godric noch Simon anzusehen. »Ich hab Angst«, flüsterte er.

»Ja. Ich auch. Lass uns trotzdem gehen. Du willst nicht hier sterben, oder?«

Wulfric schüttelte den Kopf und machte einen kleinen Schritt vorwärts. Er unterdrückte ein Stöhnen und wankte kurz, aber dann machte er noch einen Schritt.

Weit kommen wir so nicht, dachte Simon mutlos.

Doch das mussten sie auch nicht. Auf der anderen Seite der Zugbrücke wartete eine dunkle Gestalt am Wegrand, von deren Kapuze es stetig tropfte. »Gott. Ich fing an zu glauben, ihr kommt nicht«, murmelte eine vertraute Stimme.

Simon kniff für einen Moment die Augen zu. »Alan ... «

Im flackernden Fackelschein sahen sie einander in die Augen. Dann betrachtete Alan die Zwillinge. Godric hatte die Lider geschlossen, und sein Gesicht wirkte wächsern. Er hatte nicht nur aus den Ohren, sondern ebenso aus Mund und Nase geblutet.

Wortlos legte Alan dem anderen Zwilling die Hand auf den Arm.

»Ist er tot?«, fragte Wulfric erstickt.

»Noch nicht. Kommt da lang, ich habe einen Wagen.«

Er übernahm Godric von Simon, der keine Einwände erhob, denn seine Beine trugen ihn selbst kaum noch. Mit erhobener Fackel ging Simon neben ihm her. »Du hast Stephen den Boten geschickt?«

»Ich *war* der Bote.« »Wie ... wer ... «

»Becket hat mir erzählt, wohin ihr wolltet. Und ich bekam ein mieses Gefühl.« Sie hatten den Wagen erreicht. »Kannst du klettern, Wulfric? Simon und ich heben Godric hinauf.«

»In Ordnung.«

Es wurde eine schwierige und schmerzhafte Prozedur, aber schließlich lagen die Zwillinge auf der Ladefläche, und Alan breitete eine Felldecke über sie. Wulfric sah ihn stumm an. »Wer hat das getan?«, fragte Alan.

»Hairnon.«

»Ich hab ihn getötet«, sagte Simon zu Alans Rücken.

Alan fuhr zu ihm herum, und alles, was im schwachen Licht von seinen Feenaugen zu sehen war, war ein Funkeln. Es war unmöglich zu erraten, was er empfand. Schließlich nickte er knapp. »Sitz auf.«

Simon schwang sich auf den Bock. »Wohin fahren wir?« »Nach Norwich.«

Norwich, Oktober 1152

»Tu es, Josua«, drängte Alan leise. »Es ist doch sinnlos, länger zu warten.«

»Nein.« Wulfric schüttelte wütend den Kopf. »Es würde ihn umbringen.«

Dein Bruder stirbt so oder so, dachte Alan, aber er sagte es nicht. Sie führten diese Debatte nicht zum ersten Mal.

Es war schon ein kleines Wunder, dass Godric noch lebend in Norwich angekommen war, denn sie hatten über eine Woche gebraucht. Mehr als zwanzig Meilen pro Tag waren bei dem schauderhaften Wetter auf schlammigen Straßen mit dem Karren einfach nicht zu schaffen gewesen. Während der ganzen Reise war Godric kein einziges Mal zu sich gekommen, aber sein Herz schlug noch.

Alan und Simon hatten die Zwillinge ins Hospital gebracht, damit Josua nicht wieder in die Verlegenheit geriet, nicht jüdische Patienten unter seinem Dach beherbergen zu müssen. In einer hellen, warmen Kammer im Obergeschoss des Hauptgebäudes lagen Godric und Wulfric seither in einem Bett mit sauberen Laken, und Josua hatte für sie getan, was er konnte. Die Striemen und Wunden waren gut abgeheilt. Aber Godrics Bewusstlosigkeit schien von Tag zu Tag tiefer zu werden. Irgendwann auf der Reise hatte er Fieber bekommen, das sich einen Tag später auch bei seinem Bruder einstellte. Seither stieg und fiel es wie die Flut des Meeres, und beide Zwillinge wurden zusehends schwächer.

»Ich fürchte, dein Bruder hat den Schädel gebrochen, Wulfric«, hatte Josua ihm eröffnet.

»Man kann sich den Schädel brechen? So wie ein Bein?«, hatte Wulfric erstaunt gefragt.

»So ähnlich, ja.«

»Und ... kann er nicht wieder heilen? Wie ein gebrochenes Bein?«

Josua hatte zögernd genickt. »Es kommt vor. Aber ich fürchte, Godric ist zu geschwächt.«

»Wie sind seine Chancen?«

»Sehr gering. Wenn ... wenn du mir erlauben würdest, euch zu trennen, bestünde wenigstens für dich Hoffnung.«

»Kommt nicht infrage. Nicht, solange er noch atmet.« »Aber auch du wirst schwächer vom Fieber. Wir können nicht mehr lange warten, verstehst du.«

»Nicht, solange mein Bruder noch atmet.« Und dabei war es geblieben.

Simon und Alan wachten abwechselnd mit Josuas Söhnen bei den Zwillingen und flößten Godric tropfenweise Wasser ein, damit er nicht verdurstete. Mehr konnten sie nicht tun.

»Wäre ich doch nur einen Tag eher zu Stephen geritten«, murmelte Alan.

Simon betrachtete ihn kopfschüttelnd. »Es ist Unsinn, dass du dir Vorwürfe machst. Es war *unsere* Entscheidung, Wallingford mit neuen Vorräten zu versorgen. Du hattest im Grunde doch gar nichts damit zu tun. Versteh mich nicht falsch, ich bin froh, dass du gekommen bist. Aber eigentlich brauchen wir kein Kindermädchen.«

Sie saßen auf der Bettkante, Simon auf Wulfrics Seite, Alan auf Godrics, und sie sprachen leise, denn Wulfric war eingeschlafen. Er sah kaum besser aus als sein Bruder, bleich, die unrasierten Wangen eingefallen.

»Ich kann kaum fassen, welches Risiko du für uns eingegangen bist«, fuhr Simon fort. »König Stephen hat dich geächtet. Wenn irgendwer an seinem Hof dich erkannt hätte, wäre die Reise in Westminster für dich vorbei gewesen.«

Alan zeigte ein kleines, grimmiges Lächeln und antwortete nicht. Er tauchte den Zipfel eines sauberen Leintuchs in die Wasserschale und benetzte Godric damit die Lippen. Die Knöchel seiner rechten Hand waren abgeschürft. Alan ließ sich kein Wort über seinen gefährlichen Botengang zu König Stephen entlocken, aber reibungslos war er nicht verlaufen, so viel stand fest.

»Du solltest zu Henry zurückkehren«, sagte Alan. »Er muss erfahren, was hier vorgeht.«

»Ja, ich weiß«, gestand Simon. »Aber ich kann nicht gehen, eh ich weiß, was aus Godric und Wulfric wird.«

Alan warf ihm einen Blick zu, d'er so viel sagte wie: *Wir wissen doch heide, was aus ihnen wird.*

»Sie haben Frauen«, rief Simon ihm mit unterdrückter Heftigkeit in Erinnerung. »Godric hat zwei Söhne, Wulfric eine kleine Tochter. Was soll ich ihnen sagen?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe so oft vor den Witwen und Waisen der Männer gestanden, deren Leben dieser Krieg gefordert hatte, aber ich habe die richtigen Worte nie gefunden. Vermutlich gibt es sie einfach nicht.«

»Wäre es doch nur der Krieg gewesen, der sie das Leben gekostet hat. Das wäre wenigstens ehrenhaft.«

»Aber es war Haimon, ich weiß. *Mein* Cousin. Der Rache an ihnen genommen hat, weil sie und du damals die Wahrheit aus ihm herausgeholt habt. Für *mich.* Also erzähl mir nicht, diese Sache ginge mich nichts an.«

Simon schüttelte den Kopf. »Ich sag dir, warum sie jetzt so daliegen, Alan: weil sie zusammengewachsen sind. Missgebildet. Wäre das nicht der Fall, hätte Haimon sie einfach erschlagen oder aufgehängt. Aber so hat er sie an den Pranger gestellt, sie zu einer ... Jahrmarktsattraktion gemacht und zu seinen Männer gesagt: Na los, lasst eure üble Laune an ihnen aus. Ihr dürft tun, was ihr wollt, ohne

ein schlechtes Gewissen haben zu müssen, denn sie sind nicht wie wir. Sie sind wertlos.«

»Du täuschst dich«, widersprach Alan. »Haimon hätte genau das Gleiche getan, wenn sie nicht zusammengewachsen wären. Weil sie zwei angelsächsische Bauern sind, die es gewagt haben, einen normannischen Edelmann zu demütigen. Es hatte viel mehr mit Stand zu tun als mit Missbildung. Du unterteilst die Welt nur in Kranke und Gesunde, Simon, und immer läufst du Gefahr, dem Unterschied zu viel Bedeutung beizumessen. Darum räumst du der Fallsucht mehr Macht über dein Leben ein, als sie eigentlich besitzen sollte. Dabei sind die Gesunden doch ebenso wenig Herr über ihr Schicksal, haben ebensolche Schwächen und Selbstzweifel. Gerade du, der so viele finstere Geheimnisse kennt, müsstest das doch eigentlich wissen.«

Simon erinnerte sich, dass Philippa etwas ganz Ähnliches zu ihm gesagt hatte. Die Fallsucht sei bedeutungslos, hatte sie behauptet. *Ihr habt beide keine Ahnung, wovon ihr redet,* wollte er einwenden, aber schon in seinem Kopf hörten die Worte sich schwächlich und wehleidig an, also hielt er lieber den Mund. Er legte im Übrigen keinen Wert darauf, sich nach Philippa auch noch mit Alan zu überwerfen.

Der hatte das Tuch wieder eingetaucht und kühlte Godric die Stirn. Ohne aufzuschauen, fragte er: »Wie ist Haimon gestorben?«

»Viel zu schnell und zu leicht. Ich habe mein Messer aus dem Stiefel gezogen und ihm ins Herz gerammt.«

Alan nickte wortlos.

Simon betrachtete ihn eingehend. »Zürnst du mir?«, fragte er dann. »Scheusal oder nicht, er war dein Cousin.«

»Im Gegenteil. Ich bin erleichtert, dass du es getan hast, denn ich habe immer befürchtet, ihn eines Tages selbst töten zu müssen. Seit er mir die Wahrheit über den

Kreuzfahrermantel gestanden hat, ist das Band zwischen uns zerschnitten, und ich habe aufgehört, den Cousin meiner Kindheit zu vermissen. Sein Tod ... berührt mich nicht.«

»Wieso habe ich dann das Gefühl, dass er dir zu schaffen macht?«, hakte Simon nach. »Ist es ... Susanna?« Er sah Alan scharf an, und obwohl der alles daransetzte, nichts preiszugeben, kam Simon ihm auf die Schliche. »Der Gedanke an ihren Kummer erfüllt dich mit Genugtuung«, sagte er langsam. »Und *das* macht dir zu schaffen, weil es kein besonders netter Zug ist.«

Alan wandte ihm den Rücken zu, tauchte das Tuch in die Schale und wrang es aus, als wolle er ihm die Gurgel umdrehen. »Manchmal bist du wirklich unheimlich«, knurrte er. »Kein Wunder, dass sie dich Merlin nennen.«

»Oh, wärmsten Dank. Ich hasse es, wenn sie mich so nennen.«

»Ich weiß.«

»Sag mir lieber, was wir mit Eustache de Boulogne tun. Denn verglichen mit Eustache war Hairnon ein Schoßhündchen.« Alan fuhr fort, Godric die Stirn zu kühlen und Wasser einzuträufeln. »Denkst du, dass König Stephen seinen Sohn kontrollieren kann?«, fragte er nach einer Weile.

»Derzeit ja. Aber ich weiß nicht, wie lange noch. Ungeduld und Rebellion brodeln in Eustache. Er hält sich für tapferer und gescheiter als sein Vater - vermutlich ist er beides - und ist es müde, an der kurzen Leine gehalten zu werden.«

»Das ist gut.«

»Du meinst, Zwietracht zwischen König und Kronprinz schwächt sie und stärkt Henry?«

»Natürlich.«

»Trotzdem ist mir nicht wohl bei dem Gedanken, der Kronprinz könnte sich der Kontrolle durch seinen Vater

entziehen. Er ist ... fürchterlich, Alan.«

»In den Fens sagen die Leute, er sei schlimmer als Geoffrey de Mandeville.«

»Mich erinnerte er an Regy.«

»Was hatte er mit dir vor?«, fragte Alan nicht zum ersten Mal.

Aber wie jedes Mal zuvor schüttelte Simon den Kopf und schwieg.

»Blei«, murmelte Godric undeutlich, und seine Lider flackerten.

Wulfric riss die Augen auf. »Godric?«

»Gebt ihm ... einen Becher Blei zu saufen ... «

Simon und Alan wechselten einen fassungslosen Blick.

Dann legte Alan dem Erwachten behutsam die Hand auf die Brust. »Still, Godric. Es hat dich ziemlich erwischt, du darfst dich nicht bewegen.«

Godric schlug die Augen auf. Sie waren blutunterlaufen, aber nach einer Weile wurde der Blick klarer. Seine linke Hand tastete, bis er die Rechte seines Bruders fand. Er schaute Alan an, dann Simon. »Ein Becher Blei. Es war Haimons Idee. Ich hab gesagt '" ich hab gesagt, das sei allemal besser als ein Kreuzfahrermantel und drei Jahre auf der Insel. Und da hat er ... « Er blinzelte. »Er hat ... «

»Er hat das Stemmeisen genommen, das in der Nähe lag, und dir mit aller Kraft damit eins über den Schädel gezogen«, half Wulfric ihm auf die Sprünge, richtete sich vorsichtig ein Stück auf und beugte sich über ihn. »Mach dir nichts draus, Bruder, blöder kannst du davon auch nicht mehr werden. Und jetzt tu, was Alan sagt, halt den Mund und lieg still. Du warst zwei verdammte Wochen lang bewusstlos, und ich kann dir gar nicht sagen, wie gründlich ich die Schnauze davon voll hab, hier neben dir zu liegen und drauf zu warten, dass wir krepieren.«

Godric schenkte ihm ein strahlendes Lächeln, schloss die Lider und schlief ein.

Alan ging zur Tür. »Ich hole Josua.«

Simon wartete, bis er mit den Zwillingen allein war, ehe er fragte: »Es war Haimons Idee?« Wulfric nickte.

»Dann hab ich wohl doch den Richtigen erwischt.«

»Keine Frage. Aber um Eustache wär's auch nicht schade gewesen. Er hat gesagt, er würde es mit dir ausprobieren, und wenn das Ergebnis ihn zufriedenstelle, wolle er den zweiten Becher gleich für Henry Plantagenet warmstellen.«

Simon schnaubte. »Den müsste er erst einmal kriegen.«
»Genau das könnte passieren, wenn Henry nach England kommt. Du hast gesehen, wie viele Männer Eustache allein in Wallingford hatte. König Stephens Rückhalt in England ist stark.«

Simon nickte. »Stärker, als ich gedacht hätte, wenn ich dir die Wahrheit sagen soll. Bleibt zu hoffen, dass die Lords die richtige Entscheidung treffen, wenn sie feststellen, dass sie die Wahl zwischen Eustache und Henry haben.«

Alan war in Norwich geblieben, bis er selbst glauben konnte, was Josua ihm schon seit Tagen gesagt hatte: Godric war auf dem Wege der Besserung und würde genesen. Dann hatte Alan mit Simon, den Zwillingen und Luke ein kleines Abschiedsfest gefeiert und war aufgebrochen.

An einem scheußlichen nasskalten Herbsttag kam er bei Dämmerung nach Helmsby zurück. Er gab Conan in Edwys Obhut, und als er mit eiligen Schritten den Burghof durchquerte, entdeckte er Oswald und King Edmund am Eingang des Viehstalls.

»Losian! Da bist du ja wieder.«

»Oswald, King Edmund. Alles wohlauf in Helmsby?« Seine beiden Gefährten nickten.

»Was treibt ihr hier draußen in der Kälte?«, fragte Alan.
»Wir wollten gerade zurück in die Halle, aber unser junger

Kuhhirte hier hätte keinen Bissen herunterbekommen, bevor er mir zeigen durfte, wie fachmännisch er einem deiner Kälber das Bein verbunden hat.« Edmund betrachtete Oswald mit einem wohlwollenden Lächeln, ehe er Alan fragte: »Und wie ist es dir ergangen?«

»Abwechslungsreich.«

Gemeinsam gingen sie zum oberen Tor, und unterwegs berichtete er ihnen, was sie wissen mussten. »Sie bleiben im Hospital, bis Josua ben Isaac sagt, dass die Zwillinge reisen können«, schloss er. »Dann segeln sie in die Normandie, und mit Gottes Hilfe werden sie bald mit Henry und seiner Armee nach England zurückkehren.«

King Edmund bekreuzigte sich. »Dann fängt der Krieg wieder an.«

»Der Krieg hat niemals aufgehört«, widersprach Alan. »Frag Simon, Godric und Wulfric. Frag die Garnison in Wallingford. Wir hier in Helmsby hatten nur das Glück, in den letzten Jahren nicht viel davon zu bemerken.«

»Was ist mit Simons Gut in Woodknoll?«, fragte Edmund. »Wird dieser Eustache es ihm nicht wegnehmen?«

Alan hob die Schultern. »Eigentlich darf er das nicht, denn es ist ein Lehen des Bischofs von Lincoln, nicht der Krone. Aber ich bin trotzdem hingeritten und habe Roger berichtet, was passiert ist, damit er vorbereitet ist.« Roger fitzNigel, Alans Cousin und einstiger Ritter, hatte Edivia geheiratet und lebte seit Jahren als Steward in Woodknoll.

Die drei Gefährten stiegen den überdachten Gang zum Burgturm hinauf und die Treppe zum Eingang.

Das Nachtmahl in der Halle hatte bereits begonnen. Alan trat zu seiner Frau und dachte wohl zum tausendsten Mal, dass sie wie eine Königin aussah, wie sie da kerzengerade in ihrem Sessel an seiner Tafel saß. Sein Herz machte diesen vertrauten kleinen Satz, den es immer tat, wenn er sie nach einer Trennung wiedersah - ganz gleich wie kurz diese

Trennung auch gewesen sein mochte. Er konnte sich immer noch daran berauschen, dass diese Frau die Seine war, und auch wenn es sich nicht immer so anfühlte und er es nicht immer zu schätzen wusste, war ihm doch bewusst, dass er ein glücklicher Mann war. Lächelnd beugte er sich zu ihr herunter, küsste sie wegen der vielen Zeugen nur sittsam auf die Stirn und nahm neben ihr Platz. Edmund und Oswald gesellten sich zu ihnen. Wenn sie mit in der Halle aßen, taten sie es an Alans Tafel, denn er betrachtete sie als Teil seiner Familie.

Während Emma ihnen die Schale zum Händewaschen reichte, Alan von dem koscheren Fisch und Edmund und Oswald den Kohl mit Speck auftrug, den der restliche Haushalt aß, setzte er auch Miriam über die Ereignisse ins Bild. »Dein Vater hat wieder einmal ein Wunder gewirkt«, schloss er. »Als ich sie sah, hatte ich nicht einen Funken Hoffnung für die Zwillinge.«

King Edmund bekreuzigte sich schon wieder. »Ich werde mir Mühe geben, für Haimons Seele zu beten, aber leichtfallen wird es mir nicht«, gestand er.

»Spar dir die Mühe«, gab Alan zurück. »Was er mit Simon tun wollte, wird Gott ihm nicht vergeben, und da er es nicht gebeichtet hat, eh er diese Welt verließ, nehme ich an, dass er in der Hölle schmort.« Es ließ nicht erkennen, was er bei dieser Vorstellung empfand.

Oswald legte den vollen Löffel zurück in die Schale und klemmte die Hände zwischen die Knie. »Ob er da mit Regy zusammen ist?«, fragte er furchtsam.

Alan musste sich auf die Zunge beißen, um ernst zu bleiben, denn der Gedanke hatte eine köstliche Ironie. »Könnte sein«, antwortete er. »Verdient hätten sie es, sich dort wiederzubegegnen. Alle beide.«

»Iss weiter, Oswald«, forderte Edmund ihren jungen Freund auf. »Wie oft muss ich dir sagen, dass du die Hölle nicht zu fürchten brauchst? Du bist so ein guter Junge.«

»Aber ein Schwachkopf«, konterte Oswald.

»Sagt wer?«, fragte Alan ärgerlich.

Oswald zuckte die runden Schultern. »Is' doch egal. Du weißt doch, dass es stimmt.«

»Es ist ein hässliches Wort«, widersprach Miriam. »Dein Kopf ist gut so, wie er ist, Oswald.«

»Und Jesus liebt dich so, wie du bist«, bekräftigte Edmund. *»Beati pauperes spiritu: quoniam ipsorum est regnum caelorum.«*

»Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich?«, übersetzte Miriam unsicher.

Edmund nickte.

Alan konnte förmlich sehen, was in Miriams Kopf vorging:

Im letzten Moment hielt sie sich davon ab, ihre Zustimmung und Bewunderung zum Ausdruck zu bringen, denn sie war nicht erpicht auf einen von King Edmunds missionarischen Vorträgen. Schon wieder musste Alan sich ein Lächeln verbeißen, und er sagte zu Oswald: »Da hast du' s. Ganz gleich, was du anstellst, Jesus hält dir einen Platz an seiner Tafel frei.«

Oswald war ebenso verlegen wie erleichtert. »Ich bin nicht sehr traurig, wenn ich Regy und Haimon nicht wiedersehen muss«, gestand er.

Ein guter Grund, die ewige Verdammnis zu meiden, fuhr es Alan durch den Kopf. Doch *ich* werde sie wiedersehen, wenn ich sterbe, bevor meine Verbannung aus der Kirche aufgehoben ist ...

»Aber Alan, was wird nun aus Susanna und ihren Kindern?«, fragte Miriam schließlich.

Er hob in vorgetäuschtem Gleichmut die Schultern. »Ich weiß es nicht.«

»Tu nicht so, als ginge es dich nichts an«, wies King Edmund ihn streng zurecht. »Du bist ihr Vormund.«

»Alan ist der Vormund ihrer Kinder?«, fragte Miriam ungläubig.

»Und Susannas ebenso«, antwortete Edmund. »Oder gibt es einen näheren männlichen Verwandten?«

Alan antwortete nicht sofort. Schließlich schüttelte er den Kopf.

»Alan, du musst ... «

»Ich werde nicht hinreiten, Edmund«, unterbrach er ihn schroff. »Das kannst du dir aus dem Kopf schlagen. Susanna und ihre Brut werden schon nicht verhungern - Fenwick ist ein einträgliches Lehen, selbst wenn es Haimon nie gut genug war. Sie würde mich nicht einmal über die Zugbrücke lassen. Nein, vielen Dank.«

»Wüsste ich es nicht besser, käme mir der Verdacht, du fürchtest dich ein wenig vor deiner einstigen Gemahlin, mein Sohn.«

Alan aß verdrossen einen Löffel voll. Wovor er sich fürchtete, war, Susanna in ihrem Kummer zu sehen und zu bedauern.

Das war ihm zu heikel, und das hatte sie auch nicht verdient. »Wenn du so in Sorge um sie bist, dann reite du doch hin«, entgegnete er. »Hat sie dir nicht damals ständig ihr steinernes Herz ausgeschüttet, als ich ohne Gedächtnis heimgekommen bin, worüber sie maßlos beleidigt war?«

Edmund betrachtete ihn versonnen. Dann nickte er. »Darauf wäre ich nicht gekommen. Aber ich denke, du hast recht. Genau das sollte ich tun.«

Alan seufzte. »Das war kein ernst gemeinter Vorschlag, Edmund.«

»Nun, dafür war es ein guter Vorschlag«, gab ihr Heiliger ungerührt zurück. »Ich breche morgen früh auf.«

»Sei bloß vorsichtig. In East Anglia wimmelt es von Gesindel.«

»Und wenn schon. Ich habe keine Angst, mein eigenes Land zu durchwandern. Das Gesindel hier kann heutzutage kaum schlimmer sein als die dänischen Schlächter von einst.«

Alan hob hastig den Becher an die Lippen. »Du hast natürlich recht, King Edmund.«

Edmund ging und kehrte mit dem ersten Schnee des Winters zurück. Alan war erleichtert, ihn wohlbehalten zu sehen. Weit weniger erleichtert war er über die Neuigkeiten, die Edmund brachte: Susannas Leben war genau das Jammertal, das sie ihm angedroht hatte, als er sie fortschickte. Haimon hatte Fenwick für den Bau seiner Burg und den Unterhalt seiner Truppen verschuldet und beinah völlig ruiniert. Susanna und ihre Kinder litten Not. Und das mittlere, ein kleines Mädchen, war offenkundig schwachsinnig.

Alan saß in der Halle am Feuer, die Laute auf den Knien, und hatte dem Bericht schweigend gelauscht. »Denkst du ... es ist Gottes Strafe für die Blutschande, in der ihre Kinder gezeugt sind?«, fragte er Edmund schließlich.

Der hob die mageren Schultern. »Oder für den Hochmut, mit dem sie Oswald und den anderen damals begegnet ist? Es wäre möglich.«

»Aber wieso straft Gott sie für ihre frevlerische Heirat, obwohl sie eine Dispens hat, und mich nicht, obwohl ich für die gleiche Sünde exkommuniziert bin?«, wollte Alan weiter wissen.

»Das verstehe ich auch nicht«, musste King Edmund einräumen. »Was wirst du jetzt tun, Alan?«

»Gar nichts«, antwortete er unversöhnlich. »Mein Sohn ... «

»Sie hat Haimon dazu angestiftet, Oswald und mir Rollo de Laigle auf den Hals zu hetzen. Sie ist in diese Halle stolziert und wollte meine Frau, meine Großmutter und uns alle in einer Winternacht davonjagen. Sie ... «

» .. , hat Anrecht auf deine Hilfe.«

»Sie würde gar keine Hilfe von mir annehmen.«

»Oh doch. Sie würde *jede* Hilfe annehmen. Das muss sie.

Willst du sie wirklich dazu verurteilen, dem nächsten Raubritter, der an ihrem Tor vorbeikommt, Einlass in ihre Burg und ihr Bett zu gewähren, damit er sie und ihre Kinder beschützt und ernährt? Du weißt, wie gottlos die Zeiten sind. Es würde früher oder später so kommen. Aber du bist nicht schuldlos an dem Weg, den sie eingeschlagen hat, Alan. Du kannst nicht alles, was du getan hast, damit rechtfertigen, dass das Schicksal und Haimon dir einen bösen Streich gespielt haben und du dein Gedächtnis verloren hattest. Du hast es zurückbekommen. Und du hast auch alles andere bekommen, was du wolltest: Helmsby, deine jüdische Frau, gesunde Kinder. Susanna musste weichen, weil sie dem, was du wolltest, im Wege stand. Wenn du hoffst, dass Gott dir deine Sünden je vergibt und dich zurück in den Schoß seiner Kirche führt, dann ist jetzt der Zeitpunkt, Einsicht zu zeigen und ein gutes Werk an jenen zu tun, denen du Unrecht zugefügt hast.«

Alan hatte ihm sehr unwillig gelauscht. Als er merkte, wie sein Griff sich um den Hals der Laute gekrampft hatte, lockerte er ihn hastig, denn er wollte das kostbare Erbstück nicht ein zweites Mal in seine Einzelteile zerlegen. Dann sah er zu Miriam hinüber, die mit Agatha am Stickrahmen saß und ihr geduldig die ersten Handgriffe mit der Nadel beibrachte. Zu Aaron, der mit Guillaumes Söhnen zusammen am unteren Ende der Halle lautstark um den Besitz einer panisch flatternden Gans rangelte, die sie verbotenerweise und aus unbekannten Gründen aus dem Stall in die Halle verschleppt hatten. Nur wenige Schritte von den kleinen Unholden entfernt saß die Amme mit Emma zusammen am Tisch und wiegte die schlafende Judith. Ja, musste er gestehen, viele seiner Wünsche waren in

Erfüllung gegangen. Aber hatte er nicht einen angemessen hohen Preis dafür bezahlt? Tat er das nicht immer noch?

»Woher willst du das so genau wissen, Edmund?«, fragte er. »Mein Herz sagt mir, Gott will, dass ich seinem auserwählten König hier in England helfe, seine Krone zu gewinnen. Wenn ich Glück habe, verzeiht er mir dann. Susanna hat überhaupt nichts damit zu tun.«

Edmund schnaubte verächtlich. »Das hast du dir ja fein zurechtgelegt.«

»Was soll das heißen?«, fragte Alan gereizt.

King Edmund hob streng den Zeigefinger. »Du versuchst nur, all das Blut zu rechtfertigen, das du vergossen hast und immer noch weiter vergießen willst. Also schön.« Er vollführte eine Geste, als wolle er Alan fortscheuchen. »Tu es nur, zieh mit Henry und Simon in den Krieg. Aber mit Blut wirst du Gottes Gnade nicht erlangen.«

»Nein? Ist es nicht genau das, was die Streiter Christi im Heiligen Land tun?«

»Gib acht, Alan. Du versündigst dich. Die Streiter Christi vergießen Blut, um die Geburtsstätte unseres Glaubens zu verteidigen. Den heiligen Boden, wo der gnädige Herr Jesus Christus gewandelt, gestorben und auferstanden ist. Und du? Warum willst du immer noch mehr Blut vergießen?«

»Wie kommst du darauf, dass ich das will?«, entgegnete Alan. »Aber wir können England nicht kampflos Eustache de Boulogne überlassen, Edmund. Und ich habe es Gloucester auf dem Sterbebett versprochen.« *Damit dieses verfluchte Schiff endlich aufhört, unschuldige Menschen in den Tod zu reißen.*

Denn es *sinkt immer noch* ... Bei dieser Erinnerung wurde Alan klar, dass auch Haimon letztlich ein Opfer dieser Schiffskatastrophe geworden war. Und wenn man noch ein bisschen genauer hinschaute, galt das auch für Susanna.

King Edmund breitete resigniert die Hände aus. »Nun, ich bin überzeugt, du wirst tun, was du für richtig hältst.«

Alan lehnte die Laute vorsichtig an den freien Sessel neben sich und stand auf. »Sei versichert. Aber ich werde meinen Steward bitten, einen Karren mit Lebensmitteln und eine Wache nach Fenwick zu schicken.«

Edmund hob verblüfft den Kopf. »Woher der plötzliche Sinneswandel?«, fragte er sichtlich erfreut.

Alan machte von dem Privileg Gebrauch, das ihm als Herrn der Halle zustand: Er blieb die Antwort einfach schuldig.

Malmesbury, Januar 1153

Am Tag der Heiligen Drei Könige war endlich geschehen, woran so mancher in England beinah schon nicht mehr geglaubt hatte: Henry Plantagenet war mit sechsunddreißig Schiffen, einhundertvierzig Rittern und etwa zehnmal so vielen Soldaten an der Küste von Dorset gelandet und marschierte umgehend nach Malmesbury.

»Warum Malmesbury?«, fragte Simon verständnislos. »Warum nicht Wallingford?«

Henry wandte sich im Sattel zu ihm um und grinste. Er schien der Einzige zu sein, dem der eisige Schneeregen, der ihnen waagerecht ins Gesicht geblasen wurde, nichts anhaben konnte. »Oh, keine Bange, Merlin. Wir werden deiner schönen Kastellanin schon zu Hilfe eilen.«

Simon verdrehte die Augen. »Wallingford ist der Schlüssel zu England, Henry. *Darum* geht es hier.«

»Ja, ja. Aber meine Basis in England bilden Bristol und Gloucester. Und solange Stephen Malmesbury hält, welches genau dazwischen liegt, werden meine Meldereiter ständig abgefangen. Hörte ich dich das nicht kürzlich sagen?«

»Das hör test du mich sagen, ganz recht«, räumte Simon unwillig ein.

»Na siehst du. Also lass uns unsere Basis sichern, und dann widmen wir uns Wallingford. Aus rein strategischen Erwägungen, versteht sich.«

Alle, die mit ihm ritten und ihn hörten, lachten. Sogar Simon stimmte nach einem Moment mit ein. Es war schwierig, sich von Henrys Übermut nicht anstecken zu lassen. Der junge Herzog war so selig darüber, dass er seine lang gehegten Pläne endlich in die Tat umsetzen konnte,

dass er beinah fiebrig vor Erregung wirkte. Doch sie machte ihn nicht leichtsinnig und auch nicht ungestümer, als er ohnehin schon war. Er hatte völlig recht, musste Simon einräumen. Bristol und Gloucester zu sichern musste ihre erste Aufgabe sein.

Malmesbury war ein verschlafenes, unbefestigtes Städtchen in den Grenzmarken und fiel ohne jeden Widerstand. Die Burg hingegen, die mitten in der Stadt Wange an Wange mit dem berühmten Benediktinerkloster stand, war trutzig und stark befestigt und ihre Tore fest verschlossen.

»Nun, dann wird die Burg eben belagert«, bekundete Henry und legte die verschlammten Stiefel auf einen Schemel.

Die Kaufmannschaft des Städtchens, die dem Earl of Gloucester und damit auch Henry gewogen war, hatte ihm ein Haus zur Verfügung stellen wollen, aber Henry zog es vor, inmitten seiner Truppe in einem Zelt zu hausen. »Kann mal irgendwer Wein heiß machen? Mir friert noch alles ab ... «

Bereitwillig machten Simon und die Zwillinge sich ans Werk. Während Godric und Wulfric den Weinschlauch besorgten, fand Simon in der Reisetruhe ein paar Becher und einen kleinen gusseisernen Topf, den man an einem Dreifuß über eine Kohlenpfanne hängen konnte.

Bald verbreitete sich der himmlische Duft von heißem Rotwein im Zelt, und Henry schnupperte wohlig, als eine der Wachen eintrat und meldete: »Der Earl of Gloucester, Monseigneur.«

»Großartig! « Henry sprang auf. »Herein mit ihm.«

Simons Kopf fuhr so schnell herum, dass seine Halswirbel unangenehm knackten.

Ein großer, schlaksiger Mann betrat das Zelt, sah Henry mit leuchtenden Augen an und sank vor ihm auf ein Knie nieder.

»Mylord.«

Henry hob ihn auf. »Cousin William! Welch eine Freude.

Setzt Euch, setzt Euch. Wie viele Männer bringt Ihr?«

»Alle, die ich habe. Zweihundert Ritter, eintausend Fußsoldaten.«

Henry pfiff beeindruckt durch die Zähne. »Seid gepriesen, William! Ihr verdoppelt meine Truppenstärke. Trinkt einen Schluck und sagt mir, wie wir Eurer Meinung nach vorgehen sollten.«

William of Gloucester nahm auf einem der schlichten lederbezogenen Klappschemel Platz. Simon reichte ihm einen dampfenden Becher und traktierte ihn bei der Gelegenheit mit einem finsteren Blick.

»Oh, kennt ihr euch eigentlich?«, fragte der junge Herzog der Normandie. »William, dies ist Simon de Clare. Simon: der Earl of Gloucester.«

Simon nickte. »Ich weiß.« Der Mann, dem wir zu verdanken haben, dass uns hier seit fünf Jahren mehr und mehr die Felle schwimmen gehen, weil er Alan of Helmsby von seinem Hof in Bristol verbannt hat, statt ihm das Oberkommando zu übertragen. Aber Simon wusste, nur Einigkeit konnte sie stark genug machen, um dieses Abenteuer zu einem glücklichen Ende zu bringen, und darum nahm er sich zusammen, verneigte sich knapp und sagte: »Eine Ehre, Mylord.«

Gloucester nickte abwesend und vergaß ihn auf der Stelle wieder, denn er hatte nur Augen für Henry. »Wir sind ja so glücklich, dass Ihr endlich hier seid, Monseigneur ... «

»Nennt mich Henry. Ja, ich bin auch froh, das kann ich Euch sagen. Es hat mich schier verrückt gemacht, wie lange es gedauert hat, aber jetzt wird nichts und niemand mich aufhalten. Wenn Malmesbury fällt, dann ... « Er unterbrach sich, als die Wache ins Zelt trat. »Was gibt es denn schon wieder, Charles?«

»Ein gewisser Alan of Helmsby, Monseigneur«, meldete der Soldat.

Henry erhob sich und tauschte einen erwartungsvollen Blick mit Simon. Die Zwillinge traten aus dem Schatten im hinteren Teil des Zelts, wo sie gewartet hatten, und Gloucester, der sie zum ersten Mal sah, bestaunte sie mit den weit aufgerissenen Augen, die so typisch für ihn waren und ihm selbst mit Anfang dreißig noch etwas jungenhaft Unschuldiges verliehen.

»Lass ihn eintreten«, sagte Henry. In einer untypischen Anwandlung von Eitelkeit sah er an sich hinab und strich sein schlichtes braunes Gewand glatt.

Der Wachsoldat schlug die Zeltplane zurück, und Alan of Helmsby trat über die Schwelle, machte zwei Schritte in das geräumige Zelt hinein und blieb dann stehen.

Simon war keineswegs sicher, dass er ihn ohne die Ankündigung der Wache auf den ersten Blick erkannt hätte, denn Alan war in voller Rüstung nach Malmesbury gekommen:

Über dem wadenlangen grünen Bliaut trug er einen Gambeson - ein Gewand aus dicker, gesteppter Wolle, welches bis an die Knie reichte und den Körper vor dem Druck und der Reibung der Rüstung schützte -, der eine knappe Handbreit unter dem langärmeligen Kettenpanzer hervorschaute. Diese Brünne, die aus Hunderten kleiner Eisenringe gearbeitet war, verfügte über eine Kapuze mit Kinnschutz, den man üblicherweise herabhängen ließ, bis man in den Kampf ritt, der jetzt aber geschlossen war und das untere Drittel des Gesichts bis zu den Lippen verhüllte. Dazu der runde, eng anliegende Helm mit dem Nasenschutz, der selbst das Antlitz eines Cherubs in eine bedrohliche Maske verwandeln konnte. An einem breiten Ledergürtel über dem Kettenpanzer trug Alan sein Schwert, den mandelförmigen Schild auf dem Rücken. Seine Hände steckten in Panzerfäustlingen, die ein fester Bestandteil des

Kettenhemdes waren, aber seitliche Schlitze von den Fingern bis zum Handgelenk aufwiesen, sodass man herausschlüpfen und die Hände gebrauchen konnte. Die Rüstung war weder neu noch prächtig, und man konnte sehen, dass sie schon so manche Schlacht erlebt und überdauert hatte. Alles, was von Alan of Helmsby zu sehen war, waren Mund, Wangen und die Feenaugen, und als der Blick sich auf Henry richtete, funkelte etwas darin, das Simon nicht benennen konnte.

»Alan! Du bist gekommen. Wie wunderbar.« Henry trat mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und versuchte, sein Unbehagen hinter einem breiten Lächeln zu verbergen.

Alan nahm die herzliche Umarmung vollkommen reglos hin, und nachdem Henry von ihm abgelassen hatte, nickte er seinen Freunden mit dem Anflug eines Lächelns zu, der sogleich wieder verschwand, als sein Blick auf seinen Cousin Gloucester fiel. »William.«

Dessen Adamsapfel hüpfte sichtlich auf und ab. »Alan.« Henry klopfte Alan die Schulter, schüttelte die Hand dann mit einer kleinen Grimasse aus, weil es wehtat, auf einen Kettenpanzer zu dreschen, und fragte: »Wie steht es in Helmsby? Deine Familie wohlauf, hoffe ich?«

»Hast du nach mir geschickt, um das zu erfahren?«, entgegnete Alan kühl.

Henry runzelte die Stirn. »Wieso bist du gekommen, wenn du mir immer noch zürnst?«

»Weil du der rechtmäßige Thronerbe bist. Ich bringe dir dreißig bewaffnete Bauern, meine Ritter Athelstan und Älfric und vier hervorragend ausgebildete und bewaffnete Knappen, die hoffen, sich in deinem Dienst ihren Ritterschlag zu verdienen. Und mein Schwert. Das ist alles.«

Henry betrachtete ihn mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, dann nickte er langsam.

»Es ist eine Schande, wie du dich aufführst, Alan«, empörte sich William of Gloucester. »Wofür hältst du dich eigentlich? Ich meine, du bist ... «

Weiter kam er nicht. Ohne auch nur hinzuschauen, hatte Alan die behandschuhte Linke ausgestreckt und William an der Gurgel gepackt. Der lief rot an, krallte beide Hände in Alans Ärmel, um sich zu befreien, und als er feststellen musste, dass ihm das nicht gelang, blickte er hilfesuchend zu Henry.

»Alan, lass ihn los«, bat Simon. »Wir brauchen ihn noch, ob es uns gefällt oder nicht.«

Alan warf ihm einen finsteren Blick zu, ließ aber von Gloucester ab. Keuchend wich der einen Schritt zurück und rieb sich den malträtierten Hals. »Wenn Ihr meinen Rat wollt, Cousin Henry: Schickt ihn zurück in die Sümpfe, die er so liebt, eh er das letzte bisschen Verstand verliert und unter Euren Verbündeten ein Blutbad anrichtet. Auf seine drei Dutzend verlotterter Bauern sind wir nicht angewiesen.«

Henry schaute ihn an. Für einen Moment sah er aus wie ein Junge, der eine bunt bemalte Schachtel öffnet, in der er Naschwerk vermutet und stattdessen Pferdemist vorfindet - enttäuscht und eine Spur angewidert. Aber seine Stimme drückte nichts als Höflichkeit aus: »Seid so gut und entschuldigt uns einen Augenblick, Gloucester. Einer meiner Männer wird Euch zum Offizier der Wache geleiten, der Euch ein Quartier suchen wird. Sagen wir, wir treffen uns in einer Stunde hier wieder und essen zusammen einen Happen?«

Gloucester sah ihn ungläubig an. »Ihr ... Ihr schickt mich fort und behaltet ihn hier?«

Henry legte ihm für einen Moment die Hand auf den Arm. »Es kann keine Rede davon sein, dass ich Euch fortschicke, Cousin.«

Sein strahlendes Lächeln schien Gloucester hinreichend zu trösten, der bereitwillig nickte, zum Ausgang ging und dabei

einen kleinen Bogen um Alan machte.

Als seine Schritte und die der Wache verklungen waren, brummte Henry: »Was für ein widerwärtiger Arschkriecher. Ich kann es nicht fassen. *Das* ist der Sohn des ruhmreichen Gloucester?«

»Schsch«, machte Simon warnend. »Er mag sein, wie er will, aber ohne ihn ist unsere Sache aussichtslos. Also reiß dich zusammen und schmier ihm ein bisschen Honig um den Bart, solange wir ihn brauchen. Ich wette, dafür ist er sehr empfänglich.«

Alan wandte ein wenig zu hastig den Kopf ab, was Simon verriet, dass sein Freund ein unfreiwilliges Grinsen zu verheimlichen suchte. Aber er hütete sich, Erleichterung zu zeigen. Er wusste, Alan würde alles daransetzen, es Henry so schwer wie möglich zu machen. »Vielleicht ist es das Beste, wir lassen euch auch allein und ihr regelt das unter vier Augen«, schlug er deshalb vor.

»Dazu besteht kein Grund«, versetzte Alan. »Ich bin nur gekommen, um Henry von meiner Ankunft in Kenntnis zu setzen. Mehr habe ich nicht zu sagen.«

»Oh, Alan«, jammerte Henry. »Hör doch auf damit. Du willst mir doch nicht im Ernst weismachen, dass du mir nach all den Jahren immer noch gram bist wegen dieser Sache mit ... wie hieß sie doch gleich? Sibylla?«

Alan fuhr zu ihm herum, die Linke streifte den Handschuh von der Rechten, und er schmetterte Henry die Faust mitten ins Gesicht. Es hörte einfach niemals auf, Simon zu faszinieren, wie schnell er sich bewegen konnte.

Polternd ging Henry zu Boden, landete hart auf einem Schemel, der unter seinem Gewicht zu Bruch ging, und seine linke Hand stieß gegen das Kohlebecken, aus dem einige Stückchen Glut schwappten. Simon nahm an, er hatte sich die Hand übel verbrannt, aber er gab keinen Laut von sich, sondern richtete sich auf einen Ellbogen auf und

bedachte Alan mit einem mordgierigen Blick. Blut lief ihm aus Mund und Nase. *»Bastard ... «*

Alan nickte, betrachtete ihn einen Moment und nahm dann den Helm vom Kopf. Er drückte ihn Godric in die Hand, löste den Schwertgürtel und nahm den Schild vom Rücken, die er Wulfric anvertraute.

Henry war auf die Füße gekommen, hatte den Kopf zwischen die Schultern gezogen und verfolgte seine Bewegungen mit grimmiger Miene. »Ein bisschen schneller, wenn's recht ist.« »Sirnon, könntest du ...?«, bat Alan, und Simon trat zu ihm und half ihm aus dem Kettenpanzer. Er wollte sich damit zum Ausgang wenden, aber Alan sagte: »Warte.« Geschickt löste er die Knoten der Kordeln, die den Gambeson verschlossen, streifte das schützende Gewand ab und drückte es ihm ebenfalls in die Hände. Dann drehte er sich zu Henry um und breitete einladend die Arme aus. »Bitte.«

Mit einem Wutschrei stürzte Henry sich auf ihn. Alan wich ihm mit beleidigender Gemächlichkeit aus und stellte ihm ein Bein, sodass der rechtmäßige englische Thronerbe ohne alle Grazie auf dem Bauch landete. Sofort sprang er wieder auf, fuhr herum und schwang die Fäuste. Dieses Mal hatte er mehr Glück: Zumindest streifte er Alans Jochbein mit der Rechten. Dann erwischte ihn dessen Faust genau auf dem Brustbein, und Henry wankte zurück und rang japsend um Atem.

»Lasst uns gehen«, raunte Simon den Zwillingen zu.

Doch Godric und Wulfric verfolgten das Geschehen mit leuchtenden Augen. »Geh nur«, sagte Letzterer grinsend. »Aber ohne uns.«

Simon verdrehte ungeduldig die Augen, sah sich suchend nach einem Platz um, wo er Alans Rüstung und Kleider ablegen konnte, und warf sie schließlich achtlos durch den Zelteingang in den Schneeregen hinaus. Dann verschränkte er die Arme vor der Brust und schaute zu.

Anfangs sah es übel für Henry aus, der einfach immer zu langsam war und ein halbes Dutzend gut platzierter Fausthiebe eingesteckt hatte, ehe er selbst zum ersten Mal richtig zum Zuge kam und Alans linkes Auge erwischte. Die Braue platzte auf, Blut lief ihm ins Auge und trübte seine Sicht, sodass Henry für einige Augenblicke den Vorteil errang. Krachend landete Alan rücklings auf der Reisetruhe, die ein Stück rutschte und einen den hölzernen Zeltpfosten rammte, der aus dem Lot geriet und zerbrach. Ehe Alan sich wieder hoch rappeln konnte, krallten Henrys Fäuste sich in sein Gewand und schleuderten ihn nach links, wo der wacklige Tisch zu Bruch ging und das Öllicht herunterpurzelte.

Alan war auf den Füßen, ehe Henry ihn wieder erreichte, ließ ihn auf sein Knie auflaufen, rammte ihm die Linke in die Rippen und die Rechte unters Kinn, und dann verkeilten sie sich ineinander, gingen zu Boden und rollten umher, wobei sie ihre Fäuste zum Einsatz brachten, wann immer sich die Möglichkeit bot.

»Ähm, Henry, Alan ... Das Zelt brennt«, teilte Simon ihnen schließlich mit. »Denkt ihr nicht, es reicht bald?«

Sie schienen ihn überhaupt nicht zu hören. Mit unverminderter Wut prügelten sie aufeinander ein, und sie waren weiß Gott nicht zimperlich. Irgendwann hatte jeder eine Hälfte des zerbrochenen Zeltpfostens in Händen, die sie wie Knüppel einsetzten und die mit einem widerwärtigen satten Klatschen auf dem Körper des Gegners landeten.

Das zu Boden gefallene Öllicht hatte die Zeltwand in Brand gesteckt, die zuerst nur lustlos schwelte, weil sie nass geregnet war, aber allmählich breitete die schwarz verkohlte Fläche sich aus, und dann züngelten Flammen an ihren Rändern, die schnell zum Zeltdach hinaufkletterten.

Als Nächstes flog auch das Kohlebecken quer durchs Zelt, und als ein zweiter Brandherd sich unmittelbar neben der Reisetruhe ausbreitete - die wichtige Schriftstücke enthielt -,

winkte Simon die Zwillinge zu sich, und sie trugen die große Truhe ins Freie.

Draußen hatte sich inzwischen eine Menschentraube gebildet, angelockt durch die Geräusche von zuschlagenden Fäusten und berstendem Mobiliar, die die Zeltbahnen natürlich kaum dämpften.

»Alles in Ordnung da drin, Simon?«, fragte Jerome de Jargeau, der junge Marschall des Herzogs.

»Er wird ein neues Zelt brauchen«, gab Simon achselzuckend zurück. »Ansonsten ist alles in Ordnung, schätze ich. Sie haben jede Menge Spaß.«

Wieder hörten sie einen Zeltpfosten splittern, und das brennende Dach sackte bedenklich in sich zusammen.

»Wenn sie beide verkohlen, ist der Spaß zu Ende«, bemerkte Jerome eine Spur nervös.

»Da hat er recht«, befand Godric, und die Zwillinge gingen davon und kehrten in Windeseile mit zwei Eimern Wasser zurück. Sie begleiteten Simon ins Innere des Zeltes. Henry und Alan schlugen sich unverändert erbittert, aber nicht mehr mit demselben Elan wie zu Anfang, schien es Simon. Sie waren eine Spur langsamer geworden.

Er betrachtete sie einen Moment, nahm Godric dann den ersten Eimer ab und schüttete ihn Henry ins Gesicht. Gleichzeitig entleerte Wulfric den zweiten Eimer über Alan, der gerade auf seinen Gegner zuhielt, den Kopf in Rammstellung gesenkt. Genau wie Henry zuckte er unter dem eisigen Guss zurück und hielt einen Moment inne, um sich mit dem Ärmel übers Gesicht zu wischen.

»Würdet ihr euch einmal umschauen?«, herrschte Simon sie an.

Alan und Henry tauschten einen etwas verstohlenen, verwirrten Blick, ehe sie sich aufrichteten und um sich blickten. »Teufel noch mal ... «, keuchte Henry. »Mein Zelt brennt.« Simon bedachte ihn mit einem Kopfschütteln

überstrapazierter Geduld und kehrte mit den Zwillingen zurück ins Freie.

Nur wenige Atemzüge später folgten die beiden Kampfhähne: die Kleider zerrissen, die Gesichter blutüberströmt und geschwollen. Jeder hatte dem anderen einen Arm um die Schultern gelegt, um sich unauffällig auf ihn stützen zu können. Kaum hatten sie sich fünf Schritte vom brennenden Zelt entfernt, als die Wand mit dem Eingang lautlos nach innen kippte. Eine Wolke aus Funken wurde aufgewirbelt und hüllte sie für einen Moment ein.

Henry und Alan hielten an, blickten über die Schulter zurück, sahen sich dann an und begannen zu lachen. Es klang atemlos und ein bisschen gepresst, weil ihnen gewiss alle Knochen wehtaten, aber sie lachten.

Die Zuschauer begannen zu klatschen und stimmten in das Gelächter ein.

Simon stand mit den Zwillingen ein wenig abseits. »Mir war bis heute nicht klar, von welch schlichtem Gemüt sie sind. Alle beide«, grollte er.

»Deine vornehme Missbilligung in allen Ehren, de Clare, aber das hier war das Beste, was sie machen konnten«, gab Godric zurück. »So ähnlich wie ein Gewitter an einem schwülheißen Tag. Anschließend ist die Luft klar und erfrischt. Verstehst du?«

»Nein.«

»Nun, das musst du ja auch nicht«, beschied Wulfric großmütig. »Aber eins ist sicher: Der Earl of Gloucester wird nicht glücklich sein, wenn er sieht, dass Henry und Alan mit einem Mal ein Herz und eine Seele sind.«

»Ich würde sagen, du ziehst voreilige Schlüsse, Wulfric.« »Wart's ab.«

Wulfric behielt recht. Henry und Alan hatten zu einer tiefgreifenden Verständigung gefunden - die Simon immer

ein wenig rätselhaft blieb -, und wenn der junge Thronanwärter einen Rat wollte, dann war es Alan, den er fragte, und nicht Gloucester. Der war über diese unerwartete Entwicklung gekränkt, aber nicht wirklich überrascht, beobachteten Simon und die Zwillinge. Wie einst Hairnon hatte auch William of Gloucester schon in der Vergangenheit die Erfahrung gemacht, dass Alan of Helmsby ein Mann war, der andere leicht in den Schatten stellte.

Die Nachricht von Henrys Landung in England verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und natürlich dauerte es auch nicht lange, bis sie König Stephen und dessen Sohn Eustache erreichte. Umgehend führten sie eine Armee nach Malmesbury, von deren Größe man weiche Knie bekommen konnte, aber der unablässige Schneeregen hatte den Avon zu einem reißenden Strom anschwellen lassen, sodass die Royalisten ihn nicht überqueren konnten, und das unverändert scheußliche Wetter machte ihnen so zu schaffen, dass sie sich schließlich unverrichteter Dinge und ziemlich schmachvoll nach London zurückziehen mussten.

Henrys Truppen jubelten über diesen kampflosen Sieg, und als König Stephens Abzug die Burgbesatzung von Malmesbury zur Aufgabe bewog, zweifelte kaum noch jemand daran, dass Gott Henrys Sache gewogen war.

Warwick, Juni 1153

Das schien in der Tat der Fall zu sein: Mit Malmesbury war der Südwesten gesichert, und im Laufe des Frühjahrs absolvierte Henry einen nahezu ungehinderten Siegeszug durch die Midlands, der Anfang Juni im Fall der mächtigen Burg von Warwick gipfelte.

»Das ist großartig«, sagte Simon mit Befriedigung. »Dann hindert uns ja nun nichts mehr, nach Wallingford zu ziehen, richtig?«

»Sirnon, ich weiß, wie sehr dir Wallingford am Herzen liegt ... «, begann Henry.

»Es liegt mir am Herzen?«, unterbrach Simon mit ungewohnter Heftigkeit und sprang auf die Füße.

Sie saßen mit Alan, Gloucester und einigen anderen Kommandanten zusammen in der zugigen Halle des Burgturms und berieten, was als Nächstes zu tun sei.

»Was soll das heißen, es liegt mir am Herzen?«, empörte sich Simon. »Du hast gesagt: >Wir mtissen schnellstens nach England segeln, um Wallingford zu Hilfe zu kommen, denn in Wallingford wird sich entscheiden, wer die Krone tragen soll.< Das waren deine Worte, Henry. Im Januar. Jetzt ist Sommer.«

Alan war ebenfalls aufgestanden und ans Fenster getreten.

Hier vom Burgturm auf der steilen Motte hatte man einen weiten Blick über das Avontal und das flache, liebliche Umland. »Henry hat trotzdem recht, Simon«, sagte er, ohne sich umzuwenden. »Ein paar Burgen hier und da in den Midlands nützen uns nichts. Wir müssen sie *alle* sichern, sonst laufen wir Gefahr, vor Wallingford zwischen Stephens Armee und seinen Lords aus den Midlands in die Falle zu

geraten. Das dürfen wir nicht riskieren, gerade weil Wallingford von so großer Bedeutung ist.«

»Ich fürchte, genau so ist es«, sagte eine fremde Stimme von der Tür.

Die Männer an der Tafel wandten die Köpfe, auch Alan drehte sich um. An der Seite des Ankömmlings war eine Wache eingetreten und meldete: »Robert Beaumont, Monseigneur, der Earl of Leicester.«

Henry sprang von seinem Sessel auf, als habe er plötzlich festgestellt, dass das Sitz kissen in Flammen stand. *»Was?«*

Der Earl of Leicester trat langsam auf ihn zu und sank vor ihm auf ein Knie nieder. »Vergebt mir, dass ich erst jetzt zu Euch stoße, Monseigneur. Wie Ihr vielleicht wisst, haben mich ein paar Nachbarschaftsstreitigkeiten bislang gehindert, mich Euch anzuschließen. Aber hier bin ich. Ich bringe Euch fünfhundert Mann und meine Burgen in den Midlands.«

Henry hob ihn auf und schloss ihn in die Arme. Er tat das beinah schon routiniert - so viele englische Lords waren im Laufe der letzten Monate auf diese Weise zu ihm gestoßen. Aber kaum einer mit solcher Macht. »All Eure Burgen in den Midlands?«, fragte der Thronanwärter deshalb ein wenig ungläubig. »Das müssen an die zwanzig sein.«

»Es sind einunddreißig«, eröffnete Alan ihm.

Henry betrachtete den mächtigen Earl of Leicester kopfschüttelnd und legte ihm noch einmal für einen Moment die Hände auf die Schultern. »Bei den Augen Gottes ... Das ist nicht zu glauben.«

»Oh, glaubt es ruhig«, gab Leicester ein wenig verlegen zurück. Jeder hier in der Halle wusste, dass er sich in den vergangenen zehn Jahren wie so viele Lords kaum noch um den Krieg geschert, sondern seine Kräfte in die Sicherung und Erweiterung seiner persönlichen Macht gesteckt hatte. »Wie manch anderer Mann in England habe ich nur darauf

gewartet, dass jemand kommt, der der Lehenstreue wert ist, die wir ihm schwören. Ihr seid so ein Mann, Monseigneur.«

Henry senkte für einen Moment den Blick. »Habt Dank«, murmelte er.

»Wenn du nicht weißt, wie du deine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen sollst, gib seiner Familie ihre Ländereien in der Normandie zurück«, riet Simon und trat an Henrys Seite. »Sie haben sie vor Jahren an deinen Vater verloren und kämpfen seither darum.«

»Einverstanden. «

Der Earl of Leicester betrachtete Simon mit konzentriert gerunzelter Stirn. »Wir kennen uns«, sagte er langsam. »Augenblick. Sagt nichts. Lasst mich sehen, ob es mir trotz meines Greisenalters noch einfällt ... Simon de Clare ! «, rief er dann triumphierend. »Ein Wirtshaus in Luton. Der verdammte Bischof von Winchester hatte mir gerade meine Jagdhunde gestohlen. Wie geht es Euren zusammengewachsenen Freunden?« Er streckte die Hand aus.

Lächelnd schlug Simon ein. »Gut, Mylord.«

Sie wechselten ein paar höfliche Worte, und Simon machte Leicester mit Alan und den übrigen Männern bekannt. Dann sagte er: »Letztes Jahr bin ich in Wallingford Eurem Sohn begegnet.«

Leicester nickte, seine Miene grimmig. »Ich muss damit rechnen, dass er inzwischen verhungert ist, schätze ich.«

»Nein, ich glaube nicht«, widersprach Simon, und Leicester lauschte ihm staunend, als Simon mit wenigen Worten berichtete, was er und die Zwillinge getan hatten, um zu verhindern, dass die Garnison von Wallingford über den Winter ausgehungert wurde. »Aber sie sind nur noch so wenige«, schloss er. »Und inzwischen sind sie vermutlich wieder bei Kleiebrot angelangt. Wir dürfen sie nicht im Stich lassen. Sie haben verdient, dass wir ihnen zu Hilfe eilen.«

»Das werden wir auch, Simon« , versprach Alan. »Sobald Tutbury gefallen ist.«

Leicester betrachtete ihn kopfschüttelnd. »Hat Euch schon mal jemand gesagt, dass Ihr Eurem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten seid, Helmsby?«

»Gelegentlich.«

»Hm. Und Ihr habt den gleichen unbarmherzig klaren Blick für die Realitäten wie er.« Er klopfte Simon kurz die Schulter. »Helmsby hat leider recht, mein Junge. Tutbury muss fallen, bevor wir nach Wallingford ziehen können. Aber wir sollten uns beeilen.«

Henry trank einen kleinen Schluck und stellte seinen Becher dann entschlossen auf dem Tisch ab. »Also? Worauf warten wir?«

Tutbury fiel, und während der Belagerung schloss sich auch noch der mächtige Earl of Derby Henrys Truppen an. Weder während ihres Siegeszugs durch die Midlands noch auf dem Marsch nach Süden sahen oder hörten sie das Geringste von König Stephen oder Eustache, da der wankelmütige Earl of Norfolk sich offenbar plötzlich auch entschlossen hatte, sich lieber auf Henrys Seite zu schlagen, und den König im Südwesten allenthalben in Scharmützel verwickelte, um Stephen daran zu hindern, dorthin zu eilen, wo es wirklich brannte.

Die Leichtigkeit, mit der ihnen eine Burg und eine Stadt nach der anderen in die Hände fielen, wurde Simon allmählich unheimlich, wenngleich er genau wusste, was die Gründe waren: Henry war ein hervorragender Soldat und Feldherr, und die Bravur, mit der er im vergangenen Jahr den König von Frankreich und seinen jüngeren Bruder Geoffrey auf dem Kontinent besiegt und aus seinem Herrschaftsgebiet gejagt hatte, hatte ihm Ruhm eingetragen. Nicht nur fürchteten ihn die englischen Lords,

die noch auf Stephens Seite standen, sondern ebenso wussten sie, dass Henry würdig war, die Krone zu tragen. Dass dies ein Mann war, der England Frieden und Ordnung zurückbringen konnte. Und vor die Wahl gestellt, ihre Zukunft in seine Hände zu legen oder ihr Glück mit Eustache zu versuchen, fiel ihnen die Entscheidung denkbar leicht. Simon beobachtete mit Befriedigung, dass große, mächtige Männer wie der Earl of Leicester zu Henry kamen und ihm binnen kürzester Zeit aus der Hand fraßen. Voller Vorbehalte und Zweifel traten sie vor ihn, denn sie hielten seine Mutter für eine herrschsüchtige Furie und seinen Vater für einen wilden Raubritter, aber Henry musste nur einen Becher Wein mit ihnen leeren, schon waren die Zweifel zerstreut, und selbst jene, die doppelt so alt waren wie der junge Herzog, begegneten ihm mit Ergebenheit ebenso wie Bewunderung.

So gelangten sie an einem schwülheißen Sommerabend im Juli endlich mit beinah dreitausend Mann nach Wallingford.

»Sieht alles noch so aus wie letztes Jahr«, befand Wulfric. »Hm«, machte sein Bruder. »Nur unsere Scheune ist abgefackelt.«

Das Dorf wirkte vielleicht noch eine Spur ausgestorbener, und tatsächlich war das Gehöft, wo sie sich und ihre Vorratssäcke damals versteckt gehalten hatten, ein Raub der Flammen geworden. Vielleicht ein Blitzschlag, dachte Simon. Oder vielleicht hatte Eustache in seinem Zorn befohlen, es niederzubrennen. Es spielte keine Rolle. Die Menschen, deren Heim und Lebensgrundlage dieser Hof einmal gewesen war, waren längst entschwunden, vor den Kämpfen geflohen, verhungert oder erschlagen - wer konnte es wissen?

Henry saß im Sattel und ließ den Blick über die von Einschlägen und Bränden beschädigte Palisade von Wallingford schweifen, über den Belagerungsring und die Burg auf der anderen Flussseite. Alles lag wie ausgestorben

da. Eine Krähe thronte hoch oben auf dem senkrechten Wurfarm der Trebuchet; die kleineren Belagerungsmaschinen waren verschwunden. Innerhalb des Belagerungsrings war das Gras zertrampelt, die Erde schlammig, aber die umliegenden Weiden waren grün und üppig und mit dem Gelb, Rot und Blau von Wiesenblumen betupft. Ein paar Schafe grasten friedlich.

»Was zum Henker hat das zu bedeuten?«, fragte Henry irritiert. »Ich komme zur Entscheidungsschlacht, und weit und breit ist keine Menschenseele zu entdecken?«

»Sei versichert, sie sind hier«, entgegnete Alan. »Aber ihre Späher haben von unserem Anrücken berichtet, darum hat Richard de Clare sich verschanzt und wartet auf Stephen und Eustache.«

»Die sich wieder einmal Zeit lassen«, höhnte Gloucester.

»Ja. Oder sie sind bereits hier, und der Burghof von Crowmarsh wimmelt von ihren Soldaten, die nur darauf warten, dass wir die Brücke stürmen«, überlegte Alan halblaut.

»Wir wüssten es, wenn Stephen nach Wallingford gezogen wäre«, widersprach Simon.

Alan nickte. »Wahrscheinlich, ja.«

Henry hob unbekümmert die Schultern. »Es gibt wohl nur einen Weg, das herauszufinden. Simon, nimm fünfzig Männer. Packt die Satteltaschen voll mit Brot und so weiter. Dann reitet zu dieser Trebuchet dort drüben und macht sie unschädlich. Anschließend zieht ihr vors Tor und erbittet Einlass, um die Garnison zu verstärken. Richte dem Kommandanten von Wallingford meine aufrichtige Dankbarkeit für seine Treue und Standhaftigkeit aus.« Ein übermütiges Funkeln stand in seinen Augen.

Simon lächelte befreit. »Wird gemacht, Mylord«, antwortete er und wendete sein Pferd.

»Wir warten, bis sie drin sind, dann formieren wir uns und nehmen die Brücke«, hörte er Henry noch sagen, während er schon davongaloppierte.

Satteltaschen voller Brot waren Simon nicht gut genug. Gewiss war die Not der eingeschlossenen Menschen inzwischen wieder groß, und es war schwer abzuschätzen, wie lange Henry und Alan brauchen würden, die Belagerer davonzujagen. Simon wollte um jeden Preis vermeiden, dass er mit seiner Verstärkung nur die Versorgungslage innerhalb der Festung verschlimmerte. Also hieß er die Zwillinge, einen der Trosswagen mit Vorratssäcken und Fässern zu beladen und vor das Tor der belagerten Burg zu fahren, während er selbst und die fünfzig Männer, die der Earl of Leicester ihm geborgt hatte, zur Trebuchet hinüberritten.

»Was machen wir damit?«, fragte ein junger Ritter mit einem großen Feuermal auf der linken Wange. »Sollen wir sie abfackeln?«

Aber Simon schüttelte den Kopf. »Das wäre zu schade. Wer weiß, ob wir sie nicht noch selbst gebrauchen können. Kappt die Seilzüge. Alle. Es dürfte ein paar Tage dauern, sie wieder flottzumachen.«

Vier Soldaten zückten lange Messer, traten auf die große Belagerungsmaschine zu und durchschnitten die dicken Taue, die die Winde des Laufrads mit dem Wurfarm verbanden. Dann führte Simon seine Männer vor das Tor von Wallingford Castle.

Godric und Wulfric waren bereits mit dem Karren dort eingetroffen und stritten mit einem Ritter, der oben auf der Brustwehr des Torhauses stand und sie offenbar nicht einlassen wollte.

»Was für ein mieser Trick«, schimpfte er wütend. »Glaubt ihr, der Hunger hat uns so weich in der Birne gemacht, dass wir uns von einem Karren voller Fässer verführen lassen, Stephens Horden hier reinzulassen? Das hätten wir wirklich leichter haben können ... «

Simon musste einen Moment überlegen, wie der Mann hieß.

Dann ritt er eine Länge vor. »Leofgar !«, rief er zur Brustwehr hinauf. »Erkennt Ihr mich?«

Blinzelnd starrte der Wächter auf ihn hinab. »Simon de Clare?«, fragte er dann ungläubig. »Wieso seid Ihr nicht tot?« Simon zeigte mit dem Finger auf die Zwillinge. »Man sagt ihnen nach, sie bringen Glück. Es stimmt. Wir hatten in diesem Fall zwar nur Glück im Unglück, aber immerhin.«

Leofgars Miene blieb unbewegt. Er war zu weit weg, als dass Simon hätte erkennen können, ob sich ein Funke Hoffnung in seinen Blick geschlichen hatte.

»Wirklich?«, fragte der englische Ritter voller Skepsis. »Oder bedient sich Stephen jetzt teuflischer Mächte und schickt uns einen Widergänger? Oder einen Zauberer in Eurer Gestalt?«

Simon seufzte verstohlen. Er konnte den Argwohn des Mannes verstehen, sein Unvermögen, zu glauben, dass nach fast zwei Jahren Belagerung an einem schwülen Juliabend aus heiterem Himmel Verstärkung vors Tor ziehen sollte. Aber sie mussten schnell zu einer Lösung kommen, denn es war keine gute Idee, länger als nötig vor dem Tor einer belagerten Burg zu stehen. Hier konnte jeden Moment die Hölle losbrechen.

»Ich bin es wirklich, Leofgar«, versicherte Simon geduldig. »Wie wär's, wenn Ihr Miles Beaumont oder Lady Philippa herholt?«

»Lady Philippa?«, wiederholte Leofgar und schlug wütend mit der Faust gegen die Palisaden. »Das dürfte schwerlich möglich sein, Mylord.« Und damit verschwand er.

»Was soll das heißen?«, brüllte Simon hinauf. »Leofgar ... was ist mit ihr?«

Er bekam keine Antwort. Furcht legte sich auf sein Herz wie der Schatten einer bösen Vorahnung, aber er wusste, er

musste jetzt einen kühlen Kopf bewahren. »Formiert euch zu einem Halbkreis«, wies er die Männer an. »Hintere Reihe Gesicht nach außen. Wenn das hier noch länger dauert, müssen wir damit rechnen, dass sie uns aus Crowmarsh dort drüben ein paar Schlächter auf den Hals hetzen, ehe Henry sie angreifen kann. Also haltet die Augen offen.«

Aber die gespenstische Ruhe auf der anderen Seite des Flusses hielt an, und es dauerte nicht lange, bis Leofgar in Begleitung eines anderen Mannes wieder über dem Tor erschien.

»Simon?«

»Miles!« *Was ist mit Philippa?,* wollte er ihn fragen, aber zuerst musste er seine Männer sicher durch dieses Tor bringen. »Henry Plantagenet ist gekommen, wie ich es euch versprochen habe!«, rief er stattdessen. »Dein Vater ist bei ihm. Ich bringe euch Verstärkung. Also würdest du uns bitte reinlassen, verdammt noch mal!«

Kaum hatte er ausgesprochen, hörten sie von der Innenseite des Tors das Schleifen von Eisen auf Holz, als Sperrbalken entfernt und Riegel zurückgezogen wurden. Dann schwangen die beiden eisenbeschlagenen Torflügel auf, und sobald die Öffnung breit genug war, schüttelte Wulfric die Zügel auf und schnalzte ermunternd. Der Karren verschwand im Torhaus.

»Schneller«, drängte Simon und ließ den Blick nervös über die Wiesen zum Fluss hinuntergleiten. »Jetzt die ersten zehn Mann durchs Tor. Beeilt euch.«

Mit erschreckender Plötzlichkeit ging die Brücke, die die beiden feindlichen Burgen verband und seit Beginn der Belagerung in der Hand der Royalisten war, in Flammen auf. Simon stieß hörbar die Luft durch die Nase aus. »Das wurde auch langsam Zeit, Henry«, murmelte er, schickte die restlichen Männer durchs Tor und folgte als Letzter.

Während Leofgar und ein weiterer Wächter das Tor wieder verriegelten, schloss Miles Beaumont Simon in die Arme. »Ich hatte kaum Hoffnung, dich je wiederzusehen«, gestand er.

Die Wärme und Bewunderung in seinem Blick trieben Simon das Blut in die Wangen. Er kam sich immer wie ein Hochstapler und Betrüger vor, wenn jemand ihm Bewunderung zollte. »Wie steht es um Wallingford?«, fragte er, während er Miles durch den Burghof zur Zugbrücke und die Motte hinauf folgte.

»Ungefähr genauso wie bei deinem ersten Besuch«, antwortete Miles und hob ergeben die Schultern. »Sie haben versucht, den Wasserzustrom vom Fluss zu blockieren und uns auszutrocknen, aber der Fluss war stärker als alles, was sie sich haben einfallen lassen.« Sie betraten die Halle des steinernen Bergfrieds. »Nach ein paar Tagen kam das Wasser jedes Mal zurück. Deine Vorräte haben länger gehalten, als ich gedacht hätte, aber seit zehn Tagen haben wir praktisch nichts mehr zu essen. Hätten wir nicht Nachricht von Henry Plantagenets Landung im Winter bekommen, hätten wir vermutlich aufgegeben.«

»Nachricht? Wie ist das möglich?«

»Einer deiner Freunde aus der Abtei von Abingdon ist zu uns gekommen, Bruder Mark. Er hat es uns erzählt.«

Simon nickte und sah sich in der dämmrigen Halle um: Dieselben Gesichter wie vor einem dreiviertel Jahr, genauso ausgemergelt wie damals. Lady Katherine hob den Kopf, als sie Miles und Simon eintreten sah, und lächelte ihnen entgegen. Sie hielt ein Kleinkind auf dem Arm. Keine der anderen Frauen war zu entdecken. Simon nahm seinen Mut zusammen. »Und ... Lady Philippa?«

Miles betrachtete ihn, seine Miene unmöglich zu deuten. »Tja, Mann, was soll ich sagen ... «

»Was immer es ist. Aber mach schnell.«

Ehe Miles antworten konnte, drang ein Schrei aus der abgeteilten hinteren Kammer. Sofort wurde er unterdrückt und ging in ein Stöhnen über, aber Simon hatte die Stimme erkannt. Er wirbelte herum und machte einen Schritt Richtung Tür. Miles erwischte ihn am Ellbogen und hielt ihn zurück. »Stör sie nicht.«

»Aber ... aber was ist mit ihr?«

Der junge Beaumont lachte in sich hinein. »Das weißt du nicht? Du wirst Vater, du Hornochse.«

»Ich ... was?«

»Hm. So hört sich das in der Regel nun mal an. Kein Grund, so bleich zu werden, de Clare. Sie macht das schon.«

Ganz plötzlich gaben Simons Knie nach, und er sackte auf die Bank an der Tafel nieder. »Ein Kind ... « So viele unterschiedliche Empfindungen stürzten auf ihn ein, dass er gar nicht wusste, wie er sie handhaben sollte. Ein schlechtes Gewissen, Scham, Furcht, Freude - es fühlte sich an, als wäre sein Herz in einen Mahlstrom geraten.

Miles setzte sich neben ihn. »Besser, du bist auf eine Enttäuschung gefasst. Lady Philippa hat viel zu wenig zu essen bekommen über den Winter. Darum ... « Er wechselte einen verstohlenen Blick mit seiner Frau.

Lady Katherine erhob sich und reichte ihrem Mann das kleine Bündel. »Ich werde gehen und ihr sagen, dass Ihr zurück seid, Mylord. Das wird ihr Mut machen.«

Simon nickte dankbar, und Katherine trat zur Hinterkammer.

Liebevoll, mit beinah komisch wirkender Vorsicht hatte Miles Beaumont sein Kind in Empfang genommen und legte es fachmännisch in die linke Armbeuge. »Robert«, stellte er mit unverhohlenem Stolz vor. »Schon acht Monate alt.«

»Gott segne deinen Sohn, Miles«, antwortete Simon und betrachtete das kleine Gesicht, die geschlossenen Lider mit den winzigen Wimpernkränzen mit einem ganz neuen

Interesse. *Ich werde Vater,* dachte er ungläubig. *Gott, gib, dass ich Vater werde. Lass das Kind leben. Und lass seine Mutter leben ...*

Dann nahm er sich zusammen und stand auf. »Steigen wir auf die Brustwehr und sehen, was auf der Brücke passiert. Womöglich ist heute der Tag, da die Belagerung von Wallingford endet.«

Mit nur zwanzig Mann hatte Henry die Brücke genommen, hatte die feindlichen Wachen am Wallingford-Ufer überrannt, und bei den Kämpfen war ein Feuer ausgebrochen.

Henry scherte sich nicht um die Flammen, sondern rannte mit der blanken Klinge in der Rechten auf das andere, ebenfalls bewachte und befestigte Ende zu, beinah zehn Schritte vor seinen Männern.

Alan sah über die Schulter und war erleichtert, einen seiner Männer gleich hinter sich zu finden. »Bedwyn, sorg dafür, dass das Feuer gelöscht wird. Wir werden die Brücke noch brauchen.«

Er wartete keine Antwort ab, sondern lief, um zu Henry aufzuschließen. Alan wusste, er durfte ihm nicht von der Seite weichen. Er fand es ebenso klug wie ehrenhaft, dass Henry Plantagenet sich an die Spitze seiner Truppen stellte, denn nur so und nicht anders konnte man sich Respekt verdienen und seine Feinde das Fürchten lehren. Aber der Respekt ihrer Feinde würde ihnen nichts nützen, wenn Henry heute auf der Brücke von Wallingford fiel.

Alan holte ihn ein, als die Wachen sich ihm gerade entgegenwarfen. Es waren sechs, aber wegen der Enge auf der Brücke konnten immer nur zwei nebeneinander kämpfen. Auch Henry und Alan standen jetzt Schulter an Schulter, und sie erledigten die Wachen ohne alle Mühe.

»Ich hoffe, das ist nicht alles, was Richard de Clare aufzubieten hat«, knurrte Henry.

»Bestimmt nicht«, gab Alan zurück. »Sei unbesorgt, Cousin.

Wir werden genug zu tun bekommen.« Mit der Schwertspitze wies er auf das Tor von Crowmarsh Castle, das sich mit majestätischer Langsamkeit öffnete.

Alan wandte sich um und gab das verabredete Zeichen.

Die Männer schlossen zu ihnen auf, neue rückten nach. Eilig strömten sie von der engen Brücke und verteilten sich entlang des Ufers, um Richard de Clare und seine Belagerungsarmee zu empfangen. Aber der Kommandant von Crowmarsh hatte nur einen Ausfalltrupp geschickt. Als diese Männer erkannten, wie hoffnungslos sie unterlegen waren, machten sie kehrt, schlugen mit den Schwertern ans Tor und flehten, wieder eingelassen zu werden. Doch das Tor blieb verschlossen.

Mit grimmigen Mienen schickten Henrys Männer sich an, den Ausfalltrupp einzukreisen und niederzumetzeln, als der junge Herzog der Normandie die Hand hob.

»Ihr könnt euch mir anschließen !«, rief er den Männern aus Crowmarsh zu. »Überlegt es euch. Kehrt dem Mann den Rücken, der euch ins Verderben schicken wollte, oder sterbt für ihn - mir ist es gleich.«

»Sie verstehen kein Wort, Henry«, raunte Alan ihm zu, und er musste sich auf die Lippen beißen, um nicht zu lachen.

»Was?«, fragte Henry unwirsch. »Ach so. Natürlich. Dann sei so gut und sag du es ihnen.«

»Dieser Lord hier ist der Herzog der Normandie«, erklärte Alan den Todgeweihten auf Englisch. »Er ist der rechtmäßige König von England und hergekommen, um sich seine Krone zu holen. Wenn ihr für ihn kämpfen wollt, schont er euch. Aber ihr müsst ihm einen Eid schwören, damit er euch trauen kann. Und wenn ihr diesen Eid brecht, wird er euch in

Mäuse verwandeln und einen nach dem anderen an die Bussarde verfüttern. Glaubt mir lieber, denn er hat Dämonenblut in den Adern.«

Die Männer überlegten nicht lange. Weiterleben zu dürfen war schon weit mehr, als sie zu hoffen gewagt hatten. Aber im Austausch für den erbarmungslosen Schinder Richard de Clare einen neuen Dienstherrn zu bekommen, der so tapfer war und obendrein über so exotische Künste verfügte - das war unwiderstehlich. Sie steckten die Waffen ein, und manche fielen auf die Knie.

Henry grinste zufrieden. »Was hast du ihnen gesagt?«, fragte er neugierig.

»Nur die Wahrheit, Cousin«, beteuerte Alan.

»Ja, darauf wette ich. Und was machen wir jetzt?«

Alan sah sich um und dachte einen Moment nach. »Wir sollten auf dieser Seite des Flusses lagern.«

»Damit sie uns die Brücke nicht wieder wegnehmen?«, fragte Henry zweifelnd. »Aber wäre es nicht wichtiger, Wallingford zu schützen?«

Alan nickte. »Das tun wir.« Er wies nach Osten. »Da liegt Westminster. Von dort wird Stephen kommen, und zwar bald.«

»Du hast recht. Wenn er kommt, wollen wir nicht schon wieder am anderen Ufer eines verdammten Flusses liegen. Dieses Mal will ich *endlich* die Entscheidung.«

Die Schatten im Burghof wurden lang, als aus der Hinterkammer das wütende Gebrüll eines Säuglings erscholl. Simon, der vor der Bretterwand auf- und abgegangen war, bis Miles die Befürchtung äußerte, er werde sich die Stiefelsohlen durchlaufen, blieb stehen, senkte den Kopf und bekreuzigte sich.

Es dauerte noch einmal eine halbe Ewigkeit, bis die Tür sich öffnete und Lady Katherine heraustrat. Unter dem linken Arm hielt sie einen Wäscheberg, den Simon lieber

nicht genauer betrachten wollte. Die rechte Hand legte die sonst so scheue Lady Katherine für einen Moment auf seinen Ärmel, und sie lächelte. »Alles ist gut, Mylord. Nur ein Mädchen, fürchte ich, aber beide sind wohlauf. Geht nur und seht selbst.«

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Leise schlüpfte er in die Kammer. Eine Magd ging umher und löschte alle Lichter bis auf eines auf dem Tisch. Zwei weitere Frauen standen neben dem Bett und blickten andächtig darauf hinab, doch als sie Simon entdeckten, lächelten sie ihm zu und bedeuteten der Magd, mit ihnen hinauszukommen.

Philippa schlief; das Gesicht auf dem Kissen war ihm zugewandt. Dunkle Schatten lagen unter den Augen, und sie erschien ihm furchtbar schmal, aber der volle Mund lächelte ein wenig. Das Neugeborene lag auf ihrer Brust und schien ebenfalls zu schlafen. Das Gesicht war noch gerötet und ein wenig verknittert, aber die Frauen hatten das Kind gewaschen und in eine Windel gewickelt. Simon konnte sich nicht erinnern, je etwas so Winziges gesehen zu haben. Magisch angezogen trat er noch einen Schritt näher. Das Unglaublichste, fand er, waren die Füße. Nicht größer als ein Birkenblatt, mit so klitzekleinen Zehen, dass ihm einfach kein Vergleich einfiel. Oder doch. Wassertropfen, entschied er. Die Zehen waren so klein wie Wassertropfen.

Philippa regte sich, öffnete die Bernsteinaugen und sah ihn an. »Ich habe so gebetet, dass es ein Junge wird und er so aussieht wie du, damit er mich an dich erinnern kann. Nun ist es ein Mädchen, und es stellt sich heraus, dass ich keine Erinnerung an dich brauche, weil du nicht tot bist.« Sie schüttelte den Kopf, fast ein wenig ungeduldig, schien es. »Immer kommt alles anders, als man gedacht hat.«

Lächelnd ließ er sich auf der Bettkante nieder und ergriff ihre Hand. »Oh ja. Ich weiß. Geht es dir gut?«

Sie nickte, sah auf ihre Tochter hinab und strich ihr sacht mit dem Finger über den Rücken. »Es war ein bitterer Winter.

Ich habe ... um dich getrauert.«

Simon beugte sich über sie und küsste ihre Stirn. »Das ehrt mich. Ich kann nur hoffen, dass ich es auch verdient habe. Es tut mir leid, dass ich gegangen bin, ohne Lebewohl zu sagen, Philippa.«

»Ich weiß, dass du nichts anderes tun konntest, denn ich hätte dich nicht gehen lassen. Als ich gemerkt habe, dass ich ein Kind bekomme, wurde es besser. Es war ein großer Trost. Obwohl es natürlich alles noch schwieriger gemacht hat. Du darfst sie übrigens anfassen, Simon de Clare. Immerhin ist sie auch deine Tochter.«

Unsicher hob er die Hand und tat es Philippa gleich, berührte behutsam mit einem Finger den weichen Flaum auf dem Kopf des Kindes. »Ich habe Angst, sie zu wecken«, flüsterte er. Aber nachdem er einmal angefangen hatte, konnte er nicht wieder aufhören.

»Katherine sagt, Henry Plantagenet ist gekommen?«, fragte Philippa.

»Mit einer Armee. Ich bringe dir fünfzig Männer und neue Vorräte. Du siehst also, deine Tapferkeit und Unbeugsamkeit haben sich gelohnt.«

Sie ließ den Kopf zurück in die Kissen sinken, und Tränen begannen unter den geschlossenen Lidern hervorzuperlen. »Entschuldige. Das sind einfach zu viele glückliche Wendungen auf einmal.«

Lachend streckte Simon sich neben ihr aus, legte behutsam einen Arm um sie und das Kind und küsste die Tränen weg. »Wie soll sie denn eigentlich heißen, unsere Tochter?«, fragte er.

»Ich weiß nicht«, bekannte Philippa und schniefte unfein. »Für mich stand »Sirnon« fest.«

»Was hältst du von Maud?«, schlug er vor.

»Nach der Kaiserin?« Philippa überlegte einen Moment. »Warum eigentlich nicht. Ohne sie wäre schließlich nichts

von alldem hier passiert.« Sie hob das Kind hoch und fuhr mit den Lippen über die runzlige kleine Wange. »Willkommen in der verrückten Welt, Maud of Wallingford.«

Maud riss die Augen auf, kniff sie gleich wieder zu und fing an zu brüllen.

An diesem Abend gab es in der Halle von Wallingford Castle ein Fest, und Simon, Godric und Wulfric feierten ein frohes Wiedersehen mit Bruder Mark.

»Ich hab's einfach nicht ausgehalten«, bekannte der junge Mönch. »Nachdem ihr erzählt hattet, dass die Menschen hier drin ohne jeden geistlichen Beistand sind, hatte ich keine Ruhe mehr. Schließlich hat Abt Hugo mir erlaubt, herzukommen.«

»Seid Ihr etwa durch den Tunnel getaucht?«, fragte Godric verwundert. Klosterbrüder gehörten in seiner Vorstellung nicht unbedingt zu den verwegensten Männern.

Bruder Mark errötete und schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht schwimmen. Ich bin einfach an einem Sonntag mit einem großen Kreuz in Händen vors Tor gezogen und hab gebettelt, sie mögen mich einlassen, ehe die Royalisten mich holen kommen.« Mit einem Schulterzucken fügte er hinzu: »Hat geklappt.«

Das erforderte auch nicht weniger Mut als der Tunnel, dachte Simon. »Gott segne Euch, dass Ihr den Menschen hier Trost gebracht habt, Bruder. Und werdet Ihr morgen früh meine Tochter taufen und ihre Mutter und mich trauen?«

»Ich bin kein Priester, Mylord«, rief der Bruder ihm in Erinnerung. »Ich darf das Kind taufen, weil im Moment niemand zur Hand ist, der geeigneter wäre. Aber mit der Heirat solltet ihr lieber warten. Es kann ja nur noch eine Frage von Tagen sein, bis das Burgtor von Wallingford sich endlich wieder öffnen kann.«

»Ich würde sagen, das hängt davon ab, wann König Stephen kommt«, gab Simon nüchtern zurück. »Wie groß

und wie stark seine Armee ist. Wer die Schlacht gewinnt.«

Wulfric schenkte ihm nach. »Du musst mehr trinken, Simon, glaub mir. Auch beim Vaterwerden gibt es nur ein erstes Mal.« Simon erwiderte sein Grinsen und hob folgsam den Becher, den er mit Miles teilte.

Der bemerkte: »Du hast schon letztes Jahr geweissagt, dass dieser Krieg sich in Wallingford entscheiden wird.«

Simon schnitt eine kleine Grimasse. »Ein erhebendes Gefühl, recht zu behalten. Nur schade, dass ich nicht weiß, *wie* dieser Krieg ausgeht.«

Sobald sie ihn ließen, kehrte er zu Philippa und Maud zurück. Beide schliefen. Er warf einen Blick aus dem schmalen Fenster auf die Wachfeuer am anderen Flussufer, wo Henrys Armee lag. Dann löschte er das Licht und legte sich neben Mutter und Kind aufs Bett. Die Nacht war heiß, und er war dankbar für die Kühle des Lakens.

Philippa regte sich in der Dunkelheit. »Erzähl mir, wieso du noch lebst«, bat sie.

»Morgen«, versprach er.

»Meinetwegen.« Sie legte den Kopf auf seine Schulter.

»Sirnon?« »Hm?«

»Wird Henry Plantagenet die Schlacht gewinnen?«

»Das weiß Gott allein. Er hat das Zeug. Er ist ein hervorragender Soldat. Aber das ist Eustache de Boulogne auch. Und wer kann sagen, wie viele Männer König Stephen aufbieten wird?«

»Und du sorgst dich, was mit Maud geschieht, wenn Stephen und Eustache siegen und diese Burg doch noch fällt?«

»Sollte das geschehen, wird es für uns alle finster aussehen.

Aber du hast schon recht. Plötzlich die Verantwortung für so ein winziges, schutz bedürftiges Würmchen zu haben ... lässt die Dinge in einem ganz anderen Licht erscheinen.«

»Ich weiß. Das geht mir genauso. Aber ich bin trotzdem froh,

dass Gott sie uns gerade jetzt geschenkt hat.« »Ist das wahr? Warum?«

»Weil du mich nun heiraten musst«, murmelte sie schläfrig. Simon lächelte in die Dunkelheit. Es stimmte, erkannte er.

Maud war gerade einmal sechs Stunden alt, aber sie hatte schon ein Wunder gewirkt. Denn die Frage, ob er heiraten durfte oder nicht, stellte sich nicht mehr. Erstaunt, beinah irritiert erkannte er, dass es Umstände gab, die entscheidender waren als die verfluchte Fallsucht. Er wandte den Kopf, um Philippa zu küssen, erwischte in der Finsternis aber nur ihr Augenlid. »Das kommt mir durchaus entgegen«, gestand er.

Die Armee, die König Stephen und sein Kronprinz in Eilmärschen nach Wallingford führten, war nicht so groß, wie manche befürchtet hatten, denn viele Lords, die der König mit ihren Rittern und Soldaten zu den Waffen gerufen hatte, waren nicht gekommen. So brachten es auch die Royalisten auf nicht mehr als dreitausend. Vielleicht ein-, zweihundert Berittene weniger als Henry, dafür mehr Armbrustschützen, berichtete der Späher.

Kaum hatte er geendet, da tauchten in der Ferne die ersten Banner auf.

Henry und die übrigen Kommandanten, die sich vor seinem Zelt eingefunden hatten, um den Bericht des Spähers zu hören, waren schon gerüstet.

»Sattelt mein Pferd, beeilt euch«, wies der junge Herzog seine Knappen an. »Also, Monseigneurs, wie besprochen: Alan, du befehligst die Vorhut. Gloucester, Ihr die linke Flanke, Ihr die rechte, Leicester, ich die Mitte.«

Die drei Männer nickten. Alan trat zu Älfric und Athelstan, die in der Nähe warteten. »Macht euch bereit«, sagte er leise. »Sie werden in einer Stunde hier sein. Es kann jetzt sehr schnell gehen.«

Die beiden Ritter nickten und wollten davongehen, aber Alan war noch nicht ganz fertig. »Ich nehme an, dass Eustache Stephens Vorhut anführen wird. Es ist nicht nötig, das den Männern zu sagen; ich will nicht, dass sie sich nur vor einem Namen fürchten. Aber macht ihnen klar, dass wir uns keine Fehler erlauben können.«

»Wird gemacht, Mylord«, versprach Älfric, und sie eilten davon.

Vater Bertram, Henrys Kaplan, trat aus seinem Zelt und kam zu ihnen herüber, um Henry und seinen Kommandanten die Beichte abzunehmen. Um sich selbst und ihnen Peinlichkeiten zu ersparen, kehrte Alan dem Zelt den Rücken und ging ein paar Schritte am Ufer entlang.

Nicht lange, und die schemenhaften Gestalten in der Ferne nahmen klarere Formen an. Eine gewaltige Staubwolke hüllte die marschierende Armee ein, sodass sie wie ein riesenhaftes Ungeheuer aussah, das sich langsam über die Ebene auf den Fluss zuwälzte. Doch als sie näher kam, verflüchtigte sich die beunruhigende Illusion, und Alan erkannte ohne Überraschung, dass die Royalisten bereits in dreiteiliger Schlachtordnung marschierten.

Er machte kehrt. Ihre eigenen Truppen waren dabei, sich zu formieren, aber sie waren zu langsam. »Henry«, rief er gedämpft durch den Zelteingang. »Genug gebetet!«

Henry, Gloucester und Leicester kamen aus dem Zelt, warfen einen Blick nach Osten und setzten die Helme auf. Henry umarmte sie kurz, Alan als Letzten. »Gott sei mit dir, Cousin.« Seine Augen funkelten, aber seine Miene war grimmig. Das war es, was Henry zu einem so gefährlichen Feldherrn machte, wusste Alan: Er liebte die Herausforderung eines Kampfes, genoss es, seine Kräfte und

seine Schläue mit der seines Gegners zu messen, aber er ließ sich nicht zum Übermut verleiten. So leichtsinnig er auch in vieler Hinsicht sein mochte, vergaß er doch niemals, dass das Vergießen von Blut eine ernste Angelegenheit war.

»Gott sei mit uns allen, Henry«, antwortete Alan, saß auf und ritt an die Spitze der Vorhut.

Vielleicht noch eine halbe Meile entfernt, hielt König Stephens Armee an. Sie bildete eine geschlossene, gerade Linie, sodass sie beinah wie ein angelsächsischer Schildwall aus alten Liedern aussah, nur dass Stephens Vorhut beritten war. Drei Gestalten lösten sich aus der Formation, ritten einige Längen vor und trafen zusammen. In der linken Flanke bildete sich eine Gasse, ein weiterer Reiter kam hindurch und schloss sich der kleinen Gruppe an.

»Strategische Beratungen?«, spöttelte Älfric. »Ein bisschen spät, oder?«

Alan gab keinen Kommentar ab. Was immer es war, das Stephen noch mit seinen Kommandanten zu erörtern hatte, es schien eine längere Debatte zu werden.

»Worauf zum Henker warten sie denn?«, fragte Athelstan ärgerlich. Er war nervös.

»Vielleicht darauf, dass die Garnison von Crowmarsh sich ihnen anschließt«, erwiderte Alan. »Simon de Clare schätzt, dreihundert Mann. Darauf zu warten lohnt sich.«

Eine halbe Stunde verging in gespenstischer Stille. Immer noch berieten die Royalisten. Und das Tor von Crowmarsh Castle blieb geschlossen. Auch auf der Brustwehr regte sich nichts. Man hätte meinen können, die Burg sei verlassen.

»Ich fange an, mich zu fragen, ob der hochehrenwerte Richard de Clare da drinnen gerade beschließt, die Seiten zu wechseln«, sagte JElfrie.

»Es wäre möglich«, räumte Alan ein. Nach allem, was Simon ihm über seinen Cousin erzählt hatte, war der

bezüglich seiner Loyalität zu König Stephen und vor allem zu Eustache de Boulog ne ziemlich ins Grübeln geraten.

Eine weitere Viertelstunde standen sie in voller Rüstung unter der sengenden Julisonne, als Henry es nicht länger aushielt und an die Spitze der Vorhut galoppiert kam.

»Was ist da drüben los?«, grollte er.

Alan zuckte ratlos die Schultern. »Wir fragen uns gerade, ob Stephen vergeblich auf Richard de Clare und die Besatzung von Crowmarsh wartet.«

»Na und? Er hat auch ohne sie genügend Männer, um wenigstens schon mal anzufangen.« Alan nickte.

»Jetzt tut sich irgendwas«, murmelte JElfrie.

Einer der Männer löste sich aus der Gruppe, riss sein Pferd rüde herum und galoppierte zurück zur Vorhut, deren Männer hastig auseinanderstoben, um ihn durchzulassen. Ein weiterer Reiter setzte sich in Bewegung und trabte geradewegs auf Henrys Armee zu.

Schweigend sahen sie ihm entgegen, und als er näher kam, sagte Henry verwundert: »Bei den Augen Gottes! Ist das nicht ... « Er brach verwirrt ab.

»Thomas Becket«, sagte Alan.

»Was hat der Sekretarius des Erzbischofs von Canterbury bei Stephen zu suchen? Vor ein paar Wochen hat er mir noch beteuert, der Erzbischof träume davon, mir die englische Krone aufzusetzen.«

Alan schwieg und nahm den Helm ab, damit Becket ihn erkennen konnte. Der ritt genau auf sie zu, hob die edel behandschuhte Rechte zum Gruß und hielt an. Vor Henry verneigte er sich: »König Stephen hat mich ersucht, Euch eine Nachricht zu überbringen, Euer Gnaden.«

Auch Henry nahm den Helm ab und betrachtete den eleganten Kirchenmann einen Moment mit undurchschaubarer Miene. »Es muss eine verdammt

schlechte Nachricht sein, wenn du so ungewohnt förmlich bist, Tom.«

Der schüttelte den Kopf. Er wirkte bleich und angespannt, aber nicht furchtsam. »Im Gegenteil, Henry. Aber heute könnte der wichtigste Tag in deinem Leben sein, und ich dachte, wir alle täten gut daran, diesem Umstand mit ein bisschen Förmlichkeit Rechnung zu tragen.«

»Alsdann, Monseigneur«, spöttelte Henry. »Was hat mein geliebter Cousin, König Stephen, mir zu sagen?«

»Er bittet Euch zu einer Unterredung.«

»Was denn, jetzt? Ich dachte, wir haben uns hier eingefunden, um eine Schlacht zu schlagen.«

»Jetzt, Euer Gnaden. Auf halbem Weg zwischen seiner Armee und der Euren. Er wird zwei Begleiter mitbringen: den Bischof von Winchester und den Grafen von Flandern.«

»Nicht seinen Kronprinzen?«

»Nein. Er bittet Euch, ebenfalls zwei Begleiter mitzubringen.

Als Zeugen.«

Henry dachte nach.

»Bist du sicher, dass es kein Hinterhalt ist, Tom?«, fragte Alan.

Becket schüttelte den Kopf. »Man mag Stephen allerhand nachsagen, aber hinterhältig ist er nicht.«

»Eustache hingegen schon.«

»Eustache ist eben wutentbrannt davongeritten. Ich nehme an, ihr habt es gesehen; er hätte um ein Haar die eigene Vorhut niedergemäht. Seit Tagen führen der Erzbischof und der Bischof von Winchester geheime Verhandlungen. So geheim, dass nicht einmal ich weiß, worum genau. Aber ich denke, die Unterredung, die Stephen wünscht, hängt damit zusammen.«

Henry hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Als Becket verstummte, nickte er. »Alan, Tom. Erweist mir die Ehre und begleitet mich zu meiner Unterredung mit König Stephen.«

Er ritt an, ohne sich nach ihnen umzuschauen, und war schon angaloppiert, als Becket noch sein Pferd wendete.

Auf der anderen Seite des noch jungfräulichen Schlachtfeldes setzte sich ebenfalls eine Gruppe von drei Reitern in Bewegung. Im leichten Galopp hielten sie auf Henry und seine Eskorte zu. Wachsam blickte Alan ihnen entgegen. Es war das erste Mal, dass er König Stephen von Angesicht sah: einen großen, breitschultrigen Mann mit grauem Haupt- und Barthaar auf einem Schlachtross. Das Bild eines wehrhaften, altersweisen Herrschers, dachte Alan flüchtig, bis man ihm in die Augen schaute. Dort waren weder Kampfeswille noch Weisheit zu lesen. Nur Erschöpfung und Resignation.

Fünf Schritte voneinander entfernt hielten die beiden Gruppen an, und die sechs Reiter deuteten eine Verbeugung an.

Eigentlich wäre es ein Gebot der Höflichkeit gewesen, dem König die Eröffnung zu überlassen, aber Alan wusste, Henry war nicht nach England gekommen, um Stephen Höflichkeit zu erweisen.

»Nun, Monseigneur?«, fragte der junge Herzog der Normandie kühl. »Was habt Ihr mir zu sagen, ehe wir in die Schlacht ziehen und Gott entscheiden lassen, wer über England herrschen soll?«

»Dies, Monseigneur«, entgegnete König Stephen und sah seinem jungen Verwandten in die Augen. Er war ein würdevoller König, das konnte ihm niemand absprechen. »Ihr sollt wissen, dass ich diese Schlacht nicht schlagen will, in der Engländer das Blut von Engländern vergießen würden.«

Alan stockte beinah der Atem. Konnte es möglich sein, dass der Albtraum eines solchen Gemetzels ihnen erspart bleiben sollte?

»Und wozu genau habt Ihr Eure Engländer hergeführt, wenn nicht zu dem Zweck, die meinen zu erschlagen?«, höhnte Henry.

Er ist wütend, erkannte Alan. Er konnte auch verstehen, dass sein junger Cousin das Gefühl hatte, hier werde ein derbes Spiel mit ihm getrieben, aber Henry musste Stephen die Gelegenheit geben, sein Gesicht zu wahren und zu sagen, was immer er zu sagen hatte. Während Alan noch mit sich rang, ob er eingreifen sollte, bat Becket: »Euer Gnaden, ich ersuche Euch inständig auch im Namen des Erzbischofs, der Euch wohlgesinnt ist, wie Ihr wisst -, hört Euch an, was der König zu sagen hat.«

Henry stieß hörbar die Luft aus und starrte einen Moment auf den Widerrist seines Pferdes. Dann blickte er Stephen wieder an und nickte.

Der König richtete sich auf und verschränkte die Hände auf dem Sattelknauf. »Ich habe meine Armee hierhergeführt, um Euch zu vergegenwärtigen, dass ich aus einer Position der Stärke mit Euch verhandele. Und hättet Ihr tausend Männer weniger, hätte ich auch nicht gezögert, diese Schlacht zu schlagen, wie Prinz Eustache um jeden Preis wollte. Aber Gott hat es so gefügt, dass unsere Truppen gleich stark sind, Cousin Henry. Und mein Bruder«, er ruckte das Kinn fast unmerklich zum Bischof von Winchester hinüber, »versichert mir, dass Gott Euch und mir damit sagen will, es sei genug Blut geflossen.«

»Besinnt Euch, mein Sohn«, bat Henry of Winchester eindringlich. Er sah dem König ähnlich, hatte die gleiche Adlernase und die wachen dunklen Augen. Doch sah man ihm an, dass er das bequeme Leben eines reichen Kirchenfürsten geführt hatte:

Er war fett - ein Übel, mit dem viele Männer des normannischen Herrschergeschlechts geschlagen waren. »Besinnt Euch auf das göttliche Gebot: *Du sollst nicht töten.* Legt die Waffen nieder.«

»Und dann?«, fragte Henry verständnislos. »Ihr erwartet, dass ich das Unrecht vergesse, das meiner Mutter zugefügt wurde, und in die Normandie zurückkehre? Weil Ihr mich so nett darum bittet? Das könnt Ihr Euch aus dem Kopf schlagen, Cousin. Ich bin zuversichtlich, dass ich diese Schlacht gewinnen kann. Also, was bietet Ihr mir, um sie abzuwenden?«

»Das, was Ihr so sehnlich begehrt«, antwortete Stephen mit einem Seufzen. »Meine Krone.«

»Tja, Merlin. Da war ich erst einmal sprachlos«, bekannte Henry, ließ sich in den Sessel zurücksinken und breitete die Arme aus wie ein Gekreuzigter, um anzudeuten, wie König Stephens unerwartetes Angebot ihn erschüttert hatte.

»Schade, dass ich nicht dabei war«, bemerkte Simon. »Ein einziges Mal im Leben hätte ich dich gern sprachlos gesehen.« Henry lachte in sich hinein, und die Augen, die durch die bescheidene Halle schweiften, leuchteten.

In Wallingford Castle gab es schon wieder ein Fest, und zwar eines, wie die altehrwürdige Halle es lange nicht erlebt hatte: Weiße Laken bedeckten die Tafeln, die unter den Platten mit Fleisch und Brot zusammenzubrechen drohten. Unten im Hof wurden ganze Ochsen und Hammel am Spieß über großen Feuern gebraten, und mehrere Weinfässer, die in Henrys Tross mitgeführt wurden, waren hereingeschafft worden. Es war voll und laut in der Halle. Aus dem Augenwinkel sah Simon, dass Miles Beaumont und sein Vater, der Earl of Leicester, sich schon wieder in die Arme gesunken waren. Seit Stunden begingen sie ihr unverhofftes Wiedersehen.

»Und was hast du also gesagt, nachdem du die Sprache wiedergefunden hattest?«, wollte Simon wissen.

»Warum?«, habe ich ihn gefragt. »Warum ausgerechnet jetzt?«

Weil Ihr der Richtige seid, hatte der König erwidert, und man konnte ihm anhören, wie schwer ihm dieses Eingeständnis fiel. *Das ist es, was Lords und Bischöfe in England glauben, Monseigneur. Und der Papst glaubt es auch. Ich bin zu alt, um die Augen vor den Realitäten zu verschließen. Gegen* so *viel Widerstand kann ich den Thronanspruch meines Sohnes nicht durchsetzen.*

»Aber was denn aus Eustache werden solle, hab ich ihn gefragt. Der König schlug vor, dass ich schnellstmöglich nach Winchester kommen solle, um dort mit ihm, seinem bischöflichen Bruder und dem Erzbischof von Canterbury die Einzelheiten auszuhandeln. Aber worauf es hinauslaufen wird, ist wohl dies: Stephen bleibt König von England und setzt mich als Erben ein. Eustache und sein jüngerer Bruder William werden mit großzügigen Ländereien in England und der Normandie entschädigt, und ich soll Eustache als Erben einsetzen, bis ich einen eigenen Sohn bekomme.« Er zwinkerte Simon verschwörerisch zu. »Ich dachte, das sei vielleicht nicht der beste Moment, um Stephen zu erzählen, dass Alit~ nor guter Hoffnung ist ... «

»Sei versichert, er weiß es«, widersprach Simon. »Aber alle Welt glaubt, deine Frau könne nur Mädchen zur Welt bringen.«

»Das werden wir ja sehen«, brummte Henry, griff nach einem Stück Brot und tunkte den Bratensud auf seinem Teller damit auf. Aber er biss nicht ab, sondern fuhr versonnen fort: »Auf dem Rückweg hat Alan gesagt, er glaube nicht, dass ich auf meine Krone lange warten müsse. Stephen sei des Lebens überdrüssig, meint er.«

Gut möglich, dachte Simon. »Wo ist Alan überhaupt?«

»In der Kapelle.« Henrys Augen funkelten spitzbübisch. »Nachdem wir Stephens sofortigen Abzug und unser baldiges Treffen ausgehandelt hatten, habe ich den Bischof

von Winchester zum Zeichen seiner aufrichtigen Freundschaft um eine kleine Gunst gebeten ... «

Simons Herzschlag beschleunigte sich. »Qh, Henry. Sag nicht ... «

»Doch, doch. Er hat Alans Exkommunikation mit unterzeichnet. Also kann er sie auch wieder aufheben. Das hat er getan, da und dort, auch wenn er ein bisschen verdrossen dabei aussah. Streng genommen muss der Bischof von Norwich noch zustimmen, aber Bischof Henry hat uns angedeutet, dass der Bischof von Norwich nicht in der Position sei, ihm einen Gefallen zu verweigern. Alan muss eine saftige Geldbuße zahlen, die Nacht auf den Knien in der Kapelle verbringen und beichten, dann darf er ab morgen wieder die Messe hören und die Kommunion empfangen.«

Simon betrachtete seinen Herzog und zukünftigen König mit einem warmen Lächeln. »Gott segne dich, dass du in der Lage bist, in solch einem Moment an deine Freunde zu denken.«

Henry hob abwehrend die Hand. »Ohne Alan of Helmsby wäre dieser Moment nie gekommen. Er und Gloucesters Vater haben die Sache meiner Mutter hier in England lebendig gehalten. Und ohne Alans Rat wäre ich mit meinen zwölfhundert Mann gegen Stephen in die Schlacht gezogen, nicht mit den dreitausend, die wir heute haben, und den gesicherten Midlands im Rücken. Es ist vielmehr sein Triumph als meiner. Also war es das Mindeste, was ich für ihn tun konnte. Außerdem ... « Er brach ab und stand auf. »Lady Philippa! Mein treue ster Vasall. Oder heißt es Vasallin? Bitte, nehmt Platz, Madame. Ihr seht ein wenig erschöpft aus.«

Simon hatte sich ebenfalls erhoben, war zu ihr getreten und hatte den Arm um ihre Schultern gelegt. Willig ließ sie sich zu Henrys Sessel führen. »Habt Dank, Monseigneur.

Wenn Ihr gestern ein Kind geboren hättet, wäret Ihr auch erschöpft, glaubt mir.«

Henry lachte. »Darauf wette ich. Und? Wann wird geheiratet? Ich borge Euch gern Vater Bertram dafür. Er macht das sehr würdevoll.«

Simon stellte sich hinter Philippa und legte die Rechte auf die Rückenlehne des Sessels. »Morgen früh«, antwortete er.

Philippa legte ihre Hand auf seine, wandte den Kopf und küsste seinen Daumen. »Je eher, desto besser. Nicht dass du es dir noch anders überlegst, Simon de Clare.«

»Oh, seid unbesorgt, Madame«, sagte Henry beschwichtigend. »Simon ist ein Muster an Beharrlichkeit und Standhaftigkeit, solltet Ihr das noch nicht wissen. Außerdem wird er eine Braut, die Wallingford und alles Land, das Brian fitz Count gehalten hat, in die Ehe einbringt, kaum verschmähen.«

Philippa atmete tief durch. »Ihr lasst mir die Ländereien meines Vaters? Das ist sehr großzügig, Monseigneur.«

Henry verneigte sich artig. »Auch in Eurem Fall gilt: Das ist das Mindeste, was ich Euch schulde. Und Eurem Gemahl genauso.«

Alan hatte überhaupt nichts dagegen gehabt, die Nacht in der Kapelle zu verbringen, denn er hatte Gott eine Menge zu sagen. In beinah sechs Jahren hatte sich allerhand aufgestaut, und er war so selig darüber, wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen zu sein, jedes Gotteshaus betreten zu dürfen und nicht länger von den Sakramenten ausgeschlossen zu sein, dass er damit liebäugelte, für ein paar Tage bei den Mönchen in Abingdon um Aufnahme zu bitten. An ihren Gebeten und Gottesdiensten und ihrer Einkehr teilzuhaben und sich nach der langen Verbannung ganz in Frömmigkeit und Spiritualität zu ergehen. Aber daraus konnte vermutlich nichts werden, wusste er. König Stephens unerwartetes

Angebot gab Anlass zur Hoffnung, dass der Krieg nun tatsächlich vorüber war, aber Alan machte sich nichts vor. Gefährliche Wochen lagen vor ihnen. Er zweifelte, dass Eustache de Boulogne die Entscheidung seines Vaters einfach tatenlos hinnehmen würde. Die Verhandlungen in Winchester bargen viele Tücken und mochten scheitern. Und das Wichtigste war jetzt, Henrys Leben zu schützen, denn nicht alle Lords in England, die sich während der langen Kriegsjahre Macht und Reichtümer angeeignet hatten, wollten einen starken, jungen König auf dem Thron, der sie in ihre Schranken wies.

Ein Geräusch von der Tür riss ihn aus seinen Gedanken.

Alan blickte auf. »Vater Bertram?« »Ich bin es.«

»Simon.«

»Ich dachte, ich bete ein bisschen mit dir, wenn du keine Einwände hast.«

Alan machte eine einladende Geste. »Natürlich nicht. Aber ich warne dich. Die Fliesen von Wallingford Chapel sind härter als alle, an die meine Knie sich erinnern.«

Unerschrocken kniete Simon sich einen Schritt von ihm entfernt vor den schmucklosen Altar. »Es dämmert«, bemerkte er und wies nach oben.

Hier brauchte man nicht aus dem Fenster zu schauen, um die Tageszeit in Erfahrung zu bringen, denn der Dachstuhl der Kapelle war schon letztes Jahr nach einem Angriff der Royalisten ausgebrannt, und Bruder Mark behauptete, es sei nur einem göttlichen Wunder zu verdanken, dass das kleine Gotteshaus nicht in sich zusammenfiel.

»Mein Hochzeitstag«, fügte Simon mit einem ungläubigen Kopfschütteln hinzu. »Ich hätte nie gedacht, dass dieser Tag kommt.«

Alan lächelte ihm zu. »Der Tag, an dem ich wieder die Kommunion empfangen darf. Dass er kommt, habe ich auch kaum noch zu hoffen gewagt.«

»Was ist nur los, Alan? Alles soll sich mit einem Mal zum Guten wenden? Das ist mir unheimlich.«

»Oh, sei unbesorgt. Der nächste Rückschlag wird nicht lange auf sich warten lassen«, beruhigte Alan ihn.

Philippa of Wallingford war eine hinreißend schöne Braut in einem unpassend zerschlissenen, vielfach geflickten Kleid, und als Simon vor der Tür der Kapelle zu ihr trat und ihre Hand nahm, schenkte sie ihm ein Lächeln, von dem man selbst auf zehn Schritt Entfernung weiche Knie bekommen konnte, befand Alan. Er beobachtete Simon mit Befriedigung und einem Stolz, auf den er keinerlei Anrecht hatte, wie er wusste.

»Mordskerl geworden, unser fallsüchtiges Bübchen, he«, raunte Wulfric ihm ins Ohr.

Er nickte, ohne sich umzuwenden. Simon war schon lange das, was Alans Großmutter gern »einen wahren Edelmann« genannt hatte, aber mit seiner Braut an der Hand - die pikanterweise sein Kind im Arm hielt - strahlte er ein neues Selbstvertrauen aus, und zumindest für den Moment war die Melancholie aus seinem Blick verschwunden.

»Ja. Ein Mordskerl«, murmelte Alan.

»Du wirst uns doch nicht rührselig, Losian?«, fragte Godric argwöhnisch.

»Unsinn.« Alan musste sich räuspern. »Ich dachte nur gerade, was für ein langer Weg es war von der Isle of Whitholm bis hierher.«

Vater Bertram war ein hochgebildeter Geistlicher, aber zum Glück kein sehr strenger Moralwächter. Sowohl in Rouen wie auch in Angers hatte er eine Geliebte, die ihm beide zuverlässig Jahr um Jahr einen kleinen Bastard schenkten. So kam es, dass Vater Bertram nach der Trauung an der Kirchentür im Innern des halb zerstörten Gotteshauses die Taufe der kleinen Maud vornahm, ohne mit der Wimper zu

zucken. Lady Katherine, Alan und Henry fanden sich als Paten am Taufstein ein.

»Zwei männliche Paten und nur eine Dame?«, fragte Bertram. »Aber es ist ein Mädchen. Da macht man es eigentlich umgekehrt.«

Henry nickte. »Ich stehe hier stellvertretend für meine Gemahlin. Was denkt Ihr, Vater, geht das?«

Der Priester nickte und versteckte sein Grinsen hinter einem Kreuzzeichen. »Mir will scheinen, hier geht heute alles, Monseigneur.«

Wallingford, August 1153

Sie blieben einige Tage in Wallingford, weil Henry den mit Stephen vereinbarten Abriss von Crowmarsh Castle am anderen Themseufer persönlich überwachen wollte. Die Garnison der Burg war mit Stephen abgezogen. Richard de Clare war indes zu Henry gekommen und hatte ihn gebeten, ihn in seinen Dienst zu nehmen. Henry hatte eingewilligt, denn Simons Cousin war der Earl of Pembroke und somit ein mächtiger Mann in Wales und den Grenzmarken. »Aber vergeben kann ich ihm nicht und trauen erst recht nicht«, hatte er Simon und Alan nach der kurzen Unterredung anvertraut. »Ich habe ihn nach Hause geschickt. Da kann er von mir aus versauern.«

Er übertrug die Organisation des Abrisses Simon und den Zwillingen, denen es Befriedigung gab, die Burg dem Erdboden gleichzumachen, wo sie so grauenvolle Stunden hatten erleben müssen. Die Palisaden und jede Menge anderes Bauholz von Crowmarsh wurden verwendet, um die Befestigungen und Gebäude von Wallingford Castle zu reparieren. Die restlichen Holztrümmer ließen sie liegen, denn sie wussten, die Bauern, die vereinzelt noch in der Gegend lebten, waren immer dankbar für Brennholz, und tatsächlich schrumpfte der Trümmerberg Nacht für Nacht.

In der ersten Augustwoche rüsteten sie sich zum Aufbruch. Alan und der Earl of Leicester hatten Henry eindringlich geraten, in die sicheren Midlands zurückzukehren, bis die Vertragsverhandlungen zwischen dem Erzbischof von Canterbury und dem Bischof von Winchester so weit fortgeschritten waren, dass sie seine Anwesenheit in Winchester erforderten.

Schweren Herzens willigte Henry ein. »Meinetwegen ziehen wir also zurück in die Midlands. Ich habe nur Zweifel, ob man dort ebenso herrlich jagen kann wie hier.«

»Ihr werdet staunen, Monseigneur«, prophezeite Leicester. »Womöglich noch besser. Überall in England lässt sich gut jagen. Reitet von welchem Ort auch immer in jede beliebige Richtung nach spätestens einer Meile kommt ihr in den Wald. Und ich schwöre Euch: Kein Wald in Frankreich kann sich mit unserem hier messen, was Schönheit und Wildreichtum angeht.«

Henry seufzte glücklich. »Oh, Robert. Ich glaube, ich werde es *lieben,* König von England zu sein.«

Alan und Simon lachten, leerten ihren Becher und standen auf.

»Wo soll's denn hingehen?«, fragte Henry - rastlos wie üblich - und sprang auf. »Ich begleite euch.«

Alan war im Begriff, mit dem Proviantmeister zu besprechen, was sie für den Marsch zurück in die Midlands noch an Vorräten brauchen würden. »Mach dich lieber auf die Suche nach einem Trainingspartner und geh auf den Sandplatz«, riet er. »Oder nimm ein Bad in der Themse. Es gehört sich nicht für den zukünftigen König, sich persönlich um Nebensächlichkeiten wie Proviant zu kümmern.«

Henry schüttelte trotzig den Kopf. »Ich werde ein König sein, der sich um *alles* persönlich kümmert«, entgegnete er und hob einen belehrenden Zeigefinger. »Je eher sich alle daran gewöhnen, desto besser.«

Sie hatten den Eingang der Halle fast erreicht, als dort ein kleiner Tumult ausbrach. Offenbar versuchte schon wieder irgendwer, der hier nichts verloren hatte, einzudringen und Henry irgendein Anliegen vorzutragen.

»Was gibt es denn?«, fragte Simon und beschleunigte seine Schritte.

Die beiden Wachen verstellten tatsächlich jemandem den Zutritt. Einer der Männer wandte den Kopf. »Hier ist ein abgerissener Priester, der darauf besteht ... «

»King Edmund ! «, unterbrach Simon verdutzt. »Lasst ihn eintreten«, befahl er den Wachen.

Alan war stehen geblieben. Seine Hände wurden feucht, und sein Herzschlag hatte sich beschleunigt. Er wusste, es konnte nichts Gutes zu bedeuten haben, wenn King Edmund sich auf die Suche nach ihnen gemacht hatte. Schweigend sah er ihm entgegen und fand seine Befürchtung bestätigt, als Edmund über die Schwelle trat und ihm in die Augen sah.

»Gott sei gepriesen, dass ich dich gefunden habe, Alan«, sagte er. Er war ein wenig außer Atem nach seinem Gerangel mit der Wache, und seine Augen waren weit aufgerissen. Er wirkte verstört und angstvoll und tatsächlich ein wenig verrückt.

»Was ist passiert?«, fragte Alan, dessen Mund so trocken war, dass er die Worte kaum herausbekam.

Edmund umklammerte seinen Arm. »Eustache de Boulogne ist in East Anglia eingefallen und ... «

»Ist er in Helmsby?«, fragte er, und gleichzeitig flehte er:

Bitte, Gott, nicht Miriam und die Kinder. Und bitte nicht Oswald. Er wusste, wie verwerflich es war, zuerst an die Seinen zu denken und dass Gott sie ihm vielleicht genau deswegen genommen hatte, aber er konnte nicht anders.

»Nein«, hörte er Edmund sagen, der immer noch an seinem Arm rüttelte.

Alan befreite sich von seinem Griff, nicht mit einem unwilligen Ruck, aber bestimmt. »Spann uns nicht auf die Folter, King Edmund. Erzähl uns, was passiert ist. Hier, besser, du setzt dich hin.« Er führte ihn zu einer Bank.

Edmund sank ein bissehen zu schnell darauf nieder, weil seine Knie vermutlich weich waren. Alan erging es nicht

besser, und er setzte sich zu ihm. Henry und Simon waren ihnen gefolgt, und Simon schenkte Ale in einen Becher und reichte ihn Edmund.

»Danke, mein Sohn«, murmelte der zerstreut, trank aber nicht. »Er kam mit zwei Dutzend übler Gesellen von Südwesten und hat in Suffolk gewütet, Dörfer niedergebrannt und Kirchen geplündert. Und jetzt verwüstet er die Umgebung von Bedericsworth ... « Er konnte nicht weitersprechen.

»Bedericsworth?«, wiederholte Simon. »Wo ist das?«

Kaum jemand kannte den alten Namen des kleinen Ortes noch, wusste Alan, denn die meisten nannten ihn heute Bury St. Edmunds, weil im dortigen Kloster die Gebeine des berühmten angelsächsischen Märtyrerkönigs verwahrt wurden.

»Alan.« King Edmund starrte ihn unverwandt an. »Was, wenn er mein Grab plündert? Du musst irgendetwas tun. Und zwar schnell.« Er sprach jetzt gefasster und mit Autorität, aber Alan sah das Entsetzen immer noch in seinen Augen.

Er hatte keine Ahnung, was genau es war, das ihren seltsamen Heiligen an der Vorstellung so erschreckte, jemand könne sein Grab schänden, da es in seiner Vorstellung doch ganz gewiss leer sein musste. Aber die Frage war im Grunde nicht von Bedeutung. »Ich mache mich sofort auf den Weg, King Edmund«, versprach er und stand auf.

Simon hatte leise für Henry übersetzt.

»Ähm, entschuldige, Alan«, begann dieser nun verwirrt. »Aber du kannst jetzt nicht ... «

Alan packte ihn unsanft am Arm und zog ihn in einen stillen Winkel. »Wir dürfen Eustache nicht einfach gewähren lassen«, sagte er eindringlich. »Das Kloster von Bury St. Edmunds ist reich, der Abt ein mächtiger Mann. Er wird es

sehr zu schätzen wissen, wenn er sieht, dass du ihm Hilfe geschickt hast, um sein Haus zu beschützen.«

»Und das Wohlwollen eines mächtigen Abts können wir gut gebrauchen«, fügte Simon hinzu, der ihnen gefolgt war.

Henry brummte missvergnügt. »Kann nicht jemand anderes sich um Eustache kümmern? Ich will dich an meiner Seite, wenn wir zu den Verhandlungen nach Winchester gehen, Alan.«

»Das ist sehr schmeichelhaft«, erwiderte dieser. »Aber dort sind Simon und Thomas Becket viel wertvoller für dich als ich. Außerdem bin ich bis dahin längst zurück, so Gott will.« Henry verschränkte die Arme und sah ihn an. »Du wirst dich nicht davon abbringen lassen, ganz gleich, was ich sage, richtig?«

»Richtig.«

»Würde es etwas ändern, wenn ich es verbiete?«

Alan sagte weder Ja noch Nein. Noch trug Henry die Krone nicht und konnte ihm daher rein gar nichts verbieten, aber dennoch wollte Alan lieber mit seinem Segen gehen als ohne. »Es ist meine Heimat, Henry. Die Menschen dort haben genug gelitten unter dem Krieg und unter Geoffrey de Mandeville. Wenn du ihr König sein willst, dann lass mich gehen und sie beschützen. Niemand sonst wird es tun.«

»Warum nicht?«, fragte sein junger Cousin verständnislos. »Gibt es keinen '" wie heißen die Grafen gleich wieder in England ... Earl, richtig? Gibt es keinen Earl of Norfolk und Earl of Suffolk?«

»Oh ja. Hugh Bigod ist beides. Er hat mehr oder weniger standhaft aufseiten deiner Mutter gekämpft, aber er hält sich lieber am Hof des Erzbischofs von Canterbury auf, als in den Fens und Wäldern und Dörfern seiner Grafschaften nach dem Rechten zu sehen. Und der Sheriff von Norfolk hat nicht genug Macht, Geld und Männer, um der Anarchie in East Anglia irgendetwas entgegenzusetzen. Mehr als in Norwich

für Ordnung zu sorgen, kann er nicht tun. Das Land liegt für jeden Halunken offen, der die Hand danach ausstreckt.« Er gab sich keine große Mühe, seine Verbitterung über diese Missstände zu verbergen.

Henry betrachtete ihn einen Moment versonnen und erwiderte dann: »Ich sage dir, das werden wir ändern, wenn ich König bin.«

»Bury St. Edmunds kann nicht so lange warten.« »Na schön. Dann geh.«

»Aber nicht allein«, sagte Simon kategorisch.

Alan nickte ihnen beiden zu und wollte sich abwenden, ohne zu antworten, aber Simon verstellte ihm den Weg. »Das kann nicht dein Ernst sein.«

»Ich kann keine Armee nach Bury St. Edmunds führen, Simon«, erkläre Alan ungeduldig. »Ihr braucht hier jeden Mann. Und mit Verlaub: Mit Eustache werd ich am besten allein fertig.«

»Oh, gewiss«, höhnte Simon. »So wie damals mit Geoffrey de Mandeville, nicht wahr?«

Alan runzelte ärgerlich die Stirn. »Willst du mir vorwerfen, dass ich ihn nicht gefunden habe?«

»Nein. Ich werfe dir vor, dass du aus deinen Fehlern nichts lernst. Du hast dich allein auf den Weg gemacht, um ihn zu stellen, und das hat dir drei Jahre Seeluft auf der Isle of Whitholm eingebracht. Und doch willst du jetzt wieder allein gehen. Weil deine Unabhängigkeit dir kostbarer ist als alles andere auf der Welt und du dir und deinen Bewunderern beweisen musst, dass du es immer noch kannst, immer noch am besten alles allein vollbringst. Dafür gehst du unverantwortliche Risiken ein und nimmst nicht die geringste Rücksicht auf die Menschen, die zurückbleiben und um dich trauern müssen, solltest du wieder verschwinden. Dieses Mal vermutlich endgültig.«

Alan fühlte ein sengendes Prickeln in den Fingerspitzen, so sehr verlangte ihn danach, die Faust zu ballen und Simon das Maul zu stopfen. So wie der verlorene Mann ohne Gedächtnis es getan hatte an dem eisigen Wintermorgen nach der Sturmnacht auf der Isle of Whitholm, als Simon de Clare ihm zum ersten Mal ein paar unangenehme Wahrheiten gesagt hatte.

Aber heute gelang es Alan, sich zu beherrschen. Er beschränkte sich darauf, Simon einen vernichtenden Blick entgegen zuschleudern, dann ging er wortlos zurück zu King Edmund und setzte sich neben ihn auf die Bank.

Den Kopf gesenkt, die Hände auf die Knie gestützt, dachte er nach. Simons Vorwürfe hatten verdächtige Ähnlichkeit mit dem, den sein Onkel Gloucester ihm einst gemacht hatte. *Wenn du das je wieder tust, wirst du aus meinen Diensten scheiden müssen. Ich habe nichts unversucht gelassen, dich zur Vernunft zu bringen. Aber du bist wie besessen.*

War er das wirklich immer noch? Besessen von der Idee, den Krieg eigenhändig gewinnen zu müssen, weil er seinen jungen Vater mit seiner bevorstehenden Geburt in ein feuchtes Grab gelockt hatte?

Was für ein Irrsinn. Hatte er nicht längst begriffen, dass nichts von dem, was passiert war, seine Schuld war? Wie kam es dann nur, dass er immer wieder in die gleiche Falle zu tappen drohte? Statt endlich das zu tun, was er Robert of Gloucester auf dem Sterbebett versprochen hatte.

Alan wandte den Kopf ein klein wenig und stellte fest, dass King Edmund ihn belauerte. »Was?«, fragte Alan unwirsch. »Er hat recht, mein Sohn.«

»Du hast doch gar nicht verstanden, was er gesagt hat.« »Nicht die Worte, aber den Sinn. Er hat recht, und das weißt du selbst am allerbesten.«

Alan nickte unwillig, stand auf und kehrte zu Simon zurück. »Also schön. Dann sag mir, was ich deiner Meinung nach tun

soll. Wenn ich dich mitnehme, werden die Zwillinge nicht zurückbleiben wollen. Aber sie können nicht reiten und werden uns aufhalten. Wie werden sie sich fühlen, wenn wir ihretwegen zu spät kommen?«

Simon schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht mitkommen.

Ich will Eustache nicht wiedersehen, denn ganz gleich, was er getan hat, er ist König Stephens Sohn, und diese Tatsache bindet mir die Hände, immer noch. Ich habe getan, was du nicht konntest, und Rache an Hairnon genommen. Das ist genug. Jetzt tu du das, was ich nicht tun kann. Nimm deine Cousins Athelstan und Älfric mit und Bedwyn und die übrigen Männer aus Blackmore.«

Alan nickte, und sie umarmten sich kurz. »Geh mit Gott, Alan«, murmelte Simon.

»Dafür sorge ich schon«, versicherte King Edmund ungeduldig. »Jetzt lasst uns endlich aufbrechen.«

East Anglia, August 1153

Es war alles andere als schwierig, Eustaches Spur in East Anglia zu folgen, denn er hatte eine Schneise der Verwüstung hinterlassen. Alan und seine rund zwei Dutzend Begleiter kamen durch niedergebrannte, ausgeplünderte Dörfer. Sie wirkten verlassen, so als wären alle Bewohner erschlagen oder davongelaufen, aber wenn King Edmund sich an den Dorfbrunnen stellte und mit tragender Stimme rief, er sei der Märtyrerkönig, der einst über dieses Land geherrscht habe, und nun wiedergekehrt, um seine Wunden zu heilen, kamen hinter verbrannten Hecken und aus verkohlten Ruinen Menschen hervor. Langsam und matt, so als stünden sie noch unter Schock. Sie betrachteten Alan und seine Soldaten mit starren, leeren Blicken, aber King Edmund gelang es immer, ihr Vertrauen zu wecken, und flüsternd erzählten sie ihm von den Gräueltaten, die Eustache und die Seinen begangen hatten: Sie mordeten und schändeten und verbrannten die Ernte in den Scheunen und auf den Feldern.

Warum er das tue, wenn er wirklich der Sohn des Königs sei, hatte ein mutiger Dorfpfarrer, der des Normannischen mächtig war, ihn gefragt.

Weil der König die Krone an einen anderen verschenkt habe, und dem wolle er nichts als verbrannte Erde hinterlassen, hatte Eustache geantwortet, ehe er dem Pfarrer den Schädel spaltete.

Alan lauschte den immer gleichen Geschichten, blickte in die immer gleichen leblosen Augen der Menschen, und jede Nacht, wenn er schlaflos in eine Decke eingerollt im Nieselregen am ersterbenden Feuer lag, besuchte ihn seine alte Gefährtin, die Düsternis. Wie oft noch?, fragte er Gott.

Wann nimmt das Morden ein Ende? Wann ist es endlich genug?

In jedem der überfallenen Dörfer verteilte er ein wenig von dem Geld, das Henry ihm eigentlich als kleine Aufmerksamkeit für den Abt von Bury St. Edmunds mitgegeben hatte, damit die Menschen wenigstens eine Chance hatten, über den Winter zu kommen. Die Frauen knicksten vor ihm und berührten seinen Mantelsaum. Die Männer hielten ihm den Steigbügel und murmelten seinen Namen voller Ehrfurcht. Und Alan kam es vor, als sei der Höllenwurm zurückgekehrt, um ihn zu verschlingen und in schwarzer Galle zu ertränken.

Doch wenigstens in einer Hinsicht hatte King Edmunds Sorge sich als unbegründet erwiesen: Das Städtchen, welches sich um das reiche Kloster mit »seinem« Grab schmiegte, war noch lebendig und unversehrt.

»Alan of Helmsby?«, fragte der ehrwürdige Abt verwundert. »Das ist in der Tat eine Überraschung, Monseigneur. Setzt Euch ans Feuer. Ihr seht ein wenig begossen aus, wenn Ihr meiner Offenheit vergeben wollt.«

Alan folgte der Einladung gern. »Danke, Vater. Wir sind seit zwei Wochen unterwegs, und es hat unablässig geregnet.«

»Ja, seit St. Swithun«, antwortete Abt lEgelric seufzend. Ein weißer Haarkranz umgab seine Tonsur. Die Hand, die nach dem dampfenden Krug griff, war alt, aber ruhig und sicher. Er füllte zwei Becher und reichte seinem Gast einen davon. Der Duft von heißem Würzwein erfüllte den Raum, und Alan trank behutsam, während er sich verstohlen umsah. Das Haus des Abtes war geräumig und hell, aber bescheiden eingerichtet. Und kein Diener weit und breit, um den Wein einzuschenken. Abt lEgelric nahm es offenbar ziemlich genau mit der Regel des heiligen Benedikt. Er entstammte einem der wenigen angelsächsischen Adelsgeschlechter, die die normannische Eroberung überdauert hatten, und in seiner Familie war es Tradition, dass ein Sohn aus jeder

Generation in dieses Kloster eintrat. Viele von ihnen waren Äbte geworden, und das war kein Wunder, befand Alan.

»Ich bin auf der Suche nach Eustache de Boulogne«, eröffnete er dem Abt.

Der nickte. »Ja, das haben wir gehört.« Er lächelte flüchtig. »In diesem Teil East Anglias geschieht nicht viel, das uns entgeht.«

»Dann wisst Ihr auch, wo er ist?«

lEgelric deutete ein Achselzucken an. »Schon möglich.«

Die Antwort beunruhigte Alan, und er fühlte sich zu niedergedrückt von all dem Elend, dass er gesehen hatte, um sich auf ein Versteckspiel mit dem Abt einzulassen. »Schon möglich?«, wiederholte er scharf. »Unter welchen Umständen, Vater? Wenn ich Euch seinen Aufenthaltsort abkaufe? Tut mir leid. Was ich an Silber bei mir trug, habe ich denen gegeben, die es nötiger hatten als Ihr. Oder fällt Euch wieder ein, wo Eustache sich aufhält, wenn ich Euch schwöre, ihn zu schonen, weil Ihr Euch mit ihm verbündet habt, damit er Euch in Ruhe lässt? Was genau heißt »schon möglich«?«

lEgelric schlug die Beine übereinander und betrachtete seinen Gast mit zur Seite geneigtem Kopf. »Ich hätte nicht gedacht, dass seine Taten einen Mann wie Euch so verbittern könnten.«

»Dann wird es vielleicht Zeit, dass Ihr Eure sicheren Mauern einmal verlasst und Euch anschaut, was er getan hat«, gab Alan zurück, und mit einem Mal traf ihn die Müdigkeit wie ein Keulenschlag.

Der ehrwürdige Abt ging nicht darauf ein. »Ich bin nicht Eustaches Freund«, sagte er stattdessen. »Und ganz gleich, was er sagt, es gibt keine Rechtfertigung für das, was er tut. Ich bin nicht sicher, dass Gott ihm das vergeben wird. Ich bin auch nicht sicher, dass er Gottes Vergebung verdient. Er

ist elne widerwärtige Kreatur, und das war er als Junge schon.«

Alan nickte. »Ich weiß.«

»Aber wie kann ein Abt der Heiligen Mutter Kirche der Freund eines Thronanwärters sein, der sich damit brüstet, Dämonenblut in den Adern zu haben? Der Krieg gegen den frommen König von Frankreich geführt und beinah jeden seiner Bischöfe brüskiert hat? Der ohne Dispens eine äußerst fragwürdige Ehe geschlossen hat und mir ausgerechnet einen exkommunizierten Frevler schickt?«

Alan stellte seinen Becher ab. »Er ist besser, als die Aufzählung seiner Verfehlungen ihn erscheinen lässt, glaubt mir. Im Übrigen hat der Bischof von Winchester meine Exkommunikation aufgehoben.«

»Weil Ihr in Reue und Demut in den Schoß der Kirche zurückgekehrt seid? Oder weil es politisch opportun war?«, fragte lEgelric streng.

Alan stand auf. »Habt Dank für Eure Gastfreundschaft, Vater.« Er ging zur Tür, hielt aber noch einmal inne. »Oh, eine Frage noch. Die Gebeine des heiligen Edmund ... kann man sie sehen?«

»Wo denkt Ihr hin? Sie liegen in einem steinernen Sarg.« Alan nickte. »Und habt Ihr in den letzten Jahren je festgestellt, dass der Deckel bewegt worden ist?«

»Was für eine seltsame Frage. Dieser Deckel wandert, Helmsby. Die Unterkante ist nicht perfekt geglättet, das Gleiche gilt für die Oberkante des Sargs. Tausende von Pilgern berühren und küssen diesen Sarg Jahr um Jahr. Es vergeht keine Woche, ohne dass wir morgens in die Kirche kommen und der Deckel ein wenig verrutscht ist. Die Novizen sagen: »Heute Nacht ist er wieder umgegangen, der rastlose Edmund.« Er sprach mit Nachsicht. »Warum wollt Ihr das wissen?«

Alan winkte ab. »Oh … Vermutlich habe ich einmal von dem wandernden Deckel gehört, das ist alles.« Wäre der ehrwürdige Abt ein anderer Mann gewesen, hätte er ihm vielleicht von King Edmund erzählt, aber unter diesen Umständen nahm er lieber Abstand davon. Er legte keinen Wert darauf, dass Abt lEgelric King Edmund geradewegs zurück auf die Isle of Whitholm schickte und Alan womöglich gleich mit. »Lebt wohl, Vater.«

Er stand schon wieder draußen im unablässigen Regen, als er den Abt sagen hörte: »Wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich in Fenwick suchen.«

Alan schloss die Tür mit einem kleinen Ruck und überquerte den glitschigen Rasen mit gesenktem Kopf. Er vermied es, zur Klosterkirche hinüberzuschauen, als könne er so vor Gott verbergen, dass er mit ihm haderte. Warum, *warum* musste es von den ungezählten Dörfern in East Anglia ausgerechnet das sein, wo er um keinen Preis hinwollte?

Fenwick war nicht verkohlt und verlassen wie die übrigen Weiler, die Eustache heimgesucht hatte, aber die Türen der Katen waren geschlossen, und bis auf ein paar Hühner und Katzen begegnete ihnen niemand im Dorf.

Haimons Burg stand einen Steinwurf entfernt auf einer beachtlichen Motte. Zwei Wachen in angerosteten Kettenhemden und Helmen mit verbogenem Nasenschutz bemannten das Torhaus. Als sie Alan in Begleitung seiner beiden Cousins auf sich zukommen sahen, zogen sie die Klingen.

Alan trat dem Rechten das Schwert aus der Hand und hatte ihm die eigene Waffe an die Kehle gesetzt, ehe der zweite Wächter sich auch nur rühren konnte.

Alan sah Letzterem für einen Lidschlag in die Augen. »Schön ruhig, Junge.« Und an den Ersten gewandt: »Lässt

du uns durch, oder möchtest du heute sterben?«

»Wer seid Ihr?«, fragte der Mann erschrocken.

Alan verstärkte den Druck. »Lässt du uns durch, oder möchtest du sterben?«, wiederholte er.

Der Soldat bog mit einem kleinen Ruck den Kopf zur Seite und riss den Dolch aus der Scheide am Gürtel, ehe Alans Klinge knirschend seinen Kettenpanzer durchbohrte. Genau über dem Herzen.

Alan befreite sein Schwert mit einem Ruck aus dem zusammensackenden Leichnam. Der zweite Torhüter, ein blasser Jüngling, der noch keine fünfzehn sein konnte, war entsetzt zurückgewichen und ließ sich anstandslos von Älfric entwaffnen. »Ich ... ich lass Euch durch«, erbot er sich unaufgefordert. »Ich will nicht sterben. Bitte nicht, Mylord ... «

»Hör auf zu betteln«, herrschte Alan ihn an. Er hasste es, wenn irgendwer sich vor ihm erniedrigte. Er hasste es, solchen Schrecken zu verbreiten, wie er ihn in den Augen des Jungen las. »Bist du aus Fenwick, oder gehörst du zu Eustache de Boulogne?«

Der Junge sah angstvoll über die Schulter, als er spürte, dass Älfric und Athelstan ihm die Hände auf den Rücken banden. Dann kehrte sein Blick zu Alan zurück. »Ich ... « Er schluckte. »Ich bin ein Knappe des Prinzen.«

»Wirklich? Und hast du die Bauern in den Dörfern von Suffolk leben lassen, als sie dich angefleht haben, dass sie nicht sterben wollen?«

Unter dem kurzen Kettenhemd verfärbte sich das linke Hosenbein des Jungen dunkel, er senkte den Kopf und fing an zu heulen. Er weinte bitterlich. Mehr aus Scham denn vor Angst, schien es Alan. Oder vielleicht wollte er das auch nur glauben.

»Komm schon, Söhnchen, nimm dich zusammen«, murmelte Älfric beschwichtigend. »Ich glaube nicht, dass er

dich umbringt. Aber du musst schön artig sein und ihm sagen, was er wissen will.«

Der Knappe fasste sich ein wenig. »Wo ist der Prinz?«, fragte Alan.

»Im Donjon oben.« Das bebende Kinn ruckte zum Turm auf der Motte hinüber.

»Wie viele Männer hat er?«

Der Junge streifte seinen toten Kameraden mit emem raschen Blick. »Jetzt noch elf.«

Alan ohrfeigte ihn mit der freien Linken. »Wenn du mich noch einmal anlügst, bist du fällig. Also?«

»Elf, Mylord, ich schwör' s beim heiligen Kreuz! «

»Schsch, kein Grund, so laut zu schreien. Zwei Dutzend, habe ich gehört.«

»Einer ist im Moor ersoffen, vier haben die Männer der Wache hier erwischt, als wir gestern ankamen, der Rest hat sich schon letzte Woche verdrückt und ist zurück nach Wallingford geschlichen, um sich Henry Plantagenet anzuschließen.«

Alan tauschte einen Blick mit seinen Rittern. Beide nickten. Sie glaubten dem Bengel, und er selbst neigte auch dazu. »Wenn du schlau wärest, hättest du das Gleiche getan.«

Der Knappe biss sich auf die Unterlippe. »Mein Vater hat gesagt, er schlägt mich tot, wenn ich das tue.« Wieder deutete er zum Burgturm hinüber. »Mein Vater ist einer seiner Ritter, versteht Ihr.«

Alan nickte wortlos und trat einen halben Schritt zurück.

Es war nur eine winzige Bewegung, aber der Junge entspannte sich. Er schien zu spüren, dass sein Leben nicht länger in Gefahr war.

»Was ist mit der Wache, die hier auf der Burg war?«, fragte Alan weiter. Ein halbes Dutzend junger Kerle hatte er hergeschickt, Männer aus Helmsby, Metcombe und

Blackmore, die er in den vergangenen Jahren ausgebildet hatte. Sie wären lieber mit ihm in die große Welt hinausgezogen, statt seine einstige Gemahlin und ihre Bälger zu hüten, aber sie hatten es anstandslos getan, weil er es befohlen hatte. Er stählte sich. »Alle tot, nehme ich an?«

Der Jüngling schüttelte unerwartet den Kopf. »Einer. Dann hat Lady Susanna ihnen befohlen, die Waffen niederzulegen. Das haben sie auch getan.«

Alan runzelte die Stirn. »Einfach so? Wie zahm ... «

»Der Prinz ... « Der Knappe musste schlucken. »Er hat gesagt, wenn sie es nicht tun, tötet er Lady Susannas Sohn. Da haben sie lieber klein beigegeben. Sie sind in einem der Vorratshäuser eingesperrt.«

Alan hatte genug gehört. Er wandte sich um und winkte mit beiden Armen.

Seine kleine Truppe kam hinter dem letzten Haus des Dorfes hervor und lief zu ihm herüber - King Edmund vorneweg. »Bleib hier«, riet Alan ihm.

»Kommt nicht infrage«, bekam er zur Antwort.

Alan zuckte die Schultern. Er hatte jetzt keine Zeit, weiter mit Edmund zu streiten. Konzentriert nahm er aus dem Schatten des Torhauses die Anlage innerhalb der Palisade in Augenschein, und die Entscheidung, was zu tun war, kam wie immer ganz von selbst. »Athelstan.«

»Mylord?«

»Binde den Bengel wieder los, gib ihm sein Schwert zurück und schlag dich mit ihm im Burghof. Mach so viel Radau, wie du kannst.«

»Ich soll Eustaches Männer anlocken?«

Alan nickte. »Bedwyn, du versteckst dich mit den übrigen Männern hier im Torhaus und wartest, bis die Soldaten des Prinzen in den Hof gelaufen kommen. Dann greift ihr sie an. Verstanden?«

»Ja, Mylord.«

»Älfric. Nimm ein halbes Dutzend Männer und mach dich auf die Suche nach dem Vorratshaus, wo meine Wachen eingesperrt sind. Befreit und bewaffnet sie. Ihr seid die Reserve. Beobachtet den Kampf im Burghof aus der Deckung und greift ein, wenn du es für richtig hältst.«

»In Ordnung.«

Vom Torhaus beobachtete Alan, wie der lahme Schaukampf zwischen seinem Ritter und dem nur mäßig ausgebildeten Knappen in Windeseile Bewaffnete und Gesinde anlockte, die aus den Wirtschaftsgebäuden und dem Donjon zusammenströmten. Er zählte acht Männer, die er für Ritter des Prinzen hielt, und ehe diese eingreifen und Athelstan erschlagen konnten, schickte Alan Bedwyn und die Männer von Blackmore vor. Sie waren in der Überzahl und fielen mit siegesgewissem Gejohle über die Soldaten des Prinzen her. Die Knechte und Mägde brachten sich schleunigst in Sicherheit, als sie feststellten, dass aus dem Zweikampf eine Schlacht geworden war.

Eustaches Männer waren hart und kampferprobt; jeder von ihnen konnte es mühelos mit zwei von Bedwyns Sorte aufnehmen, die zwar bewaffnet und mutig waren, aber mehr Erfahrung in Wirtshausschlägereien denn im Schwertkampf hatten. Alan sah zwei seiner Bauern schreiend und blutüberströmt zu Boden gehen und fing an, sich zu sorgen. Doch dann kam lEHric mit den befreiten Männern aus Helmsby. Diese hatten sich auf die Schnelle nur mit Dreschflegeln und Knüppeln bewaffnen können, aber jetzt machte sich bezahlt, wie gründlich Alan sie ausgebildet hatte. Im Nu brachten sie den Kampf unter Kontrolle.

Alan schloss den Kinnschutz seines Kettenhemdes, beförderte den Schild mit einer geschickten Bewegung vom Rücken nach vorn, legte die Linke um den Haltegriff und zog das Schwert wieder. Dann verließ er den Schatten des Torhauses, umrundete das kleine Schlachtfeld im Burghof

und lief die Treppe zum Donjon hinauf. Zwei von Eustaches Rittern mussten hier noch irgendwo sein, wusste er, und sie erwarteten ihn gleich am Eingang der Halle mit gezückten Schwertern.

Gleichzeitig griffen sie ihn an, einer von rechts, einer von links. Alan machte einen Satz nach hinten, und seine beiden Gegner prallten hart gegeneinander. Der Linke ging mit einem Wutschrei zu Boden, und Alan nahm sich den Rechten vor. Er hatte leichtes Spiel, denn der Kerl war ein miserabler Techniker. Nach drei unkaordinierten Streichen auf Alans Schild vergaß er seine Deckung, und Alan hieb ihm den Schwertarm ab. Schreiend ging der Mann zu Boden und landete auf dem Rücken. Mit der Linken umklammerte er den Stumpf seines rechten Arms, aus dem ein pulsierender Blutstrahl sprudelte, und starrte mit weit aufgerissenen Augen zu Alan auf. Der ließ den Schild los, legte beide Hände ans Heft und stieß ihm die Klinge mit einem kräftigen Ruck ins Herz.

Der Schrei endete wie abgeschnitten, und in der plötzlichen Stille hörte Alan den Zweiten von hinten kommen. Er glitt nach links, um dessen Schwert zu entgehen, machte einen krummen Rücken und gleichzeitig einen Schritt rückwärts. Der Angreifer traf ihn wie ein Rammbock, und die eigene Wucht beförderte ihn von den Füßen. Er fiel über Alans Schulter, landete hart auf seinem Schild und starb, lange bevor er sich wieder sortieren und aufspringen konnte.

Alan stellte ihm einen Fuß auf die Schulter und befreite die Klinge aus seiner Kehle. Vorwurfsvoll starrten die toten blauen Augen zu ihm empor.

»Ein Jammer«, sagte eine Stimme vom anderen Ende der Halle. Sie klang amüsiert. »Das war mein Cousin Ralph de Mortain.«

»Euer Cousin war zu langsam«, antwortete Alan und wandte sich um. »Da kann man nichts machen.«

Eustache de Boulogne stand hinter der Tafel an der Stirnseite der Halle, aber Alan konnte nicht viel von ihm sehen, denn der Prinz hielt Susanna vor sich wie einen Schild und hatte ihr einen Dolch an die Kehle gesetzt.

Ohne Eile trat Alan näher und vermied es, seiner einstigen Gemahlin in die Augen zu sehen. Er war nicht sicher, was er dort finden würde - Verachtung oder Flehen -, aber er konnte das eine so wenig gebrauchen wie das andere.

»Ich bin auf der Suche nach Eustache de Boulogne«, sagte er. »Ihr habt ihn gefunden«, antwortete der schmale Kerl mit den Hakennase und den rötlichblonden Locken.

»Das kann nicht sein«, erwiderte Alan kopfschüttelnd. »Eustache de Boulogne ist der beste Soldat in König Stephens Armee. Kein Feigling, der sich hinter Röcken versteckt.«

»Wäre ich nur Soldat, würde ich mich liebend gern mit Euch schlagen, Helmsby, denn ich wollte immer schon wissen, wer von uns beiden denn nun besser ist. Aber ich bin auch Prinz und versuche, mein Erbe zu retten. Was Ihr hier seht, ist nicht Feigheit, sondern Politik.«

Alan verzog angewidert den Mundwinkel. »Nennt es, wie Ihr wollt, das macht es nicht besser. Und im Übrigen ist Euer Erbe verloren, ganz gleich, was Ihr tut. Ihr habt, genau genommen, alles verloren, Monseigneur. Sogar Fenwick.« Unten im Hof war es still geworden, und er hörte Schritte auf der Treppe. »Alles gesichert, Mylord«, rief Älfric.

»Seht Ihr?«, sagte Alan zu Eustache. »Also, wie wäre es, wenn Ihr die Dame gehen lasst und wir überlegen, wie es nun weitergehen soll.«

Eustaches Linke, die Susannas Oberarm umklammert hielt, glitt zu ihrer Brust, knetete sie einen Moment, legte sich dann wieder um den Arm. Susanna regte sich zum ersten Mal; eine schwache, ruckartige Bewegung, als wäre sie zusammengezuckt, aber sie gab keinen Laut von sich.

Alan konnte es nicht länger aufschieben. Er schaute ihr ins Gesicht. Er sah Angst in ihren Augen, aber ebenso diese spezielle Art von Hochmut, die sie so perfekt beherrschte. Sie hasste ihn immer noch, stellte er erleichtert fest. *Mir ist lieber, er schneidet mir die Kehle durch, als mir von dir helfen zu lassen,* sagte ihr Blick. Alan lächelte ihr zu. Susannas Mut hatte ihm immer imponiert.

»Also, was soll das werden, Monseigneur?«, fragte er Eustache. »Eure Geisel ist wertlos, denn mir ist es gleich, wenn ihr sie tötet. Ein Wort, und zwanzig meiner Männer stürmen diese Halle. Wenn Ihr die Kunst der Politik beherrscht, wie Ihr behauptet, wird es Zeit, Euch Eure Niederlage einzugestehen.«

Eustache lachte leise. »Meine Geisel ist wertlos?«, wiederholte er. »Nun, dann war es ja klug von mir, gleich eine zweite zu nehmen, nicht wahr?« Er stieß Susanna zur Seite, und sie landete hart auf dem strohbedeckten Holzboden.

Alan setzte sich in Bewegung, aber lange bevor er die Tafel erreichte, hatte Eustache sich herabgebeugt und hob etwas vom Boden auf. Als er sich wieder aufrichtete, hielt er ein kleines Mädchen von hinten an den Armen gepackt und stellte es vor sich auf den Tisch.

Alan blieb stehen, als seien seine Füße plötzlich am Boden festgenagelt. Das Kind mochte vier Jahre alt sein, und es war Haimons Ebenbild. Die kleinen Hände und Füße waren zusammengebunden, ein Knebel steckte in seinem Mund. Die dunklen Augen waren weit aufgerissen, starrten Alan direkt an, und ihr Ausdruck schien sämtliche Luft aus seinen Lungen zu pressen. Furcht stand in den Augen und diese staunende Verwirrung, die ihm von Oswald so vertraut war.

Alan ließ das blutverschmierte Schwert ins Stroh fallen.

»Ah«, machte Eustache zufrieden. »Es scheint, meine Lage ist doch nicht so aussichtslos, wie wir beide eben noch dachten.«

»Was wollt Ihr? Freien Abzug?«

Über den Kopf des kleinen Mädchens hinweg sah der Prinz ihn an, die schmalen, rötlichen Brauen wie vor Verblüffung gehoben. »Ich fürchte, freier Abzug wird nicht ganz ausreichen, Alan of Helmsby. Ich will Rache für den Krieg, den Ihr gegen meinen Vater geführt habt und der mich meine Krone gekostet hat.«

»Dann lasst das Kind los und nehmt Euer Schwert in die Hand«, schlug Alan vor.

»Wieso sollte ich das tun? Warum sollte ich Euch diese Ehre erweisen, nachdem Ihr mich und meinen Vater so unaussprechlich gedemütigt habt? Legt die Waffen und die Rüstung ab. Na los.«

Alan rührte sich nicht.

Mit einem einzigen Ruck riss Eustache dem kleinen Mädchen den Kittel vom Leib. Eigentümlich langsam sah es an sich hinab, erkannte voller Schrecken seine Nacktheit, kniff die Augen zu und fing an zu weinen.

»Ich habe mir sagen lassen, das sei der einzige Anblick auf der Welt, der Euch erschüttern könne«, knurrte der Prinz. »Versteht Ihr mich jetzt?«

»Mylord?«, kam Athelstans Stimme von der Tür. »Was zum Henker ist hier ... «

Alans Atem ging stoßweise, und sein Blickfeld hatte eine rötliche Tönung angenommen. Es erforderte eine enorme Willensanstrengung, den Blick von dem Kind abzuwenden und auf Eustache zu richten. Ohne sich umzuwenden, sagte er: »Komm her, Athelstan. Hilf mir aus der Rüstung. Alle anderen bleiben draußen.«

»Aber Mylord ... «

»Komm schon«, herrschte Alan ihn an.

Sein junger Vetter trat vor ihn, sah von ihm zu Eustache und wieder zurück, und seine Miene wurde grimmig. Dann nahm er den Helm aus Alans Händen entgegen und ließ ihn

ins Stroh fallen. Wortlos streckte Alan die Arme nach oben, und Athelstan umfasste den unteren Rand des Ringelpanzers und zog ihn ihm über den Kopf.

Alan zückte den Dolch aus der Scheide am Gürtel und gab ihn ihm. »Jetzt nimm Lady Susanna und geh.«

Sie war aufgestanden und trat einen unsicheren Schritt auf ihn zu. »Alan ... was hast du vor?« Es klang untypisch dünn.

Der rote Schleier vor seinen Augen hatte sich nicht gelichtet.

Alan war es, als habe dieser seltsame rote Nebel sich auch über seinen Geist gelegt, zähflüssig wie Brei. Der Anblick des Kindes und alles, was er mit sich brachte, lähmte seine Sinne. Selbst seine Zunge kam ihm schwer vor. Ein Kopfschütteln war die einzige Antwort, die er für Susanna hatte.

»Jetzt komm her«, befahl Eustache. Alan setzte sich in Bewegung. »Mylord«, protestierte Atheistan.

»Alan, tu das nicht«, bat Susanna heiser.

Langsam wandte er den Kopf und sah sie an. »Willst du deine Tochter behalten und vor dem retten, was er vorhat? Oder ist sie wertlos, Susanna?«

Sie schüttelte den Kopf, sah zu ihrem Kind, dann wieder zu ihm und fing an zu weinen. Beschämt wandte sie sich ab und schlug die Hände vors Gesicht. »Sie ist ... mein Ein und Alles«, bekannte sie tonlos.

»Dann geh. Athelstan bringt sie dir zurück.« »Alan ... Ich will nicht, dass du das für mich tust.«

Er hörte kaum hin, sondern ging weiter auf Eustache zu.

Beinah zerstreut gab er zurück: »Sei unbesorgt. Ich tu es nicht für dich. Jetzt verschwinde endlich.«

Athelstan nahm sie zaghaft am Arm und brachte sie zur Tür.

Alan war vor dem Prinzen angekommen und sah ihm ins Gesicht.

Eustache lächelte wieder. »Knie dich hin, sei so gut.«

Ich sterbe wie Regy, dachte Alan fassungslos und kniete sich ins Stroh. »Schwöre mir, dass du sie ihrer Mutter zurückgibst. Unversehrt.«

Eustache nickte feierlich, ließ das Kind los und zog sein Schwert. »Ich schwöre bei den Gebeinen des heiligen Königs Edmund«, höhnte er und hob die Waffe mit beiden Händen über die linke Schulter. Dann gab er ein eigentümliches Stöhnen von sich, und als Alan den Kopf hob, sah er die blutverschmierte Spitze eines Jagdmessers aus der Brust des Prinzen ragen.

»Oh nein, du Unhold«, knurrte King Edmund. »Das wirst du nicht tun.«

Alan sah den Blick der grausamen, stahlblauen Augen brechen, und als Edmund den Griff seines Messers losließ, sank der tote Prinz ins Stroh.

Alan kam auf die Füße. Unfähig, auch nur ein Wort herauszubringen, wich er kopfschüttelnd vor dem Heiligen mit den blutigen Händen zurück.

Edmund schien ihn kaum zu bemerken; er wirkte seltsam entrückt. Er hob ein Büschel reines Stroh vom Boden auf und säuberte sich damit sorgsam die Hände, ehe er das weinende kleine Mädchen von seinen Fesseln und dem Knebel befreite und ihm seinen Kittel wieder überstreifte. Dann nahm er es auf den Arm und wiegte es. »Schsch. Alles ist gut, Marie. Hab keine Angst mehr. Komm, lass uns schauen, wo deine liebe Mutter steckt ... «

Alan schüttelte immer noch den Kopf, um ihn endlich wieder klar zu bekommen. Sein Blick fiel auf den Prinzen, der auf der Seite gelandet war. Als Alan das Messer erkannte, welches das Herz durchbohrt hatte, lief ihm ein eisiger Schauer über den Rücken. »Woher hast du diese Klinge?«, rief er Edmund nach.

Der hagere Angelsachse wandte sich um. »Es ist das Jagdmesser, das du auf der Insel gefunden hast.«

»Das seh ich selbst. Aber woher hast du es?«

Edmund hob die Schultern - er war die Ruhe selbst. »Es lag immer unbenutzt in deiner Truhe. Ich habe mir erlaubt, es zu borgen.«

»Und wie kommst du hierher? Wie kannst du an diesem Ende der Halle auftauchen, wenn du nicht durch den Eingang gekommen bist? Hast du ein Wunder gewirkt, King Edmund?«

»Gott wirkt Wunder, wie oft muss ich dir das sagen, eh du es lernst? Aber nicht in diesem Fall. Dieser Donjon hat eine Treppe im Eckturm, genau wie deiner. Wozu sollte Gott also ein Wunder wirken, wo ich doch einfach die Tür nehmen konnte?« Er zeigte mit dem Finger auf den schmalen Durchlass in der hinteren Ecke der Halle, den Alan bislang nicht gesehen hatte, weil er im Schatten lag.

Trotzdem, dachte Alan argwöhnisch. Irgendetwas stimmt hier nicht. Er sah auf Eustache hinab und murmelte: »Du hättest lieber auf etwas anderes schwören sollen. Dann stündest du jetzt hier und ich läge da.«

Es hatte aufgehört zu regnen, als der Karren, der den toten Prinzen zu seinem Vater zurückbringen sollte, aus dem Burgtor zockelte. Sechs von Eustaches Rittern und Knappen waren noch übrig. Alan hatte keinen Sinn darin gesehen, sie gefangen zu nehmen oder zu töten, darum bildeten sie die Eskorte.

Alan und Edmund sahen dem traurigen kleinen Zug nach. »Bitter für den alten König«, bemerkte Alan.

»Oh ja«, stimmte King Edmund zu - vorbehaltlos, aber ohne Reue. »Erinnere ich mich recht, dass er noch einen Sohn hat?«

Alan nickte. »William. Ein sanftmütiges Geschöpf. Es hieß sogar einmal, er wäre gern Mönch geworden, nur hat sein

Vater es verboten.« Er zuckte die Schultern. »Jedenfalls ist er kein Krieger wie Eustache. Henry wird ihn großzügig mit Ländereien ausstatten, und William wird sich erleichtert in die Normandie zurückziehen, schätze ich.«

»Also ist der Krieg vorbei?«, fragte Edmund.

Alan legte ihm für einen Moment die Hand auf die Schulter. »Der Krieg ist vorbei.«

»Dann lass uns Gott danken.«

»Das werden wir. Aber lass es uns in der Kirche von Helmsby tun. Ich will so schnell wie möglich aus Fenwick verschwinden.« Und er wollte nach Hause. Er wollte zu seiner Frau, wollte sie am helllichten Tage verführen, sie mit nichts als dem Bändchen am Fußknöchel bekleidet sehen und hinter geschlossenen Bettvorhängen mit ihr feiern, dass er noch lebte.

Edmund kehrte dem Torhaus den Rücken und wandte sich Alan zu. »Ich werde nicht mit nach Helmsby zurückkehren, mein Sohn.«

»Was? Wieso nicht, in aller Welt?«

»Mein Werk ist getan, Alan. Es wird Zeit für mich.« Alan sah ihn sprachlos an.

»Gottes Plan ist aufgegangen, wie er es immer tut«, fuhr King Edmund fort. »Ich war ein stumpfes Werkzeug und wusste meist nicht, warum ich tat, was ich tat, aber alles hat sich zum Guten gefügt. Ich habe dich von der Insel geführt ... «

»Moment«, unterbrach Alan entrüstet. »Ich würde sage, *ich* habe *dich* von der Insel geführt.«

Edmund ließ sich nicht beirren. » ... und nach East Anglia gebracht, weil Gott wollte, dass Henry dir und Simon dort begegnet. Nur weil das geschehen ist, wird er der nächste König von England.«

»Ich würde sagen, du überschätzt unsere Rolle ein wenig.«
»Das tue ich keineswegs, und das weißt du. Ein Letztes blieb

noch zu tun, um ihm die Krone zu sichern und mein geliebtes East Anglia von der Tyrannei zu erlösen.«

»Eustache«, sagte Alan tonlos. Ein Sonnenstrahl brach durch die graue Wolkendecke, aber dennoch fror ihn an Armen und Rücken, als ihm aufging, dass Edmund es wirklich ernst meinte.

Der nickte und ergriff lächelnd mit der Rechten seine Linke. »Du siehst also, ich sage die Wahrheit. Mein Werk ist getan. Darum muss ich euch nun verlassen.«

Alan befreite seine Hand wütend. »Aber ... aber was wird Oswald sagen, wenn du nicht nach Helmsby zurückkehrst?«

»Ich habe mich von Oswald verabschiedet, eh ich nach Wallingford aufbrach. Er war bekümmert, aber er hat es verstanden. Du wirst feststellen, wenn du ihn siehst, dass er dir in der Kunst, sich Gottes Willen zu fügen, weit überlegen ist.«

Alan schüttelte hilflos den Kopf. »Aber wo willst du denn hin?«

Edmund lächelte und blieb die Antwort schuldig.

Alan stieß hörbar die Luft aus und würgte den dicken Brocken herunter, den er plötzlich in der Kehle hatte. »Also ist dies hier unser Abschied.«

»So ist es, mein Sohn. Aber du solltest nicht trauern, weißt du. Ich gehe nur voraus, und am Tisch des Herrn sehen wir uns wieder. Bis es so weit ist, hast du indes noch allerhand zu tun, will mir scheinen. Ich weissage, dass du mein Nachfolger als Hüter von Recht und Ordnung in East Anglia sein wirst. Und du musst dein Leben leben. In Frieden, Alan, auch wenn du dir das vielleicht noch nicht so recht vorstellen kannst. Das Weiße Schiff sinkt nicht mehr.«

Alan schloss ihn kurz in die Arme, dann trat er zurück und nickte ihm zu. »Geh mit Gott, King Edmund.«

Der hob lächelnd die Hand zu einem letzten Gruß und schritt auf seinen rissigen Sandalen Richtung Torhaus. »Ich

tu das immer, wie du sehr wohl weißt. Gib du lieber Acht, dass du nicht wieder von seinem Weg abkommst, mein Sohn.«

»Deine Predigten werden mir fehlen!«, rief Alan ihm nach und lachte, damit er nicht anfing zu heulen.

Er verspürte den Drang, Edmund nachzulaufen und ihn zurückzuholen, notfalls mit Gewalt. Weil er um ihn fürchtete. Der Krieg mochte vorüber sein, aber es würde ein Weilchen dauern, bis die Nachricht die Engländer erreichte und bis sie es glauben konnten. Noch herrschten Willkür und die Furcht, die die Menschen gnadenlos machte. Wie sollte ein liebenswerter Wirrkopf wie Edmund in solch einer Welt zurechtkommen? Wo würde er hingehen? Was würde er tun, an wen sich wenden, wenn er feststellte, dass er nur ein gewöhnlicher Sterblicher war, der hungerte und dürstete und fror? Aber Alan wusste, er durfte ihn nicht hindern, seinen Weg selbst zu wählen. King Edmund war nicht Luke, der nur in umsorgter Unfreiheit glücklich war und gefährlich wurde, wenn man ihn zwang, auf eigenen Füßen zu stehen. Edmund war der Hirte ihrer Gemeinschaft gewesen, ihr Anführer in allen Dingen des Glaubens und des Gewissens, und Alan hatte seine Autorität in diesen Fragen nie in Zweifel gezogen. Wenn er ihn jetzt zurückholte und entmündigte, dann nur, weil der Zerfall ihrer Gemeinschaft ihn deprimierte. Er täte es für sich, nicht für Edmund, musste er einräumen, und dann wäre er nicht besser als der Abt von St. Pancras ...

»Alan?«

Er wandte den Kopf. Seine beiden Ritter waren aus dem Donjon gekommen, jeder einen Becher in der Hand. Athelstan drückte den seinen Alan in die Finger. »Hier. Blackmore-Wein. Ich wette, es ist deiner.«

Alan nickte ihnen zu und trank. »Hm. Gut.« Er atmete tief durch.

»Und wie geht es nun weiter?«, fragte Älfric. »Zurück nach Wallingford?«

»Was macht Susanna?«, fragte Alan.

»Oh, Lady Susanna ist schon wieder ganz die Alte«, berichtete Athelstan trocken. »Sie residiert in der Halle und scheucht das Gesinde herum. Nur zu ihren Kindern ist sie liebevoll, das muss man ihr lassen.«

»Immerhin.«

»Sie lässt ausrichten, sie habe nicht den Wunsch, dich zu sehen.«

Alan lächelte flüchtig. »Das trifft sich gut.« Er überlegte einen Moment, dann entschied er: »Athelstan, du bleibst bis auf Weiteres mit den Wachen und den Männern von Blackmore hier. Ich möchte, dass ihr Susanna und ihre Kinder beschützt, bis wieder Ruhe im Land herrscht. Baut ihr eine ordentliche Halle, und dann reißt diese Burg ab.«

»Was?«, fragte Älfric entsetzt. »Aber es ist eine hervorragende Anlage ... «

»Sie wurde ohne Erlaubnis der Krone errichtet, und darum wird sie wieder abgerissen«, erklärte Alan, und sie hörten, dass es keinen Sinn hatte, mit ihm darüber zu streiten. »Es wird höchste Zeit, dass geltendes Recht wieder befolgt wird, und dort, wo ich Einfluss habe, geschieht das ab heute. Susannas Sohn kann den König um die Erlaubnis ersuchen, eine Burg bauen zu dürfen, wenn er erwachsen ist. Bis zu dem Tag steht er unter meiner Vormundschaft. Das gilt auch für seine Mutter. Erinnere sie daran, wenn sie dir Schwierigkeiten machen will, Athelstan. Sei möglichst höflich zu ihr, aber lass dich nicht herumkommandieren. Du bist hier als mein Steward. Klar?«

Athelstan sah aus, als wisse er nicht so recht, wie ihm geschah, aber er nickte. »Hättest du Einwände, wenn ich sie irgendwann heirate?«, fragte er dann. »Falls sie will, meine ich natürlich.«

Alan schüttelte den Kopf. »Ich kann dir nicht reinen Herzens

zu diesem Schritt raten, aber tu, was du für richtig hältst.« Seine beiden Cousins lachten.

»Und was machst du?«, fragte Älfric. »Ich reite nach Hause.«

EPILOG

Westminster, Dezember 1154

Wie Alan vorhergesagt hatte, musste Henry nicht lange auf seine Krone warten.

Der Tod des Kronprinzen hatte König Stephen den letzten Lebensmut geraubt, und im Winter war er krank und hinfällig geworden. Der Vertrag, den er mit Henry geschlossen hatte, hatte sein Reich zum ersten Mal seit seiner Krönung so weit befriedet, dass Stephen es gefahrlos bereisen konnte, und alle, die ihn auf seinem langen Weg von Grafschaft zu Grafschaft, von Kloster zu Kloster begleiteten, merkten, dass König Stephen Abschied nahm. Er starb am 25. Oktober im Jahre des Herrn 1.1.54, und am Sonntag vor Weihnachten krönte Erzbischof Theobald Henry Plantagenet und Alit~nor von Aquitanien in Westminster Abbey.

»Sie ist eine wunderschöne Königin«, raunte Philippa beim anschließenden Krönungsbankett ihrem Mann zu.

Simon schaute unauffällig zu Alienor hinüber. »Ja«, stimmte er zu. »Die Krone steht ihr hervorragend. Genau wie Henry.« »Höre ich einen Hauch von Stolz, mein Gemahl?«

»Sagen wir, Zufriedenheit.« Aber Simons dunkle Augen leuchteten, als er Henry auf seinem prunkvollen Thronsessel auf der Estrade betrachtete. »König von England, Herzog der Normandie und von Aquitanien, Graf von Anjou und Maine. Und das mit einundzwanzig Jahren.«

»Die anderen Herrscher der Christenheit können einem beinah leidtun«, bemerkte sie trocken.

»Genau wie seine Brüder.« Simon schaute zu Geoffrey und William Plantagenet, die mit Henry und Alienor an der hohen Tafel saßen und missmutig an ihren Schwanenkeulen kauten. »Wir werden sie im Auge behalten müssen.«

Unauffällig drückte Philippa unter dem Tischtuch seine Hand. »Aber nicht heute, Simon de Clare.«

»Sie hat recht, Simon«, bemerkte Alan, der an Philippas anderer Seite saß. »Zur Feier des Tages könntest du heute ausnahmsweise einmal darauf verzichten, hinter jedem Baum einen Meuchelmörder zu wittern. Davon abgesehen ist Geoffreys und Williams Erbitterung nichts, verglichen mit König Louis' .«

Leises Gelächter erhob sich, und es enthielt einen unüberhörbaren Hauch von Schadenfreude. Im vorletzten August hatte Alit~nor Henry einen gesunden Sohn geboren, und der bedauernswerte König von Frankreich, dem sie in fünfzehn Ehejahren nur zwei Töchter geschenkt hatte, schäumte seither vor Wut. Er hatte zur Geburt des kleinen William weder gratuliert noch Geschenke geschickt. Doch Simon war zuversichtlich, dass Louis' Missgunst und Verwünschungen dem Jungen nichts anhaben konnten, denn er war an dem Tag zur Welt gekommen, da Eustache de Boulogne sein Leben verloren hatte. Gott hatte es so gefügt, dass England keinen Tag ohne Kronprinz sein sollte, und viel deutlicher hätte er sich kaum offenbaren können: Das gekrönte Paar dort oben an der hohen Tafel hatte eine Dynastie begründet, und es war dieses Geschlecht und kein anderes, das Englands Zukunft bestimmen sollte.

»Wie lange dauert ein Krönungsbankett?«, fragte Miriam Alan leise.

»Ich weiß es nicht«, gestand er ebenso gedämpft. »Dieses hier ist mein erstes.« Er sah sie scharf an, und sein Blick glitt unwillkürlich zu ihrem deutlich gewölbten Bauch. »Alles in Ordnung?«

Sie nickte. »Sei beruhigt, es gibt keinerlei Anzeichen, dass ich in Westminster Hall an Henrys Krönungstag niederkomme.«

Aber diese Schwangerschaft war ihr schlimmer auf den Magen geschlagen als jede zuvor, wusste Alan, und der

Anblick und die Gerüche so vieler Speisen, von denen die wenigsten koscher waren, machte ihr zu schaffen.

Nach einer weiteren Stunde wurde sie indes erlöst. Als es dämmerte, stand der König von der Tafel auf, um das Ende des Festmahls anzukündigen, und schlug zum Abschluss der Feierlichkeiten zwei Dutzend junger Männer zu Rittern, die sich bei der Eroberung der Midlands und der Verteidigung von Wallingford besonders hervorgetan hatten. Die Edelleute, Lords und Ritter in der festlich geschmückten Halle ließen ihren jungen König und seine Königin lautstark hochleben. Wenig später zogen Henry und Alienor sich zurück.

»Irgendwie ist es nicht zu fassen«, murmelte Godric kopfschüttelnd auf dem Weg nach draußen. »Schon *wieder* ein König auf dem englischen Thron, der kein Wort Englisch kann.«

»Das wird er lernen«, entgegnete sein Bruder zuversichtlich. »Oder spätestens der kleine William. Du weißt doch, wie's mit den Normannen war. Die haben's auch irgendwann begriffen.«

Bevor sie sich am nächsten Morgen auf die Heimreise machten, schickte der König nach Simon und Alan. Verwundert folgten die beiden Freunde der Wache zu den königlichen Gemächern, die in einem schlichten, aber stabilen Holzbau nur einen Steinwurf von der Klosterkirche entfernt lagen.

Henry begrüßte sie mit den Worten: »Wir brauchen in Westminster einen neuen Palast ... Oh, steht schon auf. Ich krieg jedes Mal einen Mordsschreck, wenn ihr vor mir kniet.« Alan und Simon erhoben sich und tauschten ein Grinsen. »Ein neuer Palast, Sire?«, fragte Alan. »Ich hätte gedacht, was gut genug für Urgroßvater William war, sei gut genug für Euch.«

»Er muss unempfindlich gegen Kälte gewesen sein«, gab Henry verdrossen zurück.

»Was vermutlich daran lag, dass er so fett war«, warf die Königin ein, trat über die Schwelle und schloss die Tür. »Lord Helmsby, Lord Wallingford. Eine Freude, Euch zu sehen.« Ihr war es nicht peinlich, als sie vor ihr auf ein Knie sanken, aber sie forderte sie mit einer routinierten und höchst huldvollen Geste umgehend auf, sich wieder zu erheben.

»Es gibt Dutzende von Dingen, die wir zu besprechen haben«, eröffnete Henry seinen beiden Freunden. »Ich verstehe wirklich nicht, warum ihr vor Weihnachten noch nach East Anglia zurückwollt. Ihr müsst wieder aufbrechen, sobald ihr dort seid, wenn ihr zum Hoffest zurück sein wollt.«

»Wir werden uns sputen«, versprach Simon.

»Na schön.« Henry seufzte. »Dann jetzt nur schnell das Wichtigste. Lord Helmsby, ich wünsche, dass Ihr Sheriff von Norfolk werdet.«

Alan sah ihn ungläubig an und schüttelte den Kopf. »Das kannst du dir ... könnt Ihr Euch aus Eurem gekrönten Haupt schlagen.«

»Ich glaube nicht, dass es noch angemessen ist, wenn du so mit mir sprichst, Alan«, bemängelte der junge König ein wenig nervös und fügte an Simon gewandt vorwurfsvoll hinzu: »Du solltest ihn doch vorwarnen.«

Simon seufzte verstohlen. »Ich habe es nicht übers Herz gebracht«, gestand er. »Es war so ein froher Tag ... «

Alan warf ihm einen vernichtenden Blick zu. »Vielen Dank,

alter Freund, dass du mich hier ins offene Messer laufen lässt.« »Oh, keine Ursache.«

»Alan«, begann Henry beschwörend. »Ich bitte dich ... « »Spart Euch die Mühe«, fiel Lord Helmsby dem König rüde

ins Wort. »Ich habe mein halbes Leben damit verbracht, für die Krone Eurer Mutter Krieg zu führen. Jetzt habt Ihr sie.

Werdet glücklich damit und lasst mich zufrieden. Ich habe wirklich genug getan und denke nicht daran, in Eurem Namen irgendwelche Unglücksraben aufzuknüpfen oder ihnen die Hände abzuhacken. Und außerdem ... «

»Wir werden das Recht reformieren, Alan. Ich schwöre dir, dieses Land wird bessere Gesetze bekommen, als es sie je hatte. Aber ich brauche Männer, auf die ich mich verlassen kann, die es durchsetzen.«

»John de Chesney wird Euch nicht enttäuschen. Er ist ein guter Sheriff.«

»Aber alt und bequem. Du hast selbst gesagt, dass er Norwich nie verlässt. Das ist nicht gut genug. Die Menschen in East Anglia vertrauen dir und verehren dich. Es gibt keinen Mann, der besser geeignet wäre als du.«

»Aber ich will nicht«, widersprach Alan bockig. »Ich will am Feuer sitzen und die Laute spielen und meine Kinder aufwachsen sehen und ... «

»Du wirst dich zu Tode langweilen«, prophezeite Simon. Alan atmete tief durch. »Das werde ich nicht, glaub mir.« Dann sah er zu Henry und wies mit dem Finger auf Simon. »Wie wär's mit ihm? Da er das Amt des Sheriffs offenbar so erstrebenswert findet ... «

»Auf ihn warten andere Aufgaben«, unterbrach Henry ungeduldig.

»Verstehe. Du führst an deinem Hof das offizielle Amt des Geheimnisträgers ein.« Wider Willen musste er grinsen und sagte zu Simon: »Die Intriganten bei Hofe können einem fast leidtun.« Dann wurde er wieder ernst und verneigte sich förmlich vor Henry. »Euer Ansinnen ehrt mich, Sire. Aber ich muss leider ablehnen.«

Henrys Gesicht nahm eine bedenklich purpurne Tönung an, aber ehe er anfangen konnte zu brüllen, sagte die Königin betont verhalten: »Die Entscheidung ist natürlich die Eure, Lord Helmsby. Ihr solltet nur eines bedenken: Als Sheriff von

Norfolk läge es in Eurer Hand zu entscheiden, welche Maßnahmen zum Schutz der jüdischen Gemeinde von Norwich getroffen werden. Maßnahmen zu ihrem Schutz ebenso wie Maßnahmen, die die Verständigung mit ihren normannischen und englischen Nachbarn verbessern. Versteht Ihr, was ich meine?«

Betroffen erwiderte er ihren Blick, dann sah er den jungen König an.

Henry seufzte tief und hob die Schultern. »Ich weiß, Alan.

Glaub mir, ich kenne keinen Menschen, der ihr an Überredungskunst und schamloser Manipulation das Wasser reichen könnte. Nicht einmal Simon. Wir haben geglaubt, er hätte sie überlistet, mich zu heiraten, aber es war genau umgekehrt. Und ihr könnt euch einfach nicht vorstellen, was ich in den Händen dieser Frau seither an Niederlagen erlitten habe.«

Seine komische Verzweiflung brachte seine Freunde ebenso zum Lachen wie seine Gemahlin, aber Alan warnte: »Denkt nicht, Ihr hättet mich überzeugt. Ich will Bedenkzeit.«

Henry gewährte sie mit seinem huldvollsten Nicken königlicher Gunst. »Also erwarte ich deine Antwort am Dreikönigstag. Aber wenn du ablehnst, enteigne ich dich, leg dich in Ketten und reiß dir das Herz raus, ist das klar?«

Alan verneigte sich nochmals - tief genug, um seine unangemessene Heiterkeit zu verbergen. »Ich werde Eure wüsten Drohungen bei meiner Entscheidung gewissenhaft berücksichtigen, mein König.«

Bury St. Edmunds, Dezember 1154

Eine dünne Schneedecke dämpfte den Hufschlag der Pferde und machte die Nacht hell, und als Alan vor der Klosterpforte absaß, begannen wieder dicke Flocken zu fallen, lautlos und sacht.

»Losian, mir ist kalt«, klagte Oswald. »Und Marigold auch.« Er schälte die Hand aus seinem dicken Mantel und strich seiner geliebten kleinen Stute mitfühlend über die Mähne.

»Schsch«, machte Alan. »Wir müssen leise sein.« Er saß ab und band Conan an einen Eisenring in der Mauer. »Wird nicht lange dauern«, versprach er ihm. Oswald folgte seinem Beispiel.

Alan fischte einen vorbereiteten, in Leder gewickelten Stein aus dem Beutel und warf ihn über das Holztor der Klostermauer. Augenblicklich öffnete sich die schmale Pforte, die in das doppelflügelige Tor eingelassen war, aber niemand zeigte sich.

Alan nahm Oswald beim Arm und zog ihn ins Innere. Als die Tür sich schloss, erkannten sie Simon, Godric und Wulfric. Seit dem Nachmittag hatten sie sich im Kloster versteckt, um ihre Gefährten bei Nacht einlassen zu können.

»Alles in Ordnung?«, fragte Alan gedämpft.

Simon nickte. »Aber wir sollten nicht trödeln. In einer Stunde ist die Mette. Wir müssen verschwunden sein, ehe die Mönche in die Kirche kommen.«

»Dann lasst uns gehen«, sagte Alan.

Er führte die Gefährten über den Innenhof zum Westportal der Klosterkirche. Wie erwartet war es unverschlossen. Leise schlüpften sie hinein.

»Ganz schön finster«, murmelte Godric, und es klang, als sei ihm ein wenig mulmig.

»Wartet hier einen Moment.« Vorsichtig durchschritt Alan das dunkle Kirchenschiff, trat an den Altar und entzündete seine vorbereitete Fackel am ewigen Licht. »Ich hoffe, das ist nicht verboten, Gott, aber wir führen nichts Unrechtes im Schilde.«

Das Licht wies seinen Freunden den Weg, und langsam kamen sie näher. Als sie aufgeschlossen hatten, um rundeten sie zusammen den Altar, und der Fackelschein fiel auf einen länglichen Quader, der zwischen Altarraum und Chorgestühl auf einem steinernen Podest stand und von einem feinen Tuch bedeckt war: Es war ein vortrefflich gearbeiteter Bilderteppich, der das Martyrium des heiligen Edmund zeigte.

Alan wies mit der freien Hand darauf. »Meine Großmutter hat ihn gestickt. Kaum war er fertig, ist sie gestorben.«

»Oh, jetzt reicht's aber, Alan«, grollte Wulfric. »Mir ist so schon grauslig genug.«

Oswald rückte unauffällig ein wenig näher an Alan heran, zeigte aber gleichzeitig auf den an den Baum gefesselten Märtyrer und sagte: »Genau, wie er's uns immer erzählt hat.« Die Übereinstimmung von Bild und Geschichte schien ihn auf eigentümliche Weise zu beruhigen.

»Du hast recht«, befand Simon und wechselte einen Blick mit Alan. »Wollen wir das wirklich tun?«

»Wir sind den ganzen weiten Weg hergekommen. Also werden wir jetzt nicht kneifen. Hier, Oswald, halt die Fackel.« Behutsam hoben Alan und Simon den kostbaren Teppich an den Ecken hoch, staunten darüber, wie schwer er sich anfühlte,falteten ihn sorgsam zusammen und legten ihn beiseite. Was sie enthüllt hatten, war ein steinerner Sarg, der keine Inschrift trug und bis auf ein eingemeißeltes Zahnmuster am Deckelrand schmucklos war. Genau wie der

Abt ihm erzählt hatte, saß der Deckel nicht ganz passgenau und schien ein wenig verrutscht zu sein.

Während Oswald ihnen leuchtete, verständigten Simon, Alan und die Zwillinge sich mit einem Blick. Letztere legten die Hände ans Fußende des Deckels, die anderen beiden ans Kopfende, und unter einigem Ächzen drehten sie den schweren Sargdeckel, bis er quer zum eigentlichen Sarg lag und sie hineinspähen konnten.

Alle brauchten sie einen Moment, bis sie den Mut dazu fanden. Dann nahm Alan Oswald die Fackel wieder aus der Hand und streckte sie über dem Sarg aus. Was sie beleuchtete, war ein sauberes, gelbliches Skelett in einem verfallenen Gewand, das möglicherweise einmal eine Kutte gewesen war. Ein paar wirre, brüchige Haare umgaben den Totenschädel, aber man konnte unmöglich sagen, welche Farbe sie einmal gehabt haben mochten.

Oswald zog erschrocken die Luft ein, fuhr zurück und bekreuzigte sich, aber dann beugte er sich wieder über die Gebeine des Heiligen, unfreiwillig, so schien es, als sei er magisch angezogen. »Wird er sich plötzlich aufsetzen und einen von uns packen?«, flüsterte er.

»Nein«, versicherte Alan. »Er schläft tief und fest, und zwar seit fast dreihundert Jahren.« Es klang ernüchtert.

Er konnte beim besten Willen nicht sagen, was er hier zu finden gehofft oder erwartet hatte. Aber irgendwie hatte er geglaubt, heilige Gebeine müssten anders aussehen als die gewöhnlicher Sterblicher. Nicht so jämmerlich vergänglich.

»Tja«, machte Wulfric, atmete tief durch und trat einen Schritt zurück, wie üblich in perfekter Harmonie mit der Bewegung seines Bruders. »Nun haben wir ihn gesehen und nichts gefunden, was uns klüger macht.«

»Ich schätze, töricht wie wir waren, haben wir nichts anderes verdient«, stimmte Simon zu.

Alan hörte, dass es ihnen genauso erging wie ihm selbst:

Sie waren enttäuscht, ohne zu wissen, worüber genau. »Kommt. Lassen wir den armen Edmund in Frieden ruhen.«

Er legte die Hände wieder an den Deckel, als Oswald mit dem Finger auf die Mitte des Skeletts zeigte. »Da, sieh mal, Losian.«

Alan trat wieder zu ihm, und auf der anderen Seite beugten sich Simon und die Zwillinge über den Sarg.

»Er trägt ein altes Jagdmesser am Gürtel«, erkannte Simon verblüfft. »Oder was vom Gürtel übrig ist. Seltsame Beigabe für einen Heiligen, oder? Und außerdem .,. Alan? Was hast du?«

Alan war plötzlich zurückgewichen. »Seht es euch noch mal genau an«, riet er. Mit einem Mal schlug ihm das Herz bis in die Kehle, und seine Hände waren klamm.

Er leuchtete ihnen wieder, und Simon und die Zwillinge beugten sich noch ein bisschen weiter vor, bis auch sie die Waffe erkannten und erschrocken die Luft einzogen.

»Das ist deins«, sagte Oswald schließlich. »Dein Messer von der Insel, Losian.«

Alan nickte. »Aber wie kommt es hierher?«

Oswald war als Einziger völlig gelassen. »Er hat's aus Helmsby mitgenommen, bevor er weggegangen ist.«

Alan sah ihn an. Sie hatten noch nicht häufig über Edmunds Fortgehen gesprochen, weil das Thema für sie beide schmerzlich war, aber mit einem Mal schien Oswald mit dem Verlust ihres sonderbaren Hirten versöhnt zu sein.

»Was hat er zu dir gesagt, als er aufbrach?«, fragte Alan. Oswald hob die rundlichen kleinen Hände. *»Ich muss noch was erledigen, und dann geh ich zu jesus.* Oder so ähnlich.« Alan wies auf die Gebeine. »Du meinst also, das da ist *unser* King Edmund?«

Oswald sah ihn verständnislos an. »Ja, wer denn sonst? Was ist mit dir, Losian? *Du* hast gesagt, wir reiten zu seinem

Grab.« Alan musste sich räuspern. Er wusste überhaupt nicht mehr, was er denken sollte.

»Es kann nicht sein«, murmelte Simon mit Nachdruck. Er klang beinah wütend. »Alan, das ist *unmöglich.«*

»Ja, ich weiß«, räumte Alan ratlos ein.

»Es könnte Dutzende Erklärungen dafür geben, wie das Messer in den Sarg kommt«, sagte Godric. Aber auch er klang nervös. »Vermutlich war er selbst hier und hat es reingeschmuggelt, weil er genau wusste, dass wir früher oder später herkommen würden. Er hat uns einen Streich gespielt. Sieht ihm ähnlich, oder?«

»Nein«, antworteten die anderen im Chor.

Godric schnalzte mit der Zunge - es hallte eigentümlich in der stillen Kirche. »Mist. Ihr habt recht. Und was nun?« Niemand antwortete.

Schließlich sagte Simon: »Wir werden hier keine Lösung dieses Rätsels finden. Also lasst uns den Sarg schließen, einen Augenblick beten und dann verschwinden.«

Und das taten sie.

Als sie das Kirchenportal erreichten, hielten sie noch einmal inne und schauten zurück. Bewegte sich dort etwas im Schatten hinter dem Altar? Oder war es nur das Flackern des kleinen Lichts, welches das Auge täuschte?

Simon atmete tief durch, und im Schein der Fackel sah man die große Dampfwolke, die sein Atem in der Winterluft bildete. »Mir ist kalt und mir graut«, brummte er.

»Mir auch«, stimmten die Zwillinge im Chor zu.

Alan legte die Hand an die Tür. »Ruhe in Frieden, King Edmund. Kommt, Freunde. Nichts wie raus hier.«

Oswald schüttelte den Kopf. »Also ehrlich«, sagte er. »Manchmal seid ihr merkwürdig.«

E + N + D + E

HISTORISCHE ANMERKUNGEN UND DANK

Henry II. herrschte fünfunddreißig Jahre lang über England und seine Besitzungen in Frankreich und begründete zusammen mit seiner außergewöhnlichen Frau eine der faszinierendsten Herrscherdynastien des Mittelalters. Der kleine Prinz William wurde nur drei Jahre alt, aber ihm folgten vier weitere Söhne und drei Töchter. Louis von Frankreich war *not amused.*

Henrys Regierungszeit war so stürmisch wie sein Temperament: Mit einer unbedachten Äußerung initiierte er die Ermordung seines Freundes Thomas Becket, der inzwischen Erzbischof von Canterbury geworden war und auf diese Art und Weise tatsächlich ein Märtyrer und Heiliger wurde, womit er wohl nie gerechnet hätte. Der Bischofsmord war ein Ereignis, das die gesamte Christenheit bis in die Grundfesten erschütterte, für Henry ein politischer Super-GAU und eine persönliche Tragödie. Auch mit seinen Söhnen hatte er es nicht gerade leicht. Sie führten ewig Krieg gegen ihn oder untereinander, sobald sie alt genug waren, ein Schwert in der Hand zu halten. Die Ehe mit Alienor (oder Eleanor, wie sie meist genannt wird) wurde eine Katastrophe. Henry betrog sie ständig, und als sie mit ihren Söhnen gegen ihn paktierte, ließ er sie jahrelang einsperren. Sie überlebte ihn allerdings um fünfzehn Jahre, kehrte nach seinem Tod zurück zu politischer Macht und dürfte sich wohl als Siegerin in diesem langen Ehekrieg betrachtet haben, zumal es ihr Lieblingssohn Richard (später »Löwenherz« genannt) war, der ihren leidenschaftlich gehassten Gemahl fast buchstäblich ins Grab trieb.

Dank seines politischen Talents und seiner legendären Tatkraft wurde Henrys Herrschaft über England eine Blütezeit. Die Wunden, die die *Anarchy* geschlagen hatte, heilten erstaunlich schnell, denn Henry band auch die einstigen Gegner seiner Mutter in die Regierung ein. Nur William of Gloucester und Richard de Clare kamen bei ihm nie auf einen grünen Zweig. Niemand weiß so recht, woran das lag, also habe ich mir hier wieder einmal erlaubt, die Gründe zu erfinden.

Das neue Rechtssystem, das Henry einführte, war bahnbrechend und hat teilweise bis heute Bestand. Es stimmt übrigens, dass er 1147 im Alter von vierzehn Jahren nur mit einer Handvoll Ritter nach England kam, um die Krone seiner Mutter zu erkämpfen, seine Gefährten und sein Geld aber verlor und allein durch East Anglia irrte, bis König Stephen ihm schließlich aus der Klemme half und ihn zurück nach Hause schickte. Die Mär vom Dämonenblut ist ebenso belegt wie Henrys Nähkünste, und »Bei den Augen Gottes« war tatsächlich sein liebster Ausspruch, denn der galt als extrem blasphemisch, und Henry gefiel sich in der Rolle des *Enfant terrible.*

Zwei Legenden sind Ihnen in diesem Roman begegnet, die im kollektiven Bewusstsein des englischen Hochmittelalters eine wichtige Rolle gespielt haben. Die eine ist die des Gerberlehrlings William of Norwich, der 1144 starb - angeblich als Opfer eines von Juden verübten Ritualmords. Natürlich entbehrt dieser Vorwurf jeder Grundlage, aber in der Geschichte des nachbarschaftlichen Zusammenlebens von Christen und Juden ist es immer wieder zu solchen Unterstellungen gekommen. William of Norwich war - jedenfalls nach Lage der Quellen - lediglich der erste von vielen solcher Fälle im europäischen Mittelalter. Das Zusammenleben von Juden und Christen gestaltete sich oft schwierig, da es von Vorurteilen, Misstrauen und vor allem

Unkenntnis auf beiden Seiten geprägt war, was sich nie besserte, weil die geistlichen Führer beider Religionen gesellschaftliche Kontakte zwischen Angehörigen der beiden Gemeinschaften missbilligten und teilweise gar verboten. Trotzdem sind auch Fälle von Freundschaften, von zum Judentum übergetretenen Christen und zum Christentum konvertierten Juden und sogar von Mischehen belegt. Letztere zogen den Verstoß aus der Glaubensgemeinschaft, Enteignung und/oder ruinöse Geldstrafen nach sich.

Die zweite Legende ist die des heiligen Edmund. Sie deckt sich etwa mit der Geschichte, die King Edmund im Roman in der Kirche von Gilham erzählt. Die gesicherten Fakten über diesen angelsächsischen König sind hingegen eher dünn. Laut einem knappen Bericht der *Angelsachsenchronik* schlug das dänische Invasionsheer Edmunds Armee im Jahr 869 und tötete den König. Die Legendenbildung und Heiligenverehrung begannen kurz darauf. Nach seinem Tod an unbekannter Stelle begraben, wurden die sterblichen Überreste im Jahr 906 in das Kloster überführt, das später Bury St. Edmunds genannt wurde und welches Dank seines berühmten Heiligen eines der reichsten und mächtigsten Klöster im mittelalterlichen England wurde. Wie der Schrein im 12. Jahrhundert aussah, wissen wir nicht, nur dass er hinter dem Hochaltar stand. Er wurde 1327 erstmals demoliert (von wütenden Bürgern der Stadt übrigens, die Streit mit den Mönchen hatten), und der im gotischen Stil wiedererbaute Schrein wurde bei der Aufhebung des Klosters 1539 zerstört - zusammen mit der Abteikirche.

Der heilige Edmund war während des gesamten Mittelalters so berühmt, dass er Pilger aus ganz Europa anzog, und er war Englands Nationalheiliger, bis der Drachentöter St. Georg ihn im 14. Jahrhundert aus dieser Position verdrängte.

Es ist übrigens wahr, dass Eustache de Boulogne nach der Einigung zwischen seinem Vater und Henry Plantagenet bei Wallingford nach East Anglia zog und die Umgebung von Bury St. Edmunds verwüstete. Die Umstände, unter welchen er dabei ums Leben kam, sind nicht ganz geklärt, aber die Leute in East Anglia sagten damals, der heilige Edmund habe seine Hand im Spiel gehabt ...

Geistig und körperlich behinderte Menschen und ihr Platz in der mittelalterlichen Gesellschaft sind nicht ganz einfach zu recherchieren, weil über das Thema nicht viele Quellen existieren. Mary und Eliza, die zusammengewachsenen Zwillingsschwestern aus Biddenden, von denen der Wachsoldat in Westminster Simon erzählt, hat es tatsächlich gegeben. Sie starben 11-34 mit Mitte dreißig und beide innerhalb weniger Stunden, weil die überlebende Schwester eine Trennung ablehnte. Noch heute verteilt man in Biddenden zu Ostern kleine Küchlein mit einer Abbildung von Mary und Eliza, um an ihre ungewöhnliche Großzügigkeit zu erinnern.

Psychopathische Serienmörder wie Reginald de Warenne sind keine Erscheinung unserer Zivilisation, wie mancher vielleicht annimmt, sondern gab es immer schon. Ihr berüchtigtster Vertreter im Mittelalter war natürlich Gilles de Rais, jener adlige Kampfgefährte der Jungfrau von Orleans, der nach ihrem Tod tiefer und tiefer in Okkultismus und sexuelle Perversion sank und - nach vorsichtigen Schätzungen - 140 Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts missbrauchte und ermordete, ehe er 1440 hingerichtet wurde. Eigentlich wollte ich einen Roman über Gilles schreiben. Doch als ich mir die Frage stellte, ob ich wirklich zwei Jahre meines Lebens - so lang brauche ich ungefähr für einen Roman - in seiner Gesellschaft verbringen wollte, lautete die Antwort: Nein, vielleicht lieber doch nicht. Dennoch hat mich das Thema nie losgelassen, nicht zuletzt auch der Aspekt, wie lange und mühelos ein

Angehöriger des Adels Kinder aus der bäuerlichen Unterschicht verschwinden lassen konnte, ehe der Justizapparat sich in Bewegung setzte und wenigstens einmal nachfragte.

Das Down-Syndrom, das Sie vermutlich bei Oswald diagnostiziert haben, hielt man lange für ein Phänomen der Neuzeit, weil es erst im 19. Jahrhundert wissenschaftlich beschrieben wurde. Inzwischen sind aber 3000 Jahre alte Ton- und Steinfiguren und spätmittelalterliche Gemälde entdeckt worden, die Menschen mit typischen Merkmalen dieser genetischen Anomalie zeigen.

Epilepsie, die angeboren oder durch eine Verletzung verursacht sein kann, wird schon bei den alten Ägyptern und Babyloniern beschrieben. In der Antike galten Epileptiker als Lieblinge der Götter. Alexander der Große und Julius Caesar litten daran, um nur zwei der berühmtesten Vertreter zu nennen. Im Mittelalter ließ die Beliebtheit der Betroffenen merklich nach. Nicht immer, aber auch nicht selten wurde Epilepsie als göttliche Strafe angesehen oder als Besessenheit diagnostiziert, der man mit Exorzismen beizukommen suchte.

Die Lehrmeinung der mittelalterlichen Wissenschaft zu Ursachen körperlicher und geistiger Behinderungen oder psychischer Störungen war nicht einheitlich, ebenso wenig die Beantwortung der Frage, wie Betroffene zu behandeln seien und welchen Platz in der Gesellschaft sie einnehmen sollten. Der Schönheitswahn, der heutzutage die Umsätze der plastischen Chirurgen ankurbelt, war im Mittelalter unbekannt. Arm- und Beinstümpfe von Kriegsverletzungen, Fehlbildungen, Hauterkrankungen etc. gehörten zum Alltagsbild, und niemand wäre auf die Idee gekommen, sich sonderlich darüber aufzuregen. Doch gab es eben auch eine kirchliche Lehrmeinung, die besagte, dass geistig Behinderte keine Seele haben und Menschen mit körperlichen Fehlbildungen nicht nach Gottes Ebenbild

erschaffen seien und man sie deshalb separieren müsse, weil der Gemeinschaft der Christen ein Zusammenleben mit diesen Personengruppen nicht zuzumuten sei. Als die Lepra sich im späteren Mittelalter auf dem Rückzug befand, war die Praxis verbreitet, Behinderte in den nicht mehr benötigten Leprosarien einzusperren. Es gab indes auch zu dieser frühen Zeit schon Gelehrte, die psychische Störungen als medizinisches Phänomen verstanden und zu behandeln versuchten. Da die gesamte medizinische Wissenschaft aber bei Muslimen, Juden und Christen gleichermaßen auf der antiken Lehre von den vier Körpersäften basierte, waren ihre Fortschritte eher bescheiden. Die explosive Mischung aus Hypnose und Drogen, mit der Josua ben Isaac Alan im Roman zu helfen versucht, habe ich erfunden, aber Behandlungsansätze mit Hypnose, Diäten und Bädern sind ebenso belegt wie leider auch die glühenden Stahlstifte.

Lange habe ich nach der geeigneten Form und den richtigen Figuren gesucht, um die Geschichte vom Untergang des *White Ship* und all dem, was danach geschah, zu erzählen, so wie ich es im Nachwort von *Das zweite Königreich* in Aussicht gestellt habe, und um dieser Epoche gerecht zu werden, die ihren Namen - *Ihe Anarchy* - wahrhaftig zu Recht trägt. Oder besser gesagt: Ich habe lange auf die geeignete Form und die richtigen Figuren *gewartet.* Irgendwann kommen sie nämlich ganz von selbst, hat die Erfahrung mich gelehrt, und so war es auch dieses Mal. Das erste Steinchen zum Mosaik dieses Romans fand ich auf höchst angenehme Art, nämlich im Urlaub auf Kreta, wo ich von der Terrasse einen wundervollen Blick auf die kleine vorgelagerte Insel Spinalonga hatte. In der alten venezianischen Festung auf diesem Inselchen verwahrte die griechische Regierung bis in die 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts Leprakranke. Als mein Mann und ich die Insel besuchten, betraten wir die Festung durch ein gewaltiges Tor, und ich bekam ganz weiche Knie. Wie muss es sich

angefühlt haben, habe ich mich gefragt, wenn man als Kranker durch dieses Tor kam? Mit der Gewissheit, dass man die Insel nie wieder verlassen würde? Die Erinnerung an dieses Erlebnis hat mich lange begleitet, aber bei den ersten Überlegungen, einen Roman daraus zu machen, stellte ich bald fest, dass Lepra nicht das Thema war, das ich suchte. Dann las ich wenige Monate später im *stern* einen Bericht über siebzehn psychisch kranke und drogenabhängige Männer, die zusammen vor dem Hurrikan Katrina aus einem Obdachlosenasyl in New Orleans geflohen waren und während ihrer langen Odyssee so gut aufeinander achtgegeben hatten, wie sie eben konnten. Diese Geschichte fand ich ebenso faszinierend wie anrührend, und sie wurde zur Initialzündung dieses Romans. Mein herzlicher Dank gilt daher dem Autor Jan Christoph Wiechmann. Ich wünschte, ich könnte so großartige Geschichten in so knapper Form schreiben, aber wie man an diesem Buch hier wieder einmal unschwer erkennen kann, ist es mir einfach nicht gegeben, mich kurzzufassen.

Danken möchte ich auch all den fachkundigen Menschen, die mir bei der Recherche geholfen und meine vielen Fragen beantwortet haben, insbesondere Guido Gerhards, der sich mit Kreuzzügen und der Topographie im Heiligen Land des 12. Jahrhunderts auskennt, Jens Börner, der mir höchst interessante Dinge über Fecht- und Waffentechnik erklärt hat, Dr. Oliver Walter für seine Ausführungen zur dissoziativen Amnesie und deren Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit im 12. Jahrhundert, meiner Schwester Dr. Sabine Rose wieder einmal für die geduldige Beantwortung aller anderen medizinischen Fragen und mindestens so geduldiges Testlesen, meinem Neffen Dennis Rose für seine »Free-Regy«-Kampagne, die mir das tröstliche Gefühl gegeben hat, dass ich nicht die Einzige mit einer befremdlichen Schwäche für diese Romanfigur war, meiner Schwester Regina Hütter für anregende freitägliche

Gespräche über Historie und die Wissenschaft ihrer Erforschung, meinem Vater Wolfgang Krane nicht nur fürs Testlesen, sondern auch für das Schreib-Gen, meiner Mutter Hildegard Krane für die Organisation von Du-weißt-schonwas und das Geschichts-Gen, meiner Lektorin Karin Schmidt, meinem Agenten Michael Meller, Detlef Bierstedt und Andreas Fröhlich für ihre Stimmen, und wo ich gerade beim Thema bin, nutze ich die Gelegenheit, an dieser Stelle auch Renate Schönbeck, Carolin Bunk, Claudia Baumhöver, Ariane Skupch, Axel Pleuser, Udo Schenk, Matthias Koeberlin, Max von Pufendorf, Christina Kühnreich und allen anderen für die grandiosen Hörspiele zu danken.

Es hat ja schon Tradition, dass der letzte und wichtigste Platz in dieser Liste guter Geister meinem Mann Michael vorbehalten bleibt, und das ist auch dieses Mal wieder so, denn wie immer gebührt ihm mein größter Dank. Für seine ungebrochene Lust und Akribie als erster Testleser, seine vielfältige Unterstützung meines Schaffens, Begleitung auf all meinen Reisen und tausend andere Dinge. Und für einen Rat, den er mir vor fünfzehn Jahren einmal gegeben hat - wo er doch so ungern Ratschläge erteilt wie Gildor Inglorion aus Finrods Geschlecht -, ohne den ich aber nie einen historischen Roman geschrieben hätte.

R.G., Mai 2007 - November 2008

Impressum

Dieses Buch
erscheint auch als Lübbe Audio.
Ehrenwirth Verlag
in der Verlagsgruppe Lübbe
Originalausgabe

Lektorat: Karin Schmidt
Innenillustrationen: Jürgen Speh
Karte: Helmut Pesch
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
Einband-/Umschlagmotiv: © Illustration HildenDesign,
München Satz: Kremerdruck GmbH, Lindlar
Gesetzt aus de Aldus Roman von Linotype
Druck und Einband: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-431-03791-3

ebook Erstellung - Dezember 2009 - TUX

* * *

Ende Teil 3